

Das Buch

Gerade noch an der letzten Militärparade der DDR teilgenommen und als »Bester Truppenteil« ausgezeichnet, beginnt 1989 der Abstieg des Küstenraketenregiments-18. Der neue und letzte Kommandeur der Eliteeinheit kämpft in dieser Zeit nicht nur um den Bestand seiner Waffengattung, um die berufliche Zukunft seiner Untergebenen, sondern auch um seine Würde und die seiner Soldaten. Präzise beschreibt er die Abwicklung eines Berufsstandes im Osten, die man offiziell als Abrüstung in Deutschland firmiert. Genau beobachtet er bei sich und seinen Kameraden den Spagat zwischen Anpassung und Hoffnung bei der Verramschung einer Armee. Nach seiner Entlassung reist er, auf den Spuren seiner Raketen, bis nach Kalifornien.

Frank Schumann

© edition ost

Klaus-Peter Gödde, Jahrgang 1952, tritt gleich nach dem Abitur in die Volksmarine der DDR ein, absolviert ein fünfjähriges Studium an der Höheren Kaspischen Seekriegsschule »S. M. Kirow«. Nach Einsatz in verschiedenen raketentechnischen Verwendungen in der Schnellbootflottille studiert er von 1984 bis 1987 an der Militärakademie »Friedrich Engels« in Dresden. 1988 wird der Korvettenkapitän in das Küstenraketenregiment-18 versetzt und dort im darauf folgenden Jahr Regimentskommandeur. 1991 als Leiter des Nachkommandos aus der Bundeswehr entlassen, gelingt ihm der Einstieg in die freie Wirtschaft. Mit seiner Frau lebt er heute in Worms.

„Für einen Soldaten ist es nicht einfach sein Vaterland zu verlieren, ganz gleich, ob es ein gutes oder weniger gutes war“.

Zitat Admiral a.D. Theodor Hoffmann aus dem Dokumentarfilm *„Aus Feind wird Freund? – Als die NVA die Waffen streckte“* (Film von Daniela Sonntag und Bernd Weisener - ©ZDF 2010)

Dieses Buch widme ich allen Angehörigen des Küstenraketenregiments 18

Inhalt

Vorwort zur 2. Ausgabe
Abschied ohne Wiedersehen
Das Küstenraketenregiment
Der letzte Jahrestag der DDR
Niedergang im Frieden
Der Kommandeurswechsel
Anpassung und Hoffnung
Die gewählte Alternative
Die Militärreform
Der letzte Waffenkauf der DDR
Neue Strukturen
Das letzte Gefecht
Der Besuch des Ministers
Der Anschluss
Die ehemaligen Feinde
Abschied von uns selbst
Das Ende der NVA
Soldaten ohne Heimat
Auf verlorenem Posten
Schleppender Ausverkauf
Im Regiment nebenan
Das Nachkommando
NVA-Waffen in aller Welt
Anhang
Register
Abkürzungsverzeichnis

Alle in diesem Buch dargelegten Ansichten und Meinungen geben die des Autors wieder und müssen nicht unbedingt mit denen anderer Personen oder Institutionen, der Marine oder der Regierung irgendeines Landes übereinstimmen.

Vorwort zur 2. Ausgabe

Von heute auf morgen hatte Anfang 1991 mein berufliches Leben eine jähe Änderung erfahren und im Vordergrund stand nicht, die Vergangenheit in einem Buch zu verewigen. Das war zu dieser Zeit wahrhaftig nicht mein dringlichstes Anliegen. Um mich in der neuen, nun zivilen, Welt durchzusetzen, brauchte ich erstens einen Personalcomputer und zweitens Wissen und Fertigkeiten ihn nutzbringend zu verwenden. Denn bis dato war Computertechnik für mich persönlich ein Brief mit sieben Siegeln und gehörte damals noch lange nicht zu einem tagtäglich genutzten Arbeitsmittel, in der DDR noch weniger als im Westen Deutschlands. Ich besuchte aufbauend nach Feierabend verschiedene EDV-Grundlagenkurse und kaufte danach einen eigenen PC. Und so verband ich das Nutzbringende und in die Zukunft Weisende mit dem, was mir die Vergangenheit „beschert“ hatte. In den ersten zwei Jahren hatte ich nur den Wunsch, die Ereignisse, die mein Leben von Grund auf veränderten, in Textform festzuhalten. Ich stellte fest, wie schnell ich Namen, besondere Ereignisse und konkrete Zeitangaben vergessen hatte. Je mehr ich mich aber mit meiner Vergangenheit beschäftigte, desto klarer erinnerte ich mich, und ich lernte dabei wie eine Sekretärin, das Maschinenschreiben und herkömmliche PC-Anwenderprogramme zu nutzen.

Die NVA wurde in der Masse bis Ende 1990 aufgelöst. Die Reste in den darauffolgenden Monaten. Die deutsche Militärgeschichte kennt kein analoges Ereignis, dass ohne einen Blutstropfen eine ganze Armee beseitigt wurde. Im Einheitsrausch in Ost und West bekamen die wenigsten Menschen mit, dass über Nacht eine ganze Berufsgruppe aus Ostdeutschland verschwand. Die Bundeswehr kürzte ihren Personalbestand nicht einmal um zehn Prozent, versetzte aber ihre Soldaten sozial abgefedert in den Ruhestand. Von der NVA blieben hingegen nicht einmal zehn Prozent übrig – darunter kein General, kein Admiral. Und sozialverträglich war diese Aktion schon gar nicht.

Bei der NVA im Allgemeinen und beim Küstenraketenregiment-18 im Besonderen handelte es sich keineswegs um marode und desolate Institutionen. Ganz im Gegenteil, das Küstenraketenregiment-18 blieb bis August 1990 kampf- und einsatzbereit. Im September 1990 rüstete es Eppelmann bis unterhalb des kritischen Punktes vereinigungsreif ab. Nach der Übernahme durch die Bundeswehr wurde das Küstenraketenregiment wie die gesamte NVA innerhalb von wenigen Monaten endgültig abgewickelt. Darüber berichte ich in diesem Buch. Alles bewegliche Material der NVA, im Wert von 80 Milliarden DM¹, verscherbelte man wie auf einem Flohmarkt, veräußerte oder verschrottete es einfach. An die ehemaligen Nutzer und Eigentümer dachte niemand. Selbst militärische Leckerbissen verkaufte oder verschenkte die Bundesrepublik Deutschland aus politischen, aus wirtschaftlichen und aus anderen Gründen an Verbündete oder interessierte Staaten, natürlich erst nach genauer Bewertung und Untersuchung der Waffen.

Kapitän zur See a.D. Walter Jablonsky, den ich heute einen Freund nenne, schreibt im Buch »NVA – Anspruch und Wirklichkeit«, dass die Volksmarine bedeutsame Stärken wie Schwächen hatte. Als Stärke wertete er das professionelle, einsatzbereite und kriegsnah denkende Offizierskorps, das hochentwickelte Selbst- und Leistungsbewußtsein, die zweckmäßige Organisation der schwimmenden Kräfte in Kampfgruppen, die hochentwickelte Fähigkeit zum Übergang Frieden/ Krieg mit den Elementen Gefechtsbereitschaft und Mobilmachungsfähigkeit, die große Beachtung, die man dem Zusammenwirken der Kräfte und Mittel auf allen Ebenen schenkte; das ausgefeilte Dezentralisierungssystem.²

Niemand von denen, die die Volksmarine auflösten, wollten diese positiven Seiten in eine gesamtdeutsche Marine einbringen. Für alle Beteiligten in Ost und West kam der Zusammenfall der DDR so überraschend, so dass über die nächste Zukunft keine Klarheit herrschte und die schnellstmögliche Auflösung der NVA dem deutschen Einigungsprozess eher dienlich war als das diese als nicht kalkulierbares Risiko vor sich hergeschoben wurde.

Auch die Lösung vieler rechtlicher Probleme in diesem Zusammenhang müssen heute einem, in vielen Fragen anzuzweifelnden und politisch gefärbten, Einigungsvertrag Rechnung getragen werden.

Die unvoreingenommene Sicht auf die Geschichte erfordert, dass man die Ereignisse so darstellt, wie sie sich tatsächlich zugetragen haben. Die Chronik der Auflösung des Küstenraketenregiments-18 ist ein Mosaikstein dazu. Als letzter Kommandeur habe ich sie aufgeschrieben. Erst dadurch beendete ich gedanklich und emotional ein wichtiges Kapitel meines Lebens.

Viele Angehörige des Küstenraketenregiments und der Volksmarine haben dieses Buch, welches nur in einer kleinen Auflage erschienen ist, im Laufe der letzten zehn Jahre erworben und gelesen. Es steht aber auch in vielen Bibliotheken von militärhistorisch interessierten Menschen sowie im Militärarchiv und anderen Institutionen. Tatsächlich hat das Buch Vielfältiges mehr bewirkt:

1. Dieses Buch, dass die friedliche Auflösung eines Truppenteils, welcher symptomatisch für den einer ganze Armee steht, beschreibt das äußerst detailliert und aus ganz persönlicher Sicht.
2. Das Buch war im Herbst 2002 Auslöser für die Aufnahme von Wartungsarbeiten und vielen Vorführungen in der Öffentlichkeit der letzten in Deutschland verbliebenen mobilen Startrampe des Küstenraketenregiments im Militärlhistorischen Museum (MHM) Dresden.
3. Drei Regimentstreffen und viele Zusammenkünfte im kleinen Kameradenkreis sind mit Veröffentlichung dieses Buches im Jahr 2000 und der über Jahre stattfindenden Aktivitäten im MHM in Zusammenhang zu bringen.
4. Die Geschichte der Küstenraketenkräfte ist nicht nur die Geschichte seines Untergangs, wie sie hier in diesem Buch beschrieben wird. Ende 2012/ Anfang 2013 kommt ein höchst interessantes Werk über die „*Küstenraketenkräfte der Volksmarine 1962-1991*“ auf den Buchmarkt. Hier wird die Gesamtgeschichte dieser Waffengattung der VM durch ein ganzes Autorenkollektiv neu erzählt. Auch ein Fernsehfilm ist in Arbeit, der in DVD-Ausgabe einmalige und bisher unveröffentlichte Aufnahmen dokumentieren wird.
5. Bei umfassenden Recherchen zu diesem Thema sind interessante Geheimhaltungs-Aspekte bekannt geworden. Obwohl die Bundeswehr und ihre Verbündeten vor 20 Jahren diese Bewaffnung als überholt und veraltet bezeichneten, studierten sie insgeheim bis ins Detail diese Kampftechnik und halten diese Studien und Analysen streng geheim und führen bis in die Gegenwart hinein, insbesondere an Infrarot- und anderen Technologien, Tests durch und klassifizieren auch 2011 immer noch dieses oder jenes System der Raketen als Kriegsgerät.
6. Auch die Einbeziehung des Internets zur Aufarbeitung der Regimentsgeschichte auf der Homepage www.kuestenraketen.de lässt sich zweifelsohne auf die Veröffentlichung dieses Buches zurückführen. Sie stellt heute eine wesentliche Kommunikationsplattform der Angehörigen des Regiments und viele ihrer Sympathisanten dar.

Nun wurde der Zeitraum überschritten, in dem ich länger in der freien Wirtschaft tätig, als das ich Berufssoldat gewesen bin. Heute zwanzig Jahre danach kann ich einschätzen, dass mein erfolgreiches und ziviles Berufsleben in unterschiedlichen Logistikbranchen des Handels überwiegend meinem soldatischen Werdegang zu verdanken ist. Insbesondere möchte ich meine persönlichen Führungseigenschaften und meine soliden militärischen Ausbildung in

der NVA anführen, die mich stets und sicher durch die unbekanntenen Gewässer der heutigen Welt geführt haben.

Worms, im Juli 2011
Klaus-Peter Gödde

Abschied ohne Wiedersehen

Das Raketenschießen der Stoßkräfte³ der Volksmarine (VM) Ende Juli 1989 im Seegebiet um den Brüster Ort⁴ lag mit vielen, ausschließlich positiven Ergebnissen und einer Fülle von schönen Erlebnissen hinter uns. Den 7. Raketenschießabschnitt für die Küstenrakentruppen (KRT) beendeten wir auch in diesem Jahr erfolgreich mit zwei Volltreffern. Wir verabschiedeten uns für zwei Jahre, so dachten wir damals, von unseren sowjetischen Freunden, den Angehörigen der Marineinfanterie und den Küstenrakentruppen der Baltischen Rotbannerflotte. Ein Jahr sollte das Raketenschießen für das Küstenraketenregiment-18 (KRR-18) auf Grund der Lebensendeplanung der Seezielraketen der Volksmarine ausgesetzt werden, wie auch schon im Jahr 1983 praktiziert. Ein Wiedersehen verabredeten wir im Jahr 1991 und traten über den kurzen Seeweg von Baltijsk (ehemals Pillau) in Landungsschiffen der Baltischen Flotte und der Volksmarine den Heimweg nach Rostock an.

Keiner der Teilnehmer dieses letzten militärischen Höhepunktes der Flottenkräfte und Küstenrakentruppen der Volksmarine ahnte, welche sich überstürzenden politischen Ereignisse über uns hereinbrechen und welche radikalen Veränderungen sich in unserem Leben von heute auf morgen vollziehen sollten.

Das Küstenraketenregiment

Ende der 70er Jahre führte das Ministerium für Nationale Verteidigung (MfNV) moderne und mobile Küstenraketenkräfte ein; solche Kräfte hatte es schon einmal von 1962 bis 1972 im Bestand der Flotte gegeben.

Es gab also Erfahrungen mit dieser, für unsere geographischen Bedingungen der südwestlichen Ostsee und der Ostseeausgänge zugeschnittenen Waffengattung.

Als Oberleutnant diente ich 1978 in der Raketentechnischen Abteilung der 6. Flottille (RTA-6) in Tilzow auf der Insel Rügen. Unser Kommandeur, Fregattenkapitän Kurt Stippkugel, erhielt Ende August 1978 die Aufgabe, eine Küstenraketenabteilung aufzubauen. Einzelne Angehörige unserer Abteilung wechselten zum neuen Standort, der in der damaligen RTA der 4. Flottille in Schwarzenpfost bei Rostock aufgebaut wurde.

So kam es, dass ich viele Jahre später, als ich in das Küstenraketenregiment-18⁵ versetzt wurde, alte Kameraden wiedersah. Gemeinsam mit ihnen erlebte ich dann den Höhepunkt und das Ende dieser Einheit.

Drei Meilensteine gibt es in der Entwicklung der damaligen Küstenraketenabteilung:

- die Aufstellung des Küstenraketenregimentes-18 am 1. November 1983,
- die Verleihung der Truppenfahne an das KRR-18 am 7. Oktober 1984,
- die Verleihung des Ehrennamens »Waldemar Verner«⁶ 1985.

Die Küstenraketruppen der Volksmarine hatten die Aufgabe, aus einem Küstenstreifen heraus, mit einer Tiefe bis 10 Kilometer, gegnerische Überwasserziele zu bekämpfen. Das Hauptkampfmittel bestand aus selbstfahrenden Startrampen (SSR). Zur Sollausrüstung eines Regimentes nach sowjetischer Struktur gehörten zwölf Rampen, in drei Abteilungen aufgliedert (Organigramm). Das KRR-18 besaß 1990 aber nur zehn SSR. Jede Startrampe

war mit zwei Flugkörpern ausgerüstet. Diese Raketen, mit einer Reichweite bis zu achtzig Kilometer, konnten gegen schnelllaufende Ziele mit einer maximalen Geschwindigkeit von 40 Knoten eingesetzt werden.

Dieser Komplex, der den Namen »Rubesh«⁷ trug, deckte von jedem Küstenpunkt aus große Teile der Operationszone der Volksmarine ab.

Die Raketen »P-21« und »P-22« trugen die NATO-Bezeichnung »SS-N-2 Charlie« bzw. »SS-N-2 Delta«. Diese modernen Seezielraketen fassten die eingegebenen Ziele mittels Funkmeß⁸ oder Infrarot selbständig auf, nahmen bei Kontaktverlust erneut die Zielsuche auf, flogen das Ziel selbständig an und bekämpften gegnerische Überwasserkräfte.

Die raketentragenden Überwasserkräfte des potentiellen Gegners – die Schnellboote der Bundesmarine vom Typ 148, 143 und 143 A und auch die dänischen »Willemoes« – gehörten in den Einsatzplänen der Volksmarine zu den Vorrangzielen. Aber auch NATO-Landungskräfte und andere Flottenkräfte galten als prädestinierte Ziele der Küstenraketenruppen.

Natürlich kannte ich nicht den Operationsplan der Volksmarine. Dieser war wohl im Detail nur dem Chef der Volksmarine, seinen Stellvertretern, den verantwortlichen Mitarbeitern des Stabes und dem »Stabsorgan Operativ« bekannt. Auch die Flottillenchefs der 1., 4. und 6. Flottille kannten die wesentlichen Passagen der aktuellen Operativplanung. Diese Dokumente besaßen verständlicherweise die höchste Geheimhaltungsstufe.

Ein an der Sektion Seestreitkräfte der Akademie »Friedrich Engels« in Dresden oder an der Seekriegsakademie in Leningrad ausgebildeter Kommandeur oder Stabsoffizier verfügte nach Abschluss seiner Ausbildung allerdings über sehr ausgeprägte Vorstellungen über die operativen Pläne der jeweiligen Teilstreitkraft (TSK). Die praktische Umsetzung der militärtheoretischen Lehrmeinung oder das Hineinversetzen in die entsprechende Führungsposition gelang solchen Offizieren zumeist komplikationslos.

Das wichtigste operative Dokument für jeden Kommandeur der Ebene Truppenteil/selbständiges Bataillon stellte der »Plan der Überführung vom Friedens- in den Kriegszustand« dar. In diesem umfangreichen, aber sehr übersichtlichen Schriftstück waren, auf der Grundlage der jeweiligen militärpolitischen Situation, alle Aufgaben, Handlungen, Zeiten äußerst präzise formuliert. Jährlich im Oktober sprach der Chef des Stabes des Kommandos der Volksmarine den vom Minister für Verteidigung bestätigten Entschluss des Chefs der Volksmarine gemeinsam mit den Direktunterstellten bis zur Ebene Brigade, Truppenteil, selbständige Abteilung im sogenannten MZO-18⁹ durch, präziserte ihn im Detail, stimmte vor allem die Führung, das Zusammenwirken der Truppen, Waffengattungen und Dienste, besonders die rückwärtige Sicherstellung (Logistik) ab.

So konnte ich, ohne Detailkenntnisse des »Operationsplanes Volksmarine«, auf der Grundlage des Planes zur Überführung des KRR-18 und meines Wissens über die VM, als Bestandteil der Vereinten Ostseeflotten (VOF)¹⁰ und der in der Operationsrichtung handelnden Küstenfront¹¹, meine Entschlüsse ableiten. Zu den Grundregeln der operativ-taktischen und der operativen Kunst gehörte es, den Einsatz verschiedenartiger Flottenkräfte fast ausschließlich im Zusammenwirken zu organisieren und zu verwirklichen. Auch bei den dem Befehlshaber direkt unterstellten Kommandeuren war solches Denken und Handeln ausnahmslos ausgeprägt.

Es gehörte zum Alltag, dass Überwasserkräfte mit Küstenraketen- und Marinefliegerkräften nach gemeinsamem und abgestimmtem Plan des Befehlshabers im Zusammenwirken das Seegefecht führten und damit ihre Gefechtsaufgaben erfüllten. Dieses Miteinander entstand nicht von heute auf morgen. Es war das Ergebnis vieler taktischer Überlegungen, eines großen Trainingsaufwandes und natürlich letztlich das Resultat vieler Ausbildungsstunden, die Schweiß, Nerven und Anstrengungen in allen Mannschafts- und Führungsebenen gekostet hatten.

In der Bundesmarine und in anderen westlichen Flotten bestand ein solch hoher Grad des organisierten Zusammenwirkens der Waffengattungen der Seestreitkräfte nicht, wurde in dieser Perfektion nicht praktiziert und auch nicht beherrscht.

Die Ausrüstung

Neben den 10 Startrampen und den dazugehörigen Besatzungen gab es im Küstenraketenregiment-18 eine Fülle herkömmlicher und spezieller Technikeinheiten. Zur Ausrüstung des Truppenteils zählten 23 mobile Nachrichtensätze¹² unterschiedlicher Zweckbestimmung und Reichweiten sowie eine stationäre Nachrichtenstelle. Kein anderer Truppenkörper der VM, ausgenommen das Nachrichtenregiment-18, verfügte verhältnismäßig über soviel Gefechtssicherstellungstechnik wie das KRR-18. Auch unter komplizierten Bedingungen konnten wir stabile und verschiedene Nachrichtenverbindungen herstellen und betreiben.

Eine wesentliche Säule der KRT bildete die raketentechnische Komponente. Nur durch sie kam ich als raketentechnischer Offizier ins KRR-18. Mit diesen Kräften und Mitteln konnten unter Garnisons- und feldmäßigen Bedingungen die Seezielraketen gelagert, zum Verschuss vorbereitet und zu jedem geeigneten Beladungsort der selbstfahrenden Startrampen transportiert werden. Das KRR verfügte über Lagerhallen für Raketen und Munition, über ein Raketentreibstofflager sowie über verschiedene Materiallager, Werkstätten und andere technische Einrichtungen, um die Hauptbewaffnung zum Einsatz vorzubereiten, zu warten und zu pflegen, aber auch instandzusetzen.

Ohne Kraftfahrzeuge, egal ob herkömmlich oder Spezial-Kfz, bewegte sich im ursprünglichen Sinn des Wortes im KRR-18 nichts. Die enorme Mobilität der Küstenraketenkräfte basierte auf ständig einsatzbereiter Kraftfahrzeugtechnik. Um diese Einsatzbereitschaft zu gewährleisten, existierte eine komplette Kfz-Werkstatt mit ausgebildetem, erfahrenem Personal und einem großen Ersatzteillager.

Zu den wesentlichen Eigenschaften eines guten Kommandeurs gehört es, dass er die Bedeutung der Rückwärtigen Dienste (Logistik) immer richtig einschätzt und ihnen auch die notwendige Aufmerksamkeit schenkt.

Zum Bereich der Rückwärtigen Dienste zählten im KRR-18 der Verpflegungs-, der Treib- und Schmierstoffdienst sowie der Bekleidungs- und Ausrüstungsdienst, der Medizinische Dienst und der Unterkunftsdienst. In der Dienststelle Schwarzenpfost gab es eine Großküche mit Verpflegungslager, ein Heizhaus, ein Tanklager, eine Kläranlage, eine Trafostation einschließlich der Objektelektrik, ein Bekleidungs- und Ausrüstungslager (B/A), eine Objektfeuerwache mit zwei Tanklöschfahrzeugen und viele andere Lager, zwar lange nicht so groß wie die des Raketen- und Waffentechnischen Dienstes, aber für die Existenz des KRR von grundlegender Bedeutung.

Auch ein Medizinischer Punkt mit einer Arztpraxis einschließlich acht Krankenbetten und einer kompletten stomatologischen Einrichtung sowie einer kleinen Röntgenabteilung gehörten dazu.

Über dem Medizinischen Punkt befand sich ein Ledigenwohnheim, in dem vorrangig unverheiratete und junge Berufsunteroffiziere und Fähnriche lebten. Auch ich war fast ein dreiviertel Jahr in diesem Gebäude untergebracht.

Das gesamte Objekt, nach seiner Größe und geographischen Lage ein geschlossenes und selbständiges Gebilde, besaß auch einen Unterkunftsdienst (UKD). Der kümmerte sich um die Unterhaltung, Instandsetzung der Anlagen und Gebäude der Dienststelle und die Neubeschaffung und Aussonderung des gesamten Inventars. Auch die Beschaffung von Energieträgern und Wasser, deren Verbrauch, einschließlich der gesamten Entsorgung, und die Abrechnung gehörten dazu.

Das KRR-18 befand sich in einem 80 Hektar großen Waldstück, das der Militärforst¹³ bewirtschaftete. Natürlich war dieses Gebiet, mitten in der Rostocker Heide, als militärisches Sperrgebiet ausgeschildert. Schwarzenpost liegt direkt an der damaligen Fernverkehrsstraße 105, der jetzigen B 105, 15 Kilometer östlich von Rostock entfernt. Die Bahnhaltestation zwischen Gelbensande und Rövershagen nutzten besonders die Angehörigen dieser NVA-Dienststelle.

Eine Wacheinheit sicherte das 450.000 Quadratmeter große, umzäunte militärische Objekt. Es besaß einen gesonderten, durch den Wald gut getarnten Eisenbahnanschluss mit Seiten- und Kopframpe, den man nur über unser Objekt erreichen konnte.

Das gesamte Territorium unterteilte sich in die Wirtschaftszone und die Technische Zone. In letzterer befanden sich die Startrampen, die Raketen, die Masse der Kfz, die Treibstoffkomponenten Oxydator und Brennstoff, die gesamte Munition (außer dem 1. Kampfsatz für Schützenwaffen¹⁴) und sämtliche Spezialausrüstungen. Eine Hochspannungssicherungsanlage (HSA) sicherte diese Zone.

In der unmittelbaren Nachbarschaft stand im Sperrgebiet, in dem auch unsere Dienststelle lag, der ausgebaute Führungspunkt der 4. Flottille, ein unterirdischer Schutzbau.

Das Küstenraketenregiment der Volksmarine verfügte über folgende Technik- und Gebäudeeinheiten sowie wichtige Ausrüstungsgegenstände:

- 10 selbstfahrende Startrampen »Rubesh« auf den Basisfahrzeugen MAZ-543,
- 1 Basisfahrzeug MAZ-543 ohne Gefechtskabine und Startcontainer als Ausbildungs- und Fahrschulfahrzeug,
- 57 Flugkörper mit Radarzielsuchlenkanlage P-21,
- 16 Flugkörper mit Infrarotzielsuchlenkanlage P-22, (zusammen entspricht die Summe von 73 jeweils 2 Kampfsätzen¹⁵ TVR plus 9 Raketen zusätzlich),
- 5 Lehrgefechtsraketen für die Ausbildung der Besatzungen und des raketentechnischen Personals, für Be- und Entladeübungen, für Be- und Enttankungsübungen und anderes Training,
- 141 Spezialkraftfahrzeuge (Nachrichten, Nachladefahrzeuge, Regel- und Meßfahrzeuge der raketentechnischen Sicherstellung, Werkstattwagen des Kfz-Dienstes, Stromversorgungsgeräte, Auftank- und Transportanlagen für Raketentreibstoffe, Autodrehkräne, Berge- und schwere Pioniertechnik, herkömmliche Tanklöschfahrzeuge sowie spezielle Neutralisationsfahrzeuge für RT-Komponente,
- 32 herkömmliche Lastkraftwagen (Versorgungs- und Personentransport),
- 61 Hängerfahrzeuge,
- 180 Tonnen flüssige Raketentreibstoffkomponenten, das sind 7,1 KS-Auffüllungen Melange-20k und 4,9 KS-Auffüllungen Samin,
- 54 Tonnen Sprengstoff in Form von Gefechtsteilen für die Raketen sowie deren Zündmittel,
- 23,4 Tonnen herkömmliche Munition in Form von 7,0 Kampfsätzen Artilleriemunition 23-mm Truppenluftabwehr, 49.000 Schuss 7,62-mm Maschinenpistolenmunition, 1.900 Schuss 9-mm Pistolenmunition, 2 KS Handgranaten, 120 reaktive Panzerabwehrgeschosse, Pioniermunition sowie Signal- und Übungsmunition,
- 3 Fla-Raketen-Abschussgeräte FASTA 4M, montiert auf Kfz LO-2002 mit 24 Nahbereichsflaraketen 9K32M, auch als Strela 2M bekannt, NATO-Codebez. »SA-N-5«,
- 35 Gebäude (von der Unterkunft über Klubgebäude bis zur Raketenhalle), einschließlich der Lagergebäude für die Mobilmachungsreserven der aufzustellenden und zu ergänzenden Einheiten des KRR. Die Gebäude pflegte und säuberte das Personal des Regiments. Mittlere Instandsetzungen bewerkstelligte der Unterkunftsdienst (UKD), größere Reparaturen und planmäßige Instandsetzungen führte die UKA Rostock aus, heute Standortverwaltung Rostock.
- 10 Truppenverpflegungssätze (TVS) á 420 Portionen Komplekte als TVR,
- 6 TVS á 310 Portionen als Mindestvorrat,

- 65.000 Liter gleich 3 Auffüllungen (AF) Vergaserkraftstoff (VK), d.h. alle VK-verbrauchende Kfz des KRR konnten dreimal aufgetankt werden, davon als TVR eine AF gleich 22.000 Liter, 49.000 Liter gleich 1,3 AF Dieselmotorkraftstoff (DK), davon als TVR 1 AF gleich 36.000 Liter,
- 159 Komplekte Bekleidung als TVR der Norm 60k,
- 20 Komplekte Bekleidung als TVR der Norm 15k,
- Mobilmachungsreserven an B/A laut Norm im Wert von 182.000 Mark,
- 77 Artikel einheitsgebundener B/A und 92 Artikel personengebundener B/A im Gesamtwert von 700.000 Mark.

Mit diesen riesigen Beständen an Kampftechnik und materiellen Mitteln konnte das KRR-18 nicht nur seine Hauptaufgaben erfüllen, sondern im Spannungszustand mindestens 10 bis 12 Tage ohne Nachschub auskommen. Dieser Autarkiegedanke, der seinen Ursprung in den sowjetischen Vorschriften hatte, durchdrang die gesamte Bevorratung aller Armeen und Flotten der Warschauer Vertragsstaaten.

Wie war die personelle Stärke des Küstenraketenregiments 18?

In der Soll-1-Stärke, also unter Friedensbedingungen, setzten sich die Dienstgradgruppen wie folgt zusammen:

63 Offiziere

43 Fähnriche

48 Berufsunteroffiziere

97 Unteroffiziere auf Zeit

19 Soldaten auf Zeit (SaZ)

157 Soldaten im Grundwehrdienst

Neben den 427 Armeeingehörigen arbeiteten im Regiment auch 56 Zivilbeschäftigte.

Da vor allem die Aufstellung der 3. Küstenraketenabteilung im Soll-1 personell nicht abgeschlossen war und nicht alle Einheiten voll aufgefüllt waren, betrug die Ist-Stärke 63 Offiziere, 11 Fähnriche, 33 Berufsunteroffiziere, 68 Unteroffiziere auf Zeit, 15 SaZ und 119 Grundwehrdienstleistende. Nur der Offiziersbestand entsprach also im KRR-18 der vollen Soll-1-Stärke.

Die Dienstgradgruppe SaZ wurde ab 1989 nicht mehr in landgestützte Einheiten versetzt, so dass im darauffolgenden Frühjahr 1990 keine Soldaten auf Zeit im KRR mehr dienten. Ein großes Fehlen verzeichneten wir ständig bei den Fähnrichen, die Planstellen waren nur zu einem Viertel aufgefüllt.

In der Soll-2-Struktur, also in der Kriegsstruktur, wäre der Personalbestand des Regiments, besonders in den Sicherstellungsbereichen, auf 565 Soldaten erhöht worden.

Das durchschnittliche Dienstalder der Berufssoldaten lag bei 12 Dienstjahren; maximal waren es 20, minimal 5 Jahre. Das durchschnittliche Lebensalter der Offiziere lag bei 34 Jahren, das der Berufsunteroffiziere bei 24.

Der letzte Jahrestag der DDR

Während wir im Küstenraketenregiment-18 die Raketen und Startrampen auf dem Prüfstand für den Raketenschießabschnitt testeten, bereiteten wir uns zeitgleich auf die Teilnahme an der militärischen Ehrenparade zum 40. Jahrestag der DDR in Berlin vor.

Außer den Fußtruppen, die sich aus den drei Teilstreitkräften der NVA zusammensetzten und im Abschluss der Parade an der Ehrentribüne mit Glanz und Gloria vorbeidefiliierten, nahmen auf Grund der Bindung zum nassen Element in der Regel keine Einheiten oder Truppenteile¹⁶ der Marine an Paraden teil. Nur 1984, kurz nach der Aufstellung des KRR-18, fuhren zwei Startrampen und zwei Nachladefahrzeuge mit Raketen als »landgestützte Repräsentanten der Marine« in der Parade mit.

Nun bereitet sich im Jahr 1989 die 1. Küstenraketenabteilung (1. KRA) zum ersten Mal wieder auf einen solchen Vorbeimarsch vor. Das KRR musste also mehrere Aufgaben gleichzeitig lösen. Die Soldaten mussten erstens den Raketenschießabschnitt mit der 2. KRA vorbereiten und erfolgreich absolvieren und zweitens die Marine auf der Parade in Berlin-Mitte würdig vertreten.

Und noch ein drittes Ereignis stand uns bevor: die Auszeichnung des Küstenraketenregiments-18 mit dem Titel »Bester Truppenteil«.

Diese Herausforderungen lagen zeitlich eng zusammen und waren somit miteinander verquickt. Erreichte das Regiment beim Raketenschießen nicht sehr gute Ergebnisse, dann machte eine Auszeichnung oder eine Paradeilnahme wenig Sinn. Unser Kommandeur und die gesamte Truppe gingen also ein großes Risiko ein.

Der Raketenschießabschnitt lag erfolgreich hinter uns, die zweite Aufgabe vor uns. Die 1. KRA erhielt rechtzeitig vom damaligen Kommandeur des Regiments, Kapitän zur See Dr. Joachim Dix, eine konkrete Aufgabe und wollte diese eigenständig und vorbildlich erfüllen.

Jürgen Galda, der Stellvertreter für Technik, sollte die Befehle des Regimentskommandeurs durchsetzen. Er ist ein feiner Mensch, ab und zu etwas hektisch, aber ein Spezialist auf dem Gebiet der Kraftfahrzeugtechnik, ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen. Ich kam sehr gut mit ihm aus und achtete ihn sehr. Schon 1984 hatte er die Parade vorbereitet und wusste also genau Bescheid. Bekam er eine Aufgabe, meistens organisatorisch-materieller Natur, dann blieb Jürgen für eine gewisse Zeit unauffindbar, tauchte dann aber beispielsweise mit dem benötigten Ersatzteil wieder auf. Woher und wie er es bekam, darüber schwieg er in der Regel.

Unter seiner Leitung bereiteten nun die 1. KRA und die ihr zugeteilten Kräfte mit aller Intensität Technik und Personal für die Parade vor. Neben diesem Ereignis in Berlin, bei dem besonders die Truppen der Landstreitkräfte und auch die Kräfte der Luftverteidigung dominierten, zeigten die Seestreitkräfte in Rostock-Warnemünde ihre unterschiedlichen Schiffs- und Bootstypen sowie einige Marinehubschrauber.

In Berlin mussten sich fünf SSR sowie fünf Nachladefahrzeuge (eine jeweils in Reserve) mit je zwei Schiff-Schiff-Raketen¹⁷ inmitten der Panzer, Haubitzen, taktischen Raketen und anderen Technikeinheiten behaupten. Für die Absicherung unserer Paradekräfte sorgten Autodrehkräne, Werkstattwagen, herkömmliche LKW und andere Technik von Mitte August bis zum 7. Oktober.

Gemeinsam mussten ja mit der 2. KRA die befohlenen Aufgaben des Gefechtsdienstes (GD) erfüllt werden.

Der sogenannte Gefechtsdienst musste, nach abgestimmtem Plan der Verbündeten Ostseeflotte, permanent Aufklärungsergebnisse auf See erbringen, gegnerische Schiffe begleiten und bei Notwendigkeit als erste Kraft an möglichen Kampfhandlungen teilnehmen. Im KRR-18 gehörten zum GD ständig zwei SSR mit insgesamt vier verschußklaren Raketen an Bord, zwei Führungsfahrzeuge mit der notwendigen Nachrichten- und Führungstechnik sowie Sicherstellungstechnik und Regulierungskräfte. Das Personal, ungefähr 30 Mann, wurde wöchentlich vergattert und hielt sich somit nur in der Dienststelle auf (das traf besonders für die Mannschaftsdienstgrade zu), oder musste umgehend im nahegelegenen Gelbensande (dort lebte die Masse der Berufssoldaten mit ihren Familien) oder sogar in Ribnitz-Dammgarten, Rövershagen und Rostock alarmiert und herangeholt werden.

Gemäß dem Normzeitkatalog verließen diese Kräfte und Mittel 60 Minuten nach Auslösung des Alarms das Objekt, um ihre Aufgaben zu erfüllen. Dieses System funktionierte und galt für alle Gefechtsdiensteinheiten in allen Teilstreitkräften. Dieser Gefechtsdienst war für alle Beteiligten sehr anspruchsvoll und anstrengend. Erst im darauffolgenden Jahr lockerten sich die Bedingungen im Diensthabenden System (DHS) in der Flotte und in der NVA überhaupt. Zwar befanden sich weiterhin alle vier Startrampen der 1. KRA im DHS, aber nur zwei waren integriert, die anderen zwei befanden sich in einer Verfügbarkeitsbereitschaft von 72 Stunden.

Früher rollten nach Auslösung der Stufe »Erhöhte Gefechtsbereitschaft« (EG) die 3. und 4. SSR, nachdem sie mit Raketen beladen worden waren, nach x plus 6:35 Stunden bzw. nach x plus 8:50 Stunden in den Warteraum Darß. Jetzt, bei der 72-Stunden-Bereitschaft, konnten sich die Angehörigen des GD noch einmal umdrehen und bis zum Morgen weiterschlafen.

Die vier SSR der 2. KRA befanden sich ab März 1990 in der Reserve der Kategorie 3. Sie waren der Reparaturgruppe des Bereiches Raketenbewaffnung zugeteilt und wurden durch sie gewartet.

Jedem ist klar, dass eine Truppe, die zur Parade fährt, viel an ihrer Technik und natürlich an sich selbst arbeiten muss, um alles in einen Zustand zu bringen, den man nach außen, auch vor der Weltöffentlichkeit, zeigen kann. Die Parade nahmen wir deshalb auch zum Anlass, um dieses oder jenes nachzuholen, was nach der taktischen Ausbildung oft zu kurz gekommen war. Wir nutzten also die zur Verfügung stehende Zeit für eine gründliche Pflege und Wartung und natürlich auch die Mittel, die sonst nicht so zur Verfügung standen.

Solche besonderen Belastungen formten natürlich die Beziehungen der beteiligten Menschen und Kollektive. In Gesprächen mit meinen Unterstellten erfuhr ich, dass unter der Führung des zweiten Kommandeurs des KRR-18, des Kapitäns zur See Lothar Schmidt, wesentliche Fortschritte bei der Umsetzung und Ausprägung der Taktik der KRT erreicht wurden. Aufgabenerfüllung, Gefechtsbereitschaft und Gefechtsdienst sowie gute Ausbildungsergebnisse haben die Angehörigen des Regimentes abrechnen können. Dagegen erinnerte man sich auch an weniger positive Erfahrungen. Starke persönliche Belastungen und Entbehrungen vieler Soldaten, ein oft sehr harter Umgangston und einzelne Spannungsfelder zwischen Vorgesetzten und Unterstellten, aber auch zwischen einzelnen Bereichen oder Einheiten, prägten die Beziehungen. Vorkommnisse, auch im Zusammenhang mit Alkohol, standen oft im Mittelpunkt des Disziplinargeschehens und der parteipolitischen Erziehungsarbeit. Auch die damaligen Beziehungen des KRR-18 zu anderen Diensten des Kommandos der Volksmarine, z.B. zu den Rückwärtigen Diensten des KVM, waren nicht immer die besten. Kapitän Schmidt muss sich nach Aussagen seiner damaligen Unterstellten recht eigenwillig gegenüber Außenstehenden verhalten haben. Hilfe oder mancher Ratschlag verpufften ins Leere.

Deshalb entwickelten die verschiedenen Dienste des Kommandos Volksmarine (KVM) auch keine besonderen Aktivitäten im Interesse des Regimentes; die Zusammenarbeit beschränkte sich nur auf das Notwendigste oder auf das Befohlene. Anstehende Probleme löste der damalige Kommandeur des KRR-18 einfach über den Chef der Volksmarine, sozusagen auf der Befehls- und Meldelinie. Es gab wohl sehr wenige Offiziere im Kommando der Volksmarine, die einen Befehl des Admirals Wilhelm Ehm nicht sofort ausgeführt hätten. Mit der Zeit rächte sich das relativ unausgewogene Verhältnis. Auch die Zunahme der Vorkommnisse und der inneren Probleme im Regiment veranlasste die Führung der VM zu einem Kommandeurswechsel.

Kapitän zur See Joachim Dix setzte ganz andere Akzente. Er führte das Regiment aus seiner relativ isolierten Stellung innerhalb der Volksmarine heraus und formte es zu einem anerkannten Truppenteil. Kapitän Dix, ein hervorragender Stabsoffizier, kam aus der Fachrichtung Funkelektronischer Kampf (FEK)¹⁸ und versah, bevor er in das KRR-18 versetzt wurde, elf Jahre im Kommando der Volksmarine seinen Dienst. Er kannte alle Entscheidungsträger im KVM persönlich sehr gut und pflegte ein freundschaftliches Verhältnis zum neuen Chef der Volksmarine, dem Vizeadmiral Theodor Hoffmann. Das Verständnis für das Funktionieren des Kommandoapparates und die persönlichen, offenen Kontakte zu fast allen Vertretern des Kommandos, aber auch zu den Chefs und Kommandeuren der Verbände und Truppenteile förderten einen erfolgreichen Neuanfang.

Das Regiment öffnete sich nach außen und plötzlich war manches schnell möglich, was der frühere Instanzenweg direkt oder indirekt blockierte. Die Angehörigen des Regimentes konnten sich unter den neuen Bedingungen wesentlich freier entwickeln.

Das soll aber nicht heißen, dass nun alles in Hülle und Fülle da war, egal was es kostete. Es lief halt alles einfacher und lockerer. Die Kontakt- und Formulierfreude sowie der unbestrittene Humor von Dix beförderte solches Klima.

Die Arbeit machte Spaß, man ging gern zum Dienst. Auch die Mannschaftsdienstgrade vermerkten dieses Verhältnis positiv. Mancher trockene Witz vor versammelter Mannschaft, dieser oder jener flotte Spruch an passender Stelle verschafften dem Kommandeur Respekt und Anerkennung in der Truppe. Die Soldaten freuten sich über ein Lob, akzeptierten aber auch einen berechtigten Tadel und stellten die kritisierten Mängel ab. Diese Atmosphäre bemerkte ich sofort, als ich meinen Dienst im Oktober 1988 im KRR-18 antrat. Zu diesem Zeitpunkt wurde Fregattenkapitän Dr. Dix durch den Minister für Nationale Verteidigung zum Kapitän zur See ernannt. Damals schon bemerkte ich, dass er unheimlich stolz auf diesen Sprung in seinem Leben war. Das ist natürlich, denn nicht jeder wird Kapitän zur See. Hin und wieder spürten wir das auch in seinem Auftreten. Diese Eigenschaft überbewertete ich nicht, den Matrosen und Maaten blieb diese ohnehin verborgen. Wichtig war, dass wir alle gemeinsame Ziele hatten und auch alle zusammen darum kämpften, diese zu erreichen, egal, ob es um den Gefechtsdienst oder um die Freizeit, ob es um das Raketenschießen oder in diesem Fall um die Parade in Berlin ging. Kapitän Dix hatte ein gutes Gespür für die Sorgen und Probleme seiner Unterstellten. Dabei spielte der Dienstgrad und die Dienststellung keine Rolle.

Ich erinnere mich meines Wohnungsproblems. Meine vom KRR und Kommando der VM erwünschte Versetzung von Dranske nach Rostock knüpfte ich an eine Bedingung – der Bereitstellung einer Wohnung in Rostock. Obwohl versprochen, dauerte die Wochenendfahrrerei zwischen meinem Wohnort und der Dienststelle Schwarzenpfost fast ein Jahr, bis ich eine Wohnung in Rostock bekam. Ich war nicht der einzige, dem Dix half. Deshalb stand die Truppe im Wesentlichen hinter ihrem Regimentskommandeur.

Mittwochs gingen wir, wenn es die Zeit erlaubte, in die Sauna des Kommandos der Volksmarine. Dort sprachen wir über alles Mögliche, denn im Dienst ergab sich nicht immer die Möglichkeit. Oft begleiteten uns auch Offiziere der Stabsabteilung Operativ oder Ausbildung. Handlungs- und Denkweisen zwischen Vertretern des KVM und des KRR-18 näherten sich an. Das erwies sich in vielen Situationen als sehr vorteilhaft.

Mit der Vorbereitung auf die Parade ging das KRR-18 mit großen Schritten einem Höhepunkt in seiner Geschichte entgegen. Es sollte zugleich auch der Höhepunkt in der Karriere seines Kommandeurs werden.

Im KRR-18 dachte die Truppe immer etwas anders als der Stab. Oft vergaßen Allzuleichtfertige, dass es viele Stabsarbeiter gab, die sich uneigennützig für die Truppe einsetzten.

Die Mannschaften und deren Vorgesetzte waren der Praxis am nächsten, sie mussten die befohlenen Aufgaben umsetzen. Manches kluge Wort oder mancher kühne Entschluss lässt sich relativ schnell und einfach formulieren und aussprechen, ihn umzusetzen, ist der kompliziertere Schritt. Mancher Kommandeur, Stabsoffizier oder Fachoffizier ist dabei gescheitert und erlangte keine Akzeptanz in der Truppe. Das Kuriose dabei, gerade diese Offiziere landeten auf Grund ihres Versagens oft entweder in vorgesetzten Stäben oder in Lehreinrichtungen. Diesen Prozess nannte man »die Treppe nach oben stolpern«.

Die Kluft zwischen Truppe und Stab war ohne Frage vorhanden, drohte sie aufzubrechen, steuerte Kapitän Dix rechtzeitig dagegen. Manchmal wurde die Truppe zurechtgestaucht, ein anderes Mal suchte man die Fehler bei sich und sprach offen in der Mitgliederversammlung der Parteigrundorganisation des Stabes oder im Stellvertreterkreis mit den entsprechenden Kommandeuren.

Auch in meiner Tätigkeit, zuerst als Stellvertreter für Raketenbewaffnung und später als Kommandeur, existierte dieses Problem. Ich habe mich immer bemüht, die Probleme der

Truppe nicht zu unterschätzen. Aber auch die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen wir unsere Aufgaben erfüllten, ließen uns zusammenrücken.

Die 1. KRA ging mit großem Eifer an die Vorbereitung der Parade zum 40. Jahrestag der DDR. Die befohlenen Technikeinheiten wurden bei uns in solchen Zustand gebracht, dass sie die vom Paradestab festgelegten Kriterien erfüllten. So pflegten und warteten die Angehörigen der 1. KRA von Anfang August an ihre Kampftechnik und schoben mit Kräften der 2. KRA Gefechtsdienst. Am 11. September 1989 verlegte die Abteilung in das Truppenlager 3 nach Paaren am Autobahnabschnitt Kilometer 149 auf den Berliner Ring. Dort übte sie das »Verbandsfahren«, danach ging es nach Lehnitz bei Berlin. In dieser Dienststelle befand sich das Artillerieregiment-1. Ich bedauere sehr, dass ich nicht in Paaren und in Lehnitz, sondern erst bei der letzten Etappe in Berlin dabei war.

In der Zeit, als mitten in der Republik Marinesoldaten sich und ihre Technik auf die Ehrenparade vorbereiteten, begann im Objekt Schwarzenpfort der Countdown zum 40. Jahrestag der DDR, zum Auszeichnungsakt für den Titel »Bester Truppenteil«.

Ein jeder, der beim Militär seinen Dienst geleistet hat, weiß aus Erfahrung, dass bei hohem Besuch alles, aber auch ausnahmslos alles geputzt und gewienert wird. Die Liste ist schier endlos, was so alles auf Vordermann gebracht werden muss. Rasen mähen, Unterkünfte neu tapezieren und streichen, riesige Beton- und Asphaltflächen fegen, die gesamte Technische Zone und den Kfz-Park aufräumen und sogar das Stabsgebäude mit einem neuen Anstrich versehen. Der geriet bei uns zu einem richtigen Tarnanstrich, weil die vorgesehene olivgrüne Farbe nicht ausreichend vorhanden war. So erstrahlte der Stab in blätterfarbigen hell- und dunkelgrünen sowie braunen Farbtönen. Es sah so originell aus, dass gleich noch ein paar kleinere Gebäude diesen neuen Farbanstrich verpasst bekamen.

Der Kommandeur nutzte alle seine zurückgehaltenen finanziellen Reserven und ließ zudem seine guten Beziehungen zum KVM, aber auch zu den örtlichen Einrichtungen und Betrieben spielen. So bekam das Regiment für 96.000 Mark neue Hallentore für die Kfz-Hallen. Unter normalen Umständen eine schiere Unmöglichkeit.

Natürlich freute es die Mannschaften, dass ihre Stuben, Klubs, Freizeit- und Sporträume nach ihren Vorstellungen neu gestaltet wurden und nur sehr, sehr wenige Matrosen oder Unteroffiziere auf Zeit ließ diese Umgestaltung gleichgültig. Sie tapezierten, malerten und bastelten nach ihrem Ermessen recht beachtliche Dinge. Ein Sportplatz entstand, zwei Klubs mit einem richtigen Tresen im Seemannsstil wurden mit viel Ideenreichtum gebaut und entsprechend der Waffengattung mit Dekorationsstücken ausgestattet.

Dabei war das Objekt nicht gerade überholungsbedürftig. Die Grundsubstanz stammte aus dem Jahre 1963, im Zuge der Aufstellung des Regimentes wurden eine Reihe von Neubauten errichtet. Dazu zählten neben den Startrampenhallen das Raketentreibstofflager, eine Raketendmontagehalle, eine komplette Tankstelle, eine neue große Kfz-Werkstatt mit Ersatzteillager und natürlich ein Plattenbau als Unterkunftsgebäude. Nur das alte Heizhaus war schon sehr verschlissen, aber das konnte man wahrhaftig von heute auf morgen nicht ändern.

Wenn der Minister zur Auszeichnung kommt, dann blitzt nicht nur die Technik und das Objekt, auch der Soldat zeigt sich von seiner besten Seite. Haarschnitt, Kleidung und das ganze äußere Erscheinungsbild müssen stimmen. So geschah es, dass sich die 1. KRA in Berlin und der Rest des Regimentes im Stammobjekt mit viel Fleiß und Arbeit auf diesen Höhepunkt vorbereiteten. Polit- und Parteiarbeiter sparten sich übermäßige Argumentationen. Sie fassten selber mit an und beendeten als letzte die tägliche Arbeit. Der Oberoffizier für Jugendarbeit, Kapitänleutnant Frank Slomka, strich beispielsweise die gesamte Fassade der Bibliothek und des Kinosaales. Auch Peter Barten, ein ruhiger und bescheidener Politoffizier, fasste mit an bei der Renovierung und Neueinrichtung des Klubgebäudes.

Es ist eigentlich seltsam. Ich berichte über Menschen, die mit viel Elan und nicht wenig Stolz ihre Aufgaben erfüllten und ringsherum bröckelte und knackte es im großen Mechanismus der

DDR-Volkswirtschaft. Die politische Stabilität des Landes geriet ins Wanken. Eigentlich müsste, wenn alle nach den Maßstäben gehandelt hätten, nach denen wir täglich ans Werk gingen oder alle in den Kategorien gedacht hätte, in denen wir als Berufssoldaten lebten, es uns im Lande stetig besser gegangen sein. Aber alles entwickelte sich genau umgekehrt. Den wirtschaftlichen Rückgang bemerkten wir natürlich genauso wie alle Menschen dieses Landes. Zu Hause unterhielt man sich im Familien-, Bekannten- oder Verwandtenkreis, beteiligte sich an vielen Veranstaltungen, in denen über die politische und wirtschaftliche Entwicklung der DDR sehr offen diskutiert wurde. Viele Schulungen, die das Kommando der Volksmarine unter dem Namen »Gesellschaftlich-wissenschaftliche Weiterbildung« (GWW) organisierte, verliefen jetzt nicht mehr so langweilig, sondern sehr aufgeschlossen. Thematisch und inhaltlich wurden sie interessanter, kritischer und informativer.

Sowohl die Referenten, meist Dozenten oder Professoren aus Hochschulen, Universitäten, wissenschaftlichen und kulturellen Einrichtungen, als auch wir als Gesprächspartner verließen den Raum mit neuen Erkenntnissen. Aber auch bei ernsthaften Meinungsunterschieden fiel uns nicht ein, das ganze System in Frage zu stellen. Ich schließe auch nicht aus, dass es nicht wenige gab, die das eine sagten und machten, aber das andere dachten. Ich bin vor der Wende sehr selten Menschen begegnet, die rigoros gegen den Staat DDR gekämpft und auch offen dazu gestanden haben. In diesem Zusammenhang denke ich an einen älteren Fregattenkapitän aus meiner Dienstzeit in der 6. Flottille in Dranske zurück. Er war im Dienstgrad höher als ich, aber mir disziplinarisch unterstellt. Er griff mir fachlich sehr viel unter die Arme und stand mir immer hilfsbereit zur Seite. Ich kannte aus den vielen persönlichen Gesprächen seine echte Meinung und akzeptierte sie auch, soweit sie aus meinem Blickwinkel sachlich, verständlich oder berechtigt war. Trotzdem erzählte gerade er während der offiziellen Schulungen das, was eben vorgegeben war. Natürlich veränderte er nichts mit seiner Meinung, denn keiner nahm sie wahr. Nach 25 Dienstjahren ging er nicht besonders glücklich in das Zivilleben, denn ein Disziplinarvergehen schmälerte das ehrenvolle Ausscheiden aus der Flottille.

Andererseits: Viele Soldaten, die unter meinem Kommando dienten, viele Vorgesetzte, deren Befehle ich erfüllte, vertraten ihre Meinung, ob sie den Obigen angenehm war oder nicht. Ich stellte in meinen fast zwanzig Dienstjahren fest, daß Unterstellte wie auch Vorgesetzte, die ihr Fach beherrschten und eine sehr gute Akzeptanz bei der Truppe besaßen, also mit beiden Beinen im Leben standen, gegen sachfremde Einflüsse so gut wie immun waren. Führungsvermögen und persönliches Vorbild des Kommandeurs bzw. Kommandanten waren und sind gerade bei der Marine Schlüssel für Erfolg oder Niederlage im Leben einer Boots- oder Schiffsbesatzung, aber auch an Land. Ich kannte sehr viele jüngere und ältere Soldaten, die an richtiger Stelle und zum richtigen Zeitpunkt mit allem Nachdruck Kritik übten und damit auch Erfolg hatten. Leider gab es auch viele vernünftige und ehrliche Soldaten, die durch die Dummheit und Arroganz der Partei-, Polit- und Sicherheitsorgane mundtot gemacht wurden und nur noch wenig Initiative zeigten.

Dazu ein Beispiel gerade aus den Tagen der Paradevorbereitung und der Auszeichnung zum »Besten Truppenteil«. Unser Kommandeur war in diesen Tagen ständig zwischen Berlin und Schwarzenpfost unterwegs. Das Truppenleben im Regiment war schon zu dieser Zeit trotz hoher Anspannung sehr offen und auch im Vergleich zu anderen Einheiten und Truppenteilen sehr gut organisiert. Das Wort »Militärreform in der NVA« gab es zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht, doch wir verbesserten viel im täglichen Dienst, auch wenn es noch Frühspart gab, und noch nicht die Zivilsachen in den Matrosenspinden hingen.

Die nicht so verbissene Dienstdurchführung schien offensichtlich einigen Politoffizieren im Kommando VM zu freudvoll, zu anarchistisch und im Zusammenhang mit der damaligen Fluchtbewegung gen Ungarn und CSSR sogar konterrevolutionär. In dieser Situation drehte Kapitän Dix den Spieß um, erstattete dem Chef VM darüber Meldung und verbat sich solche

Äußerungen. Und er hatte Erfolg damit, eben weil er mit beiden Beinen im Leben stand und den Großteil der Unterstellten hinter sich hatte.

Schade, dass es nicht überall solche Vorgesetzte und auch Unterstellte gab. Wieviel Schikane, Drill oder auch Sinnlosigkeit hätten vermieden werden können. Ob das die Armee, die DDR, das gesamte System gerettet hätte, sei dahin gestellt.

Dabei gehe ich davon aus, dass in der Marine schon immer andere Gepflogenheiten in den Beziehung zwischen den Menschen herrschten als zum Beispiel bei den Mot.-Schützen¹⁹ oder bei den Baupionieren.

Natürlich war ich und waren viele andere, genauso wie Bundeswehrsoldaten von ihrem Wertesystem, von der Richtigkeit unseres Auftrages überzeugt. Könnte irgendein Geschwaderkommandeur oder ein Flottillenadmiral der Bundesmarine seine Aufgaben erfüllen, wenn er nicht ganz der Sache, seinem Berufsideal und dem ihm übertragenen Auftrag ergeben ist?

Natürlich machten wir uns im Jahre 1989 zunehmend Gedanken. Unsere Matrosen und Unteroffiziere, die aus dem Urlaub zurückkehrten, berichteten von immensen wirtschaftlichen Problemen in ihren Heimatbetrieben. Der beginnende Zusammenbruch des SED-Staates wurde von der Masse der aufrichtig und ehrlich dienenden Soldaten auch wahrgenommen. Wer sich um Zusammenhänge bemühte, sich ständig informierte (dabei brauchte man sich nicht ausschließlich westlicher Medien zu bedienen), entwickelte für sich ein ungefähres Bild der Realität.

Den womöglich größten Fehler beging ich, weil ich aus allen noch so ungünstigen Zuständen, die mir bekannt wurden, immer versuchte, das Beste zu machen und mir vermutlich dadurch nur immer etwas vormachte. Nach diesem Prinzip arbeitete ich nicht nur, so war mein ganzes Bewusstsein.

Der Wettbewerb

Angestrengt bereiteten wir uns vor, »Bester Truppenteil« zu werden. Dieser Titel war die höchste Auszeichnung, die ein Truppenkörper im Rahmen der NVA-internen Wettbewerbsbewegung erringen konnte. Während meiner Armeezeit galt es als ehrenvoll, diesen Titel verliehen zu bekommen. Egal, ob in der RTA-6 oder an der Akademie, überall kämpfte ich mit und in den Kollektiven um den Bestentitel. Ja, gekämpft, das ist das richtige Wort, wenn auch viele Besserwisser heute sagen, dieser Titel sei verschleudert worden.

Im Wettbewerbsprogramm des KRR-18 für das Ausbildungsjahr 1988/89 und im Antrag des Kommandeurs des KRR-18 auf Auszeichnung mit dem Titel »Bester Truppenteil« stehen viele Aktivitäten, die viel Kraft und Einsatz erforderten.

Diese Dokumente zeigen aber auch, dass der sozialistische Wettbewerb in der Armee und in der gesamten DDR zwei Seiten hatte: die formale und die wirkliche Arbeit.

Auffallend ist die Sprache in solchen Dokumenten. Wir hatten uns an sie gewöhnt. Weil sie sich vollkommen an das Vokabular der herrschenden formalisierten Ideologie anlehnte, wirkte sie ermüdend und stieß auf Ablehnung wie die gesamte Praxis des sozialistischen Wettbewerbs.

Dabei hätte es durch die gesellschaftlichen Verhältnisse keine Hindernisse geben dürfen, die der Entfaltung des Wettbewerbs im Wege standen. Doch die Geschichte lehrte uns anderes. Der Wettbewerb in der Armee und auch anderswo war immer etwas Aufgesetztes, zwar nicht bis ins letzte Detail etwas von oben Befohlenen, aber eben nicht durch das Individuum Verinnerlichtes. Genau das war der Schwachpunkt dieses mit großem Aufwand betriebenen Vorgangs. Denn die Wirkkraft jeglichen Wettbewerbs liegt nur im Inneren eines jeden Menschen, nur wenn er zur Erhaltung seines Lebens beiträgt oder das Weiterkommen sichert, stellt er sich ihm. Alles andere ist Utopie.

Die andere Seite des sozialistischen Wettbewerbs waren die mit viel Mühe und enormem Einsatz erzielten Ergebnisse. In der NVA betraf es die Gefechtsausbildung und andere militärische Leistungen. Diese entstanden aber nicht aus der Wettbewerbsidee, sondern in erster Linie aus dem Willen des Einzelnen, professionell zu arbeiten, sich zu verwirklichen oder jemandem aus unterschiedlichsten Gründen zu helfen.

Die Einschätzungen über »Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft« waren also notwendig, die Noten für politische Einstellungen überflüssig und schädlich. Aber auch ich habe Zensuren im Politunterricht bzw. in der Gesellschaftswissenschaftlichen Weiterbildung vergeben und selbst welche bekommen. So wie diese Benotung erfolgte, baute sich das gesamte ideologische System auf. Glaubensregeln in Form »sozialistischer Grundüberzeugungen« ersetzten das Denken. Wer eine gute Note erhielt, der lag auf der Linie und hatte keinen Ärger.

Bewertet wurde im sozialistischen Wettbewerb hauptsächlich die Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft, aber auch die Erfüllung der Hauptaufgaben, die der Chef der Volksmarine in der jährlichen Anordnung Nr. 80 befahl. Das war das Skelett, das Fleisch bildete aber die Vielzahl von Aktivitäten, Wettstreiten und Initiativen der Armeeinghörigen und Zivilbeschäftigten. Gerade diese beruhten auf Freiwilligkeit und persönlichem Interesse. Sie beanspruchten viel Freizeit. Ungeduldige Kommandeure und berichtstattende Politarbeiter höhnten das Prinzip der Freiwilligkeit aus. Dennoch gab es viele Vorhaben, die wir im KRR-18 verwirklichten, beispielsweise bauten wir selbst ein neues Gebäude für das Wachpersonal der Technischen Zone. Noch vor Beginn des Winters konnten die Wachsoldaten dort einziehen.

Auf diese Weise entstanden auch ein Fußballplatz mit einer Kleinsportanlage, Anschauungstafeln über Schießverfahren, Darstellungen über mögliche gegnerische Kräfte in der Operationszone der VM einschließlich ihrer taktisch-technischen Daten. Selbst den zeitlich aufwendigen Ausbau eines Nahausbildungsgeländes in einem zehn Hektar großen Waldgebiet schafften wir mit eigenen Mitteln. Es entstanden für eine Abteilung Stellungen für Startrampen und andere Technikeinheiten mit verschiedenen Ausbildungsplätzen.

Bei solchen Vorhaben verließen wir uns allein auf uns selbst. Es gab keinen Betrieb, keine Firma, die sich unserer Projekte angenommen hätte – ein Zeichen mangelnder Wirtschaftskraft der DDR.

Selbst eine dienststelleneigene Sauna war zumindest in unseren Köpfen fix und fertig. Die Idee dafür entstand schon beim vorletzten Raketenschießen in Baltijsk. Als Muster galt die Sauna in Chmeljowka, die die sowjetischen Marineinfanteristen an einem See nutzten. Dort schmiedeten wir auch entsprechende Pläne mit den »Freunden«²⁰. Das Ergebnis: Mit etlichen Kubikmetern Holz, verladen auf unseren LKWs, verließen wir die Sowjetunion. Der Bau unserer von allen gewünschten Sauna fiel den Ereignissen der herannahenden Wende zum Opfer.

Mir schien, dass das Leben im Regiment völlig entgegengesetzt zum Leben draußen verlief. Hier waren Energien, Ideen und Einsatz nur in die richtigen Bahnen zu lenken, da draußen herrschte Chaos, Unmut und Gleichgültigkeit.

Dies bestätigte sich, als mein Regiment den Ehrentitel zum 40. Jahrestag bekam. Nur drei weitere Truppenteile der NVA und der Grenztruppen, die Fliegerabwehrraketenbrigade »Erich Weinert«, das Panzerregiment »Soja Kosmodemjanskaja« und der Grenztruppenteil »Clara Zetkin« erhielten diese Auszeichnung.

Im August 1989 begann eine massenhafte Flucht von DDR-Bürgern gen Westen. Unmut und Verzweiflung über die Zustände in der DDR entluden sich in dieser Massenflucht, wie es sie seit dem Mauerbau im Jahre 1961 nicht mehr gegeben hatte. In den großen Städten der DDR kam es zu Kundgebungen und Demonstrationen, denen sich von Woche zu Woche mehr Menschen anschlossen. Die Evangelische Kirche und die Oppositionsgruppen wie das »Neue Forum« und die neugegründete Sozialdemokratische Partei meldeten sich mit den

Forderungen nach Reise- und Meinungsfreiheit, nach demokratischer Parteilichkeit und offener Medienpolitik, nach freien Wahlen und wirtschaftlichen Reformen zu Wort.

Ich vermute, dass die Staatssicherheit in dieser Zeit die sich zuspitzenden Ereignisse verfolgte, nüchtern und objektiv die für sie notwendigen Schlüsse zog. Ich glaube sogar, dass dieser Apparat vorzüglich über die Lage informierte und wohl der einzige war, der wusste, was gespielt wurde. Offensichtlich glaubte diesem Informationsmoloch keiner so richtig, nicht einmal die eigenen Auftraggeber. Ein Indiz: Schon im August 1989 wurden den Archiven der Verwaltung 2000²¹ in unserer Dienststelle die wichtigsten Akten entnommen. Erst später erfuhr ich, dass dies auch in anderen Militärdienststellen geschah.

Was dachten und fühlten wir Soldaten in dieser turbulenten und nicht gerade spannungslosen Zeit?

Partei und Staat fielen über Nacht in eine merkbare Lethargie. Das spürten wir als erstes. Doch das machte uns nicht kopflös oder handlungsunfähig, zu mindestens kann ich das von vielen meiner Kameraden und von mir selbst behaupten. Selbst bis zum 3. Oktober 1990 gab es keinen Zeitabschnitt im Leben des Truppenteils und auch in meinem persönlichen Leben, in dem keiner mehr wusste, wie es in unserem Regiment weitergehen sollte.

Natürlich ergaben sich viele Fragen zu den Ereignissen im September und Oktober 1989, Sorgen und Ängste entstanden. Wir ärgerten uns über vieles, was wir längst wussten oder mindestens ahnten, aber was wir nicht beeinflussen konnten.

Wir ärgerten uns über das, was in der Folgezeit über unseren Staat, sowie über verschiedene Vertreter unserer militärischen und politischen Führung veröffentlicht wurde. Wir waren enttäuscht, weil wir uns mit innerer Überzeugung für die Sicherheit dieses Land eingesetzt und auch viele Opfer dafür gebracht hatten. Plötzlich zeigten sich unsere großen »Lehrmeister« nicht mehr als Herren ihrer Sache.

Mit Beginn dieses Zeitabschnittes wuchs bei uns die Fähigkeit, an uns selbst zu glauben, selbst zu entscheiden und selbst zu handeln. Es war kein großer Lernprozess (entgegen allen Unterstellungen von fehlender Selbständigkeit oder absoluter Systemabhängigkeit) dafür notwendig.

Mit dem Glauben an das eigene Ich und der Verantwortung für seine Untergebenen sind gute Offiziere groß geworden. Auch die sozialistischen Werte, die uns über Jahre gepredigt wurden, waren offensichtlich bei uns auf fruchtbareren Boden gefallen als bei den Propheten selbst.

Wir sahen im Fernsehen viele überschwängliche, glückliche Menschen mit und ohne Sektflaschen über die Ausreiseländer in die Bundesrepublik einreisen. Ich spürte keine Bindung zu diesen Menschen, hatte auch nie den Wunsch, in die »freie Welt« zu gelangen. Sechs Jahre Studium in der Sowjetunion mögen möglicherweise mein Fernweh gestillt haben. Hinzu kam, dass ich keine Verwandten im Westen hatte. Mir war aber klar, dass der Westen genauso wenig ein Scharaffenland sein konnte wie mein Heimatland. Der vielgepredigte »Hass auf den Klassengegner« war bei mir in dem Maße ausgeprägt, wie ich mein Land vor jedem Angreifer verteidigt hätte.

In dieser Zeit verließ kein Soldat aus dem KRR-18 seine Dienststelle in Richtung Bundesrepublik. Das geschah erst im Frühjahr 1990. Zwei Matrosen verschwanden aus dem Regiment. Da ich die Vergangenheit und das soziale Umfeld der zwei Wehrdienstleistenden gut kannte, musste ich annehmen, dass sie die DDR verlassen hatten. Ich meldete nach Prüfung aller Umstände dem Chef der Volksmarine die Fahnenflucht, dieser nahm die Meldung ohne Aufsehen und Erregung zur Kenntnis. Früher hätten sich die Polit- und Parteiorgane, sowie die Verwaltung 2000 die Türklinke in die Hand gegeben. Ich hatte nun Sorge dafür zu tragen, wie der Schichtbetrieb des Heizhauses den neuen Bedingungen angepasst werden konnte. In einer Situation sich anbahnender unkalkulierbarer Entwicklung bereiteten wir uns auf den Auszeichnungsakt und die Parade zum 40. Jahrestag der DDR vor.

Die Auszeichnung

Das Äußere des Truppenteils änderte sich dank der Arbeit seiner Soldaten zusehends zum Positiven. Es blitzte fast alles und das überzeugte auch die letzten Skeptiker. Denn es macht schon viel aus, in einer gepflegten Dienststelle, die außerdem in einem schönen Waldstück der Rostocker Heide lag, zu dienen. Der Tag der Auszeichnung rückte näher.

Für den Kommandeur des Truppenteils ging damit eine wichtige Etappe seiner persönlichen Zielsetzungen dem Höhepunkt entgegen. Zuversicht, Disziplin sowie die von mir erwähnte innere Ordnung und Sauberkeit des Objektes, aber auch seiner Armeeingehörigen und Zivilbeschäftigten prägten den Alltag des KRR-18 Ende September 1989. In Lehnitz bereitete sich die 1. KRA auf die Parade in Berlin vor. Drei Tage vor dem Ministerbesuch kehrte sie in ihr Stammobjekt zurück und absolvierte die letzten Handgriffe. Die Technik der 1. KRA blieb derweil in der Nähe von Berlin.

Der 25. September 1989 zeigte sich von der besten Wetterseite. Alles war getrimmt und durchgecheckt. Auch die letzten Exerzierstunden mit dem Kommandeur liefen ordentlich über die Bühne. Es genügte zu sagen: »Wenn es klappt, dann ist die Sache damit erledigt.« So strengte sich jeder bei der Generalprobe an. Der Minister hatte, bevor er unseren Truppenteil besuchte, die benachbarte Fla-Raketenbrigade-43 in Sanitz ausgezeichnet. Unsere Ehrenkompanie für den Empfang des Ministers trat am Eingang des Objektes mit dem Musikkorps der Volksmarine an. Kapitän zur See Dix begrüßte den Minister. Wir gingen unterdessen auf unsere Stationen, denn wir wollten unserem Gast nicht nur das Objekt im Allgemeinen, sondern auch Ausschnitte und den Stand unserer waffengattungsspezifischen taktischen und spezialfachlichen Ausbildung zeigen. Die Besatzungen hatten Startrampen, Führungs- und Nachladefahrzeuge im Nahausbildungsgelände in Stellung gebracht und präsentierten dem Minister ihr militärisches Können.

Zum Auszeichnungsakt trat der gesamte Truppenteil in Paradeuniform an. Angehörige der Berufssoldaten und der Zivilbeschäftigten standen links neben der Bühne, auf der Bühne der Chef der Volksmarine, Theodor Hoffmann, der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Rostock, Ernst Timm, der 1. Sekretär der Kreisleitung Ribnitz-Damgarten, Vertreter der Politischen Verwaltung des Kommandos der Volksmarine und Freunde aus der Sowjetunion. Der Kommandeur der Marineinfanteriebrigade der Baltischen Rotbannerflotte, Gardeoberst Anatolij Otrakowskij, und der Kommandeur des Küstenraketenregiments aus Donskoje, Oberstleutnant Anatolij Budenko, waren für mich die liebsten Gäste.

Kapitän zur See Dr. Dix nahm aus den Händen des Ministers das Ehrenbanner entgegen. Danach fand der Vorbeimarsch mit Truppenfahne und Ehrenbanner statt. Es gab wohl keinen, der sich nicht anstrengte, den Exerzierschritt möglichst vorschrittsnah auszuführen. Mag der Stehschritt seine unrühmliche Vergangenheit haben und auch nicht die alleinige Vollendung militärischen Brauchtums sein, hätten wir damals gewusst, dass wir nur noch einmal, nämlich anlässlich meiner Dienstübernahme, ihn »klopfen« durften, so hätten wir ihn noch exzellenter ausgeführt. Nach dem offiziellen militärischen Teil stand ein gemeinsames Abendessen mit dem Minister und Vertretern aller Bereiche des KRR-18 auf der Tagesordnung. Es war in der Flotte üblich, dass bei solchen Anlässen Tischreden gehalten wurden.

Heinz Keßler sprach als Mitglied des ZK und des Politbüros über die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Lage der DDR. Im Gegensatz zu anderen Politbüromitgliedern verspürte ich bei ihm eine nicht zu überhörende Ungewissheit. Ich hatte den Eindruck, als wenn er selbst nicht mehr an seine Weltanschauung glaubte. Er schaute bei seinen Ausführungen niemandem in die Augen; obwohl ich öfter seinen Blick auffing, wich er aus. Ich fühlte, dass er wesentlich mehr wusste, als er uns sagte. Als er uns zu unserem Erfolg gratulierte, muss er schon gewusst haben, wie sinnlos diese Worte waren. Ich spürte ein gewisses Mitleid und dass hier Grundlegendes auf dem Spiel stand.

An den folgenden Tagen sprachen wir im Regiment über den Ministerbesuch. Viele empfanden das zwischen den Zeilen Stehende in seiner Rede nicht so. Für mich war aber gefühlsmäßig klar, dass Entscheidendes sich für unser Land und für unsere Armee anbahnte.

Die Militärparade

Nach der Auszeichnung unseres Truppenteils mit dem Bestentitel zog noch nicht der Alltag ein. Der letzte Meilenstein im Ausbildungsjahr, die Parade in Berlin, stand noch bevor.

Das Personal der 1. KRA kehrte in seinen Trainingsraum nach Lehnitz zurück und verlegte am 28. September mit der gesamten Technik direkt nach Berlin. Eine Woche vor dem 7. Oktober bekam ich den Befehl, gemeinsam mit dem Kommandeur nach Berlin zu fahren und als sein Double das Trainingsprogramm zu absolvieren. So nahm ich an der letzten Parade der NVA teil. Untergebracht waren wir in einer großen, neuen Kaserne in Berlin-Biesdorf. Über dem Objekt kreisten kleinere Sportflugzeuge u.a. vom Typ Cessna. Wahrscheinlich fotografierten die Besatzungen die abgestellten Raketen, Startrampen und sonstigen Technikeinheiten der Luftverteidigung, der Marine und der Raketruppen der Landstreitkräfte. Offensichtlich bestand zu diesem Zeitpunkt ein nicht geringes Interesse bei den militärischen Geheimdiensten.

Die SSR vom Typ »Rubesh« waren aus mir unerklärlichen Gründen zuerst in der Volksmarine und dann erst Jahre später in der Baltischen Rotbannerflotte eingeführt worden.

Noch im Oktober 1989 galt der Paradetechnik ein nicht geringes Interesse der Militärverbindungsmissionen (MVM) und Nachrichtendienste westlicher Staaten. Auch beim Verlassen der Objekte klickten die Fotoapparate und surrten die Videokameras aus den Fahrzeugen der westlichen Alliierten, die sich ganz offen an den Ausfallstraßen postiert hatten.

Unser Kommandeur hatte schon bei den letzten Besuchen seiner Truppe in Berlin recht gute Beziehungen zu den Kommandeuren der anderen Truppenteile aufgenommen, so dass die Verständigung sehr gut lief. Nach kurzer Begrüßung begann das Training. Mir fiel auf, dass in den Truppenteilen der anderen Teilstreitkräfte das Verhältnis insbesondere zwischen den Vorgesetzten und Unterstellten anders war als bei uns. Dort herrschte viel Druck und auch teilweise Angst. Wenn ein höherer Offizier, geschweige denn ein General, zu den Truppen in den Park kam, begannen die Soldaten plötzlich ihre Technik eifriger zu putzen und zu wienern. Die Unterhaltung zwischen den Vorgesetzten und den Untergebenen war ziemlich einseitig und die Sprache barsch. Zufriedene Vorgesetzte sah ich selten. Bei uns in der Marine herrschte ein offeneres Verhältnis und unser Kommandeur förderte das.

Als sich beispielsweise Fregattenkapitän Jürgen Galda in Berlin ein Boot kaufte, sollte dies eine zünftige Schiffstaufe erhalten. Der Eigentümer überlegte nicht lange und wählte den Namen »Dixi« – zu Ehren unseres Kommandeurs Dr. Dix. Die Taufe fand mangels Gelegenheit nicht am Wasser, sondern inmitten der Startrampen und der Technik im Biesdorfer Objekt statt. Sekt, Marineuniform und Seemannslied taten das Übrige.

Paradeteilnehmer der anderen Teilstreitkräfte erlebten nicht nur eine zünftige Schiffstaufe, sondern sahen, wie entspannt und normal ein Kapitän zur See, also ein Vorgesetzter, mit seiner Truppe umging.

Diese maritime Lehrstunde zwischenmenschlicher Beziehungen verfehlte ihre Wirkung nicht, denn viele sprachen noch Tage danach davon. Unser Kommandeur stärkte damit seine Autorität nicht nur in seinem Regiment, sondern auch im Paradeverband.

In Berlin besuchten uns Vertreter unserer Pateneinheit, Angehörige der Abteilung Sicherheit des Palastes der Republik. Sie standen wahrscheinlich sehr eng mit der Staatssicherheit in Verbindung, wenn sie nicht selbst Angehörige dieses Organes waren. Auch aus ihren Erzählungen entnahmen wir, dass die politische Lage, besonders in Berlin, ziemlich angespannt war. Ihre Aussagen passten in das große unfertige Mosaik der gesellschaftlichen

Entwicklung in der damaligen DDR. Daraus Entschlüsse für eigene Handlungen abzuleiten, wäre richtig und notwendig gewesen, hätte aber auch keine Veränderung in meinem persönlichen Leben nach sich gezogen. Wir orientierten uns an unserer Lebensumwelt und schätzten deshalb die Lage nicht so dramatisch ein, wie sie Insider bewerteten.

Deshalb fiel es uns auch nicht schwer, eine Dampferfahrt mit der »Weißen Flotte« in den wirklich idyllischen Gewässern um Berlin zu unternehmen. Wir sahen auch keine Veranlassung, unsere Marineuniform zu dieser Seefahrt abzulegen. Obwohl mancher Soldat in dieser Zeit schon lieber Zivilkleidung als Uniform in der Öffentlichkeit trug, erlebten wir im vollen Wuchs einen schönen Tag auf dem Wasser.

Die letzten Trainings standen bevor, dabei die nächtliche Generalprobe am 6. Oktober. Mit Einbruch der Dunkelheit verließen die darstellenden Kräfte nach abgestimmtem Plan die Objekte und begaben sich ins Zentrum der Hauptstadt. Nichts Auffälliges unterbrach das Training. An anderer Stelle erzählte man, dass sich Kriegsgegner vor Panzer gelegt haben sollen. Bestimmt gab es solche Ereignisse, ich traf aber keinen Augenzeugen.

Als sich an den verschiedenen Kreuzungen die Paradedruppen, besonders die vielen Panzer, auf der Frankfurter und Karl-Marx-Allee formierten, dachte ich zum ersten Mal daran, dass die immer stärker werdende Protestbewegung in der DDR ein militärisches Eingreifen auslösen könnte. Ich erinnerte mich plötzlich an die Worte des Ministers in unserem Truppenteil. Ich konnte mir eine »chinesische Lösung« in den Großstädten der Republik auf keinen Fall vorstellen. Ich beurteilte die Situation zwar als kritisch, aber nicht als gefährlich. Ich wusste, dass Truppenoffiziere nicht bereit waren, das Volk mit Panzern zu überrollen. Hätten uns irgendwelche Hooligans oder andere Chaoten auf dem Marsch überfallen, so hätten wir schon gewusst, uns mit einfachen Mitteln zu helfen, denn Waffen hatten wir nicht am Mann. Auch gegen Farbschmierereien oder Farbbomben waren wir mit entsprechenden Gegenmitteln ausgerüstet. Doch es blieb ruhig.

Am Abend besuchten uns lediglich britische Offiziere, die unsere Rampen vom Bürgersteig aus fotografierten. Dagegen war nichts einzuwenden.

Die Generalprobe verlief ohne Vorkommnisse, und da es auch keine Wiederholung gab, gingen wir davon aus, dass die Generalprobe »im Kasten« war. Beim Vorbeimarsch an der Ehrentribüne und an den vielen TV-Kameras achteten wir besonders auf die seitliche Ausrichtung zum Nachbarfahrzeug, die Haltung und Grußerweisung der Kommandeure sowie die Haltung der Kraftfahrer am Steuer und natürlich auf den parademäßigen Zustand der Technik.

Am nächsten Tag wies der Paradestab nochmals auf kleinere Mängel hin und wertete den paradeinternen Wettbewerb aus. Dieser bewegte sich zeitweilig auf Kindergartenniveau, wurde mit einem nicht zu rechtfertigenden Aufwand betrieben.

Am 7. Oktober regnete es leicht. Wie zum Training verließen die ungefähr 200 Fahrzeuge auf Rädern und Ketten in den frühen Morgenstunden das Biesdorfer Objekt. Auch hier standen unmittelbar an der Ausfahrt die Fahrzeuge der MVM und aus allen Lagen wurde gefilmt und fotografiert. Zügig gelangten wir in das Zentrum der Hauptstadt. Unterwegs, ab dem Stadtteil Lichtenberg verstärkt, fiel mir die Sicherung der Zufahrtstraßen durch die Staatssicherheit auf. Es spazierten immer zwei Herren, in der Hand einen Einkaufsbeutel mit dem obligaten Schlagstock, durch die Straßen. Soviel morgendliche Flaneure hatte ich noch niemals gesehen. Später erfuhren wir, dass »unzuverlässige Bürger«, deren Wohnungen an der Paradestraße lagen, ihre Behausungen verlassen mussten. Der Staat sicherte sich und seinen Feiertag mit allen Mitteln ab. Trotzdem winkten uns viele, viele Menschen zu, besonders natürlich Kinder. Wir winkten zurück. Ich gehe dabei davon aus, dass es sich nicht nur um Kinder systemtreuer Eltern handelte. Unser Truppenteil formierte sich in der Frankfurter Allee. Mein Aufstellungsraum befand sich, entsprechend meiner Aufgabe als Kommandeursdouble, in unmittelbarer Nähe der Ehrentribüne, gegenüber der Mokka-Bar »Moskwa«. Hier standen wir ab sechs Uhr. Wir trugen alle Paradeuniform. Da es immer

wieder regnete, schützten wir uns im offenen Jeep bis acht Uhr mit einem »Shukow« – einem blauen Überhang, wie ihn Marschall Shukow oft getragen hatte. Dann legten wir ihn ab, denn die ersten Gäste kamen. Wir beobachteten das Treiben auf den breiten Bürgersteigen. Auch hier Sicherheit allüberall. Die gesamte Reserve- und Bergetechnik nahm in diesem Bereich Aufstellung. Die Jungs, die im Fall eines defekten Fahrzeugs dieses bergen und abtransportieren sollten, beherrschten ihr Handwerk. Ehe man sich einmal umgedreht hätte, wäre ein liegengebliebener Panzer oder ein anderes Fahrzeug von der Paradestrecke verschwunden gewesen und gleichzeitig hätte sich das bereitstehende Reservefahrzeug anstelle der geborgenen Technikeinheit eingefädelt. Niemandem wäre dies auf der Tribüne aufgefallen.

Als die Reserve- und Bergefahrzeuge ihre Stellung bezogen hatten, bewegten sich die Paradedruppen bis zur Ausgangslinie, die sich genau vor unserem Fahrzeug befand. Den Anfang der motorisierten Truppen bildeten immer die Fallschirmjäger aus dem Luftsturmregiment-40 »Willi Sänger«. Sie gaben eine Reihe von Schaulagen, die nicht nur den immer zahlreicheren Besuchern gefielen, sondern auch uns die Zeit vertrieben. Es gehört schon immense Selbstbeherrschung und viel Training dazu, solche auf Bruchteile von Sekunden abgestimmten Befehle auszuführen, wie Absitzen, die Fahrzeugtür einheitlich hörbar schließen und vieles andere mehr. Eine tolle Schau. Es muss auch eine Tradition bei den Fallschirmjägern gegeben haben, denn auch Reservisten trafen sich hier zur Parade. So standen viele ehemalige Angehörige des Regimentes am Straßenrand. Sie feuerten ihre Kameraden an, trafen sich während einer Pause mit ihren Vorgesetzten und leerten so manche Flasche, die dann oft klirrend zu Boden fiel.

Punkt 10 Uhr, mit Glockenschlag vom Roten Rathaus, begann die Parade. Die Nationalhymne der DDR erklang. Die Menschen hinter uns, die an den Straßenrändern standen, nahmen die Hymne kaum zur Kenntnis, sie erzählten lautstark, johlten und sofften. Auch hier empfand ich, dass besonders junge Leute bestimmte Normen einfach nicht mehr akzeptierten. Auch wenn die amerikanische Hymne gespielt worden wäre, hätte sich das Bild nicht geändert. Bei der bundesrepublikanischen wäre ich mir nicht ganz sicher gewesen, aber dafür war die Zeit noch nicht reif genug.

Mit Meldung des Durchführenden, Generaloberst Stechbarth, an den Minister, beherrschte das Militär die Szene. Marschmusik, Befehle, dann Motorengeräusche und Abgase. So ging es fast zwei Stunden. Man zeigte der Weltöffentlichkeit, dass die DDR ein starkes Waffenpotential besaß und eine Armee, die bereit war, ihre Aufgaben im Rahmen der Vereinten Streitkräfte zu erfüllen. Die Parade verlief problemlos. Kein Fahrzeug blieb auf der Karl-Marx-Allee stehen.

Auch unser Truppenteil marschierte an der Tribüne vorbei, von der uns alle Repräsentanten des östlichen Blocksystems grüßten – von Gorbatschow über Honecker bis Ceausescu.

Der Gorbatschow-Besuch hing wie ein Damoklesschwert über der politischen Szene in der DDR. Trotz vieler Hinweise und Empfehlungen der sowjetischen Seite zeigte sich die SED-Führung nicht gewillt, ihren Kurs zu ändern und eine umfassende Erneuerung einzuleiten. In diesem Zusammenhang prägte der erste Mann der Sowjetunion die Worte: »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.«

Doch das Leben hatte schon begonnen, Gorbatschow zu bestrafen, ohne dass er es selbst ahnte. Er wollte ein sozialistisches Vorzeigekind, vergaß aber, dass es dazu einen Vorzeigevater gebraucht hätte. Honecker gebärdete sich als ein bockiges Kind und ignorierte seine Abhängigkeit total. Er meinte, mit DDR-Mark die Welt erobern zu können.

Auf dem Rückmarsch nach Biesdorf winkten uns wieder viele Menschen zu. Im Objekt bereiteten wir alles für die geplante Rückverlegung nach Schwarzenpfost vor. Um 19 Uhr fuhren wir auf der Autobahn Richtung Rostock. Die Parade in Berlin war Geschichte, wie bald vieles Geschichte sein sollte.

Zur gleichen Zeit fand am 7. Oktober, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung, an beiden Ufern der Warnow eine Flottenparade der Volksmarine statt. Anlässlich der Feier zum 40. Jahrestag liefen Schiffe der Baltischen Flotte und der Polnischen Seekriegsflotte zu offiziellen Besuchen in Rostock ein. Zu den Verbänden gehörten von sowjetischer Seite das große U-Bootabwehr-Schiff (UAW) »Slawny«, das Küstenschutzschiff »Bditjelny« und ein Landungsschiff. Admiral Iwanow, Chef der Baltischen Flotte, leitete die sowjetische Delegation. Vizeadmiral Kolodziejczyk, Chef der Polnischen Seekriegsflotte, befehligte einen Raketenzerstörer und ein MAW-Schiff.

Der sowjetische Brigadechef erfüllte neben dem großen militärischen Auftrag auch einen kleinen privaten. Als die sowjetischen Waffenbrüder von der Marineinfanterie und von den Küstenrakentruppen der Baltischen Flotte im September anlässlich der Auszeichnung unseres Truppenteils bei uns weilten, versprachen sie, beim nächsten Flottenbesuch in Rostock-Warnemünde ein duftendes Geschenk mitzubringen. Frischer Knoblauch gehörte in der DDR zu den Mangelwaren. Als wir nun am Passagierkai in Warnemünde die sowjetischen Schiffe besichtigten, überreichte uns der Chef der UAW-Schiffsbrigade einen großen Karton mit Knoblauchzehen.

Nicht nur wegen des duftenden Geschenks erinnere ich mich an diese Episode, sondern vor allem deshalb, weil uns das letzte Mal ein sowjetisches Kriegsschiff besuchte.

Der Niedergang im Frieden

Noch während des Treffens zwischen Honecker und Gorbatschow anlässlich des 40. Jahrestages drängte der KPdSU-Generalsekretär auf Reformen in der DDR. Er rechnete wohl nicht mit der Starrköpfigkeit Honeckers und seiner Greisengarde. Veränderungen blieben aus. In vielen Städten der DDR forderten Bürger Meinungsfreiheit und Reformen. Die Demonstrationen löste die Staatsmacht teilweise brutal auf. Ein ehemaliger Offizier meines Regiments, der zum 1. September 1989 zum Studium nach Dresden versetzt worden war und den ich zum Regimentssportfest in der Turnhalle Gelbensande wiedersah, berichtete mir von der angespannten Lage in der sächsischen Großstadt. Mein Gesprächspartner wurde mit Schild, Schlagstock und Schutzhelm zur Niederschlagung von Protestaktionen und Demonstrationen eingesetzt. Bestimmt hatte er sich nicht freiwillig gemeldet, aber er fand sich ganz richtig an dieser Front. Da ich auch drei Jahre an dieser Akademie studierte, konnte ich mir vorstellen, wie man die Jungs eingestimmt hatte. Solche Einsätze schienen mir keine Alternative zu einem vernünftigen Dialog zu sein. Erst ab 9. Oktober, als in mehreren Leipziger Kirchen 70.000 Menschen für eine demokratische Erneuerung demonstrierten, griffen die Sicherheitskräfte nicht mehr ein. Beteiligtensich am 16. Oktober schon 120.000 Demonstranten, so gingen am 23. Oktober schon 300.000 Menschen auf die Straße. Sie forderten freie Wahlen und protestierten gegen neue Machtkonzentrationen. Die absolute Unfähigkeit des Partei- und Staatsapparates, darauf angemessen zu reagieren, diskreditierte ihn und machte ihn gesellschaftlich untragbar.

Auch die Entbindung Honeckers von seinen Ämtern am 18. Oktober 1989 und die Wahl von Egon Krenz eine Woche später änderte nichts mehr an der Situation. Die Masse der über zwei Millionen SED-Mitglieder sahen an der Basis keine Chance mehr, den Karren aus dem Dreck zu ziehen. Gelähmt warteten sie auf Entscheidungen von oben, die aber nicht mehr kamen.

In der Armee bot sich folgendes Bild: Die SED verlor auch hier zunehmend an Ansehen und Einfluss, das ging einher mit der Paralyisierung jeglicher Parteiarbeit.

Durch die beginnende Demontage der Armee und durch eine zweifelhafte Einsatzplanung entfernten sich die Streitkräfte mehr und mehr von der SED und fühlten sich zunehmend nur noch dem Staat gegenüber loyal.

Der Fall der Mauer wirkte zwar kurzfristig wie die Öffnung eines Notventils für die angestaute Spannung im Herbst 1989, veränderte aber alles.

Die Partei in der Armee

Es gab im Herbst 1989 eine Unmenge von parteilichen Aktivitäten im Regiment, in der Regel von oben angeordnet. Ich gehörte in der Parteigrundorganisation zum Bereich Raketenbewaffnung, einer kleinen Parteizelle. Sie bestand aus neun Mitgliedern. Wir wussten gar nicht, was für Beschlüsse wir in unserer Organisation fassen sollten, damit es mit der gesamten Partei aufwärts ginge. Denn bei uns stimmte eigentlich alles.

Aber je mehr die Medien enthüllten, desto weniger hatten wir eine Chance, in der Öffentlichkeit auch nur einen Blumentopf zu gewinnen. Die Einseitigkeit und Starrköpfigkeit der offiziellen Parteipolitik lähmten unsere Gedanken und bremsten unseren Elan.

Die Distanz zu dieser Politik nahm uns aber nicht alle Ideale von einer vernünftigen sozialistischen Gesellschaft. Wir erfuhren sehr bitter, dass wir über Jahre das Wasser gepredigt bekamen, während einige große Meister die besten Weine verkosteten.

Bedauerlich finde ich heute einen Beschluss, den wir damals fassten. In unserer Grundorganisation gab es einen jungen Obermeister. Er kam mit den Ereignissen dieser Tage nicht mehr klar. Er fühlte, dass mit dieser Partei kein Staat mehr zu machen sei, blieb aber wortlos, als er aus der SED austreten wollte. Ich verstand mich mit dem Zugführer eines Lager- und Transportzuges während der kurzen Zeit unserer Zusammenarbeit recht gut. Der Ausschluss aus der Partei zog die Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst nach sich. Hoffentlich nutzte er den großen Zeitvorsprung vor uns, sich im Zivilleben zu etablieren.

Das Parteiaktiv traf sich öfter in dieser Zeit, im Truppenteil und auch im KVM. Wir versuchten massenverbundener und vor allem transparenter zu arbeiten, was natürlich angesichts der alten Kaderbesetzung wenig bewirkte. Wir versuchten auch, Genossen in die Leitungen zu wählen, die das Vertrauen aller Soldaten besaßen. Zu meiner Verwunderung delegierte man auch mich zur Parteiaktivtagung ins KVM, obwohl ich erst ein Jahr im Küstenraketenregiment war. Doch wir bewegten nichts mehr, obwohl wir kämpferisch, selbstkritisch und mit viel Ehrlichkeit diskutierten. Die Partei verlor von Woche zu Woche, von Monat zu Monat an Glaubwürdigkeit. Austritte wirkten auf einmal normal, fast wie etwas Gewünschtes. Im Dezember 1989 bekamen alle Verbände sowie alle dem KVM direkt unterstellten Truppenteile und Einheiten ein Fernschreiben über den offiziellen Austritt des Chefs der Volksmarine aus der SED. Es war ein klares, wenn auch spätes Bekenntnis des Vizeadmirals Born zu einer Politik, deren Stern im Untergang begriffen war. Ich vermutete, dass ihm diese Entscheidung nicht wenig Überwindung gekostet hatte, bestimmt verlor er damit auch eine Reihe guter Freunde.

Ich selbst gehörte zu dieser Zeit 17 Jahre zur SED. Mit der Auskopplung der Partei aus den Streitkräften im Dezember 1989 bekam ich am 8. Januar 1990 meine Ummeldung, um mich im Wohngebiet Rostock bei der Nachfolgepartei, der PDS, anzumelden. Parteidokument und Bescheinigung liegen heute noch als Andenken in meinem Schrank. Kein Verständnis hatte ich für Kameraden und Vorgesetzte, die nach offizieller SED-Austrittserklärung sofort in eine andere Partei eintraten. Ich zähle sie zu den Opfern der vielen politischen Verwirrungen dieser Tage. Es waren nicht viele.

Das wohl weltweit bewegendste und historisch einzigartige Ereignis der friedlichen Nachkriegsgeschichte in Europa war die Öffnung der Grenze. Ich erfuhr davon durch das Fernsehen am Abend des 9. November 1989. Ich kannte natürlich nicht die heute bekannten Zusammenhänge, wie es zur Grenzöffnung gekommen war. Die echte und offene Freude von Millionen DDR-Bürgern empfand ich nicht. Für mich stand fest: Das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik ist damit besiegelt. Meine erste Frage: Was wird mit meinem Job?

Meine Freude hielt sich also in Grenzen, als unser Kommandeur – nach Tagen der Unklarheit, ob auch Armeeinghörige in den Westen reisen dürfen – mitteilte, dass es auch für Armeeinghörige keine Einschränkungen gäbe. Die Wehrdienstleistenden klatschten und johlten vor Begeisterung, auch Berufssoldaten freuten sich offen. Andere dachten, ebenso wie ich, ein paar Schritte weiter.

Mit der Öffnung der Grenze passierte das, was ich immer verachtete. Jene, die uns bisher ständig belehrt hatten und als unsere Vorbilder galten, reisten als erste in den Westen, noch vor der offiziellen Erlaubnis für Armeeinghörige.

In den folgenden Tagen hob die Armeeführung für die Angehörigen der NVA die Kontakt- und Reisesperre auf. Viele Soldaten fuhren in die Bundesrepublik und in andere Länder. Jeder erhielt innerhalb weniger Tage seinen Personalausweis. Bis dahin verfügten die Soldaten der NVA für die Zeit ihres aktiven Wehrdienstes nur über den Wehrdienst- und nicht über einen Personalausweis. Die Anzahl der unerlaubten Entfernungen und der Fahnenfluchten erhöhte sich sprunghaft.

Es entstand ein enormer Sog, den Westen zu besuchen. In den ersten zwei Wochen nach dem 9. November 1989 reisten drei Millionen DDR-Bürger in die Bundesrepublik. Ich fuhr am 30. November mit meiner Familie in den Westen. Ich schämte mich nicht, das Begrüßungsgeld in Höhe von 100 DM entgegenzunehmen, denn mein Staat konnte es mir nicht geben.

Diffuse Führungslage

Ein Erlebnis eigener Art hatte ich beim Passieren der Grenze. Am Dassower Klinken, einem tief in das Binnenland einschneidenden Teil der Wismarer Bucht, rollten wir viele Kilometer am »antifaschistischen Schutzwall« entlang. Irgendwie erwartete ich gleiche, zumindest annähernd gleiche Schutzanlagen auf der anderen Seite. Mich bedrückte ein beklemmendes Gefühl. Durch diesen Bau hatten wir uns von Europa isoliert und dabei gemeint, die gerechteste Sache der Welt zu gestalten. War es denn wirklich die einzig mögliche Alternative, um den Fortbestand der DDR zu sichern?

Im Truppenteil herrschte derweil eine diffuse Führungslage. Es ging zwar nicht führungslos im Regiment zu, aber die unklare Zukunft lähmte. Viele Vorgesetzte und Berufssoldaten liebäugelten mit völlig neuen Aspekten der Truppenführung, die dann schneller in die Truppe eingeführt wurden, als es manchem Kommandeur lieb war. In einem Fernschreiben des Ministeriums für Nationale Verteidigung vom 6. Dezember 1989 stand nicht etwa die von vielen Armeeinghörigen erhoffte konkrete Stellungnahme von Partei und Regierung zur Armee der DDR, sondern die lapidare Anweisung, den Frühsport abzuschaffen. Lachen konnten wir nicht darüber.

Viel wichtigere Fragen blieben ohne Antwort: Welche Stellung nimmt die Armee in den Tagen des gesellschaftlichen Umbruchs ein? Wie wird sie sich gegenüber den sich immer weiter zuspitzenden Ereignissen verhalten?

Das Einsatzkommando

Wir waren der ausführende Arm einer Politik, die wir selbst nicht mehr richtig einschätzen konnten. Darin bestand die Gefahr. Einen befohlenen Einsatz gegen das eigene Volk schlossen wir zu diesem Zeitpunkt gar nicht so aus. Unser Truppenteil bekam im Oktober auf der Kommandeurslinie Befehle, die den Einsatz der Streitkräfte in der angespannten gesellschaftlichen Situation festlegten. Sie betrafen den Einsatz bei zu erwartenden Ausschreitungen, aber auch die Sicherung militärischer Objekte gegen Übergriffe. Befohlen wurde, eine Hundertschaft zu formieren, die auf gesonderte Weisung einzusetzen sei. Man verwies auf einfache Mittel der Gewaltanwendung. Den Wortlaut konnte ich nur überfliegen. Der Kommandeur hatte seine Stellvertreter kurz nach Eingang dieser Order zu sich in sein

Dienstzimmer befohlen und uns das als Verschlusssache eingestufte Schriftstück zum Lesen übergeben. Auf der linken Seite stand der Textteil und auf der rechten mussten Fragen beantwortet werden.

Ich erhielt die Weisung, Munition für eine bestimmte Anzahl Pistolen und Maschinenpistolen, ich glaube es waren sechs bis acht MPi und drei bis vier Pistolen, in einer Munitionskiste bzw. im Waffenschrank beim OvD zur Aufbewahrung vorzubereiten. Der Zweck blieb nebulös. Neben dem Gefechtsdienst gab es nun auch ein sogenanntes Einsatzkommando. Die Namensliste musste täglich präzisiert werden. Die Waffen und die Munition wurden aber in den darauffolgenden Wochen wieder eingezogen.

Für den Schutz der militärischen Objekte wäre die Anwendung bewaffneter Gewalt gerechtfertigt gewesen, der Einsatz von Waffen gegen Demonstranten dagegen nicht. Ich glaube kaum, dass die Truppe auch nur einen Befehl in dieser Hinsicht ausgeführt hätte. Die NVA war niemals eine Knüppel- oder Schießgarde.

Am 16. Dezember 1989 wurde das Ministerium für Staatssicherheit/ Amt für Nationale Sicherheit aufgelöst. Die Mitarbeiter der zur Staatssicherheit gehörenden Militärabwehr mussten die Dienststellen verlassen.

Im KRR-18 traf ein Fernschreiben zur Auflösung der Verwaltung 2000 ein. Darin stand der kurze, präzise Befehl, mit sofortiger Wirkung die Abwehroffiziere zu entlassen und die Dienststellen aufzulösen. Die wichtigsten Dokumente hatten die Mitarbeiter schon seit August aus den vergitterten Dienstzimmern des Offiziers für militärische Abwehr an einen anderen Ort gebracht oder vernichtet. Die restlichen Dokumente, so stand es im Fernschreiben, seien in geschlossenen Behältnissen in der VS-Stelle abzustellen. Waffen und Munition müsse das jeweilige Regiment übernehmen. Eine Pistole Typ CZ, eine Maschinenpistole vom Typ Kalaschnikow und eine Unmenge dazugehöriger Munition entfernten wir aus dem Dienstzimmer und bewahrten sie in der Waffenkammer des Technikers für Bewaffnung und Munition auf.

Über Nacht verschwand so der erste Soldat, der zwar nicht personell in der Stärke des Regiments auftauchte, aber dennoch unsere Dienststelle betreute, aus dem Truppenteil.

Trotz aller Turbulenz dieser Tage gab es auch Angenehmes, beispielsweise unser Regimentsfest. Ich erlebte das zweite nach meiner Versetzung. Wir feierten wieder in Graal-Müritz, im Erholungsheim des VEB Elbenaturstein. Die Leistungen der Angehörigen des KRR-18, besonders nach der Auszeichnung mit dem Bestentitel, wollten wir damit würdigen. Diese gemeinsamen Veranstaltungen, bei denen auch Künstler auftraten, beförderten das zwanglose Gespräch außerhalb des offiziellen Dienstes, die engere Bekanntschaft, das Kennenlernen der Familien und das Verständnis der Ehefrauen für den oft anstrengenden und nicht immer familienfreundlichen Dienst ihrer Männer.

Wir merkten, dass wir auch in diesen schwierigen Zeiten das Lachen nicht verlernt hatten. Immer wieder brachte jemand einen Toast aus oder hielt vor dem nächsten Schluck eine kleine Rede. Gesittet viel und gut trinken zählte zu unseren Tugenden, die heute in einem ganz anderen Licht erscheinen. Ich hatte schon viele Feste während meiner Dienstzeit erlebt, aber dieses Regimentsfest des KRR-18 war etwas Besonderes, jeder fühlte sich noch einmal wie in einer großen Familie.

Wer gut arbeitet, soll auch gut feiern. Einmal im Jahr organisierte der Kommandeur eine Überraschung für seine direkten Unterstellten nebst Ehepartnern. Diese unterhaltsamen Abende halfen mir ungemein, in der kurzen Zeit in einem völlig fremden Truppenteil Fuß zu fassen und sogar nach anderthalb Jahren Kommandeur zu werden. Diese Treffen trugen zum gegenseitigen Verständnis mehr bei, als es durch noch so viel Ausbildungsstunden jemals hätte erreicht werden können. Wir feierten fast ausschließlich in abgelegenen Örtlichkeiten ganz in der Nähe unseres Objektes.

Den letzten gemeinsamen Abend in der alten Besetzung begingen wir in einem als Museum rekonstruierten Forst- und Köhlerhof in Wiethagen, mitten in der Rostocker Heide. Die

nachbarschaftliche Bindung zu dem Inhaber und Initiator des Museums brach auch in der Folgezeit nicht ab. Im Gegenteil, durch unsere Möglichkeiten und auch durch eigene Arbeit versuchten wir, Oberförster Gerd Heil zu unterstützen. Brauchte er mal einen Kran, halfen wir natürlich mit unserer Technik.

Auch einen ganzen Meiler mit Holzkohle entleerten die Stellvertreter und direkten Unterstellten des Kommandeurs ein Jahr später und schafften auch damit die Voraussetzungen, gerade den 3. Oktober 1990 in dieser Köhlerei mit Offizieren der Bundesmarine gemeinsam zu begehen. Selbst dieses Treffen erarbeiteten wir uns mit viel Schweiß und Kohlenstaub.

Ab Mitte November 1989 halfen etwa 90 Matrosen vom KRR in der Fleischwirtschaft und in kommunalen Betrieben, die schlimmsten Folgen der massenweisen Abwanderung zu lindern.

Am 18. November 1989 berief Ministerpräsident Modrow den Chef der Volksmarine, Vizeadmiral Theodor Hoffmann, zum Minister für Nationale Verteidigung. Zugleich wurde er zum Admiral befördert.

Am Ende des Jahres änderte sich vieles in der DDR. Entmachtungen, Rücktritte und Verhaftungen von SED-Funktionären, Gespräche zwischen Politikern, Institutionen und Organisationen beider deutscher Staaten. Die Volkskammer strich am 1. Dezember 1989 den Führungsanspruch der SED aus der Verfassung der DDR. Eine Woche später begannen die ersten Gespräche am »Runden Tisch«.

Die NVA-Führung sprach sich erstmalig zur Loyalität gegenüber dem existierenden Staat aus und glaubte damit, die Kurve zu kriegen, die Armee über die Wende zu retten. Doch die Auflösung hatte schon begonnen. Nach der Liquidierung der Verwaltung 2000 verschwanden nun auch die Politorgane, die Parteiorganisationen sowie deren Strukturen aus der Armee. Bald bekam dieses Konzept einen Namen.

Die Reform beginnt

Am 20. November stellte Admiral Theodor Hoffmann das Demokratisierungskonzept der NVA und eine umfassende Reform vor. Es begann die Zeit der sogenannten Militärreform²², die zwar vom Namen her vielversprechend klang, sich aber tatsächlich – besonders unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen – als ein phantastisch-utopisches Experiment erwies.

Die NVA hörte auf, Armee zu sein, denn die Erleichterungen, die nun nach Bundeswehrmuster in den Kasernen Einzug hielten, formten die Armee um und bereiteten den Weg zur Auflösung der NVA.

Die Grundwehrdienstleistenden nahmen die Erleichterung des Dienstes ernst und lachten sich aber insgeheim ins Fäustchen. Unter der Hand fragten sie sich, ob sie ihren Arbeitgeber um freiwilligen Urlaubsabzug bitten sollten. Doch spätestens mit der Währungsunion begannen sie, sich ernsthafte Gedanken um ihre Arbeitsplätze zu machen. Viele Betriebe stellten ihre Produktion um, strafften ihre Organisation und verringerten natürlich in erster Linie ihr Personal. Arbeitslosigkeit nach dem Ende der Dienstzeit drohte. Viele Matrosen kamen mit diesen Sorgen zu mir. Was sollte ich ihnen sagen? Der spätere Minister für Abrüstung und Verteidigung hielt sich bedeckt. Auch wenn den Betrieben und Unternehmen per Gesetz untersagt wurde, Grundwehrdienstleistenden zu kündigen, erhielten in vielen Fällen dennoch die ins Berufsleben zurückkehrenden Soldaten ihren »blauen Brief« vom Arbeitgeber. Viele Firmen existierten schon gar nicht mehr. Das machte die Matrosen und Unteroffiziere natürlich nicht glücklich. Als Kommandeur konnte ich in dieser Beziehung nur sehr eingeschränkt handeln. Ich konnte auf die arbeitsrechtliche Lage aufmerksam machen, ein tröstendes Wort sagen und auch einen Matrosen ein paar Wochen, nach dessen Antrag an das KVM Rostock, eher aus dem Grundwehrdienst entlassen, um seinen Arbeitsplatz zu sichern.

Dass Firmeninhaber auf Grund einer überdurchschnittlichen Umsatz- und Ertragslage um die Entlassung ihrer Mitarbeiter aus dem Armeedienst baten, erlebte ich nur in zwei Fällen. Hier konnte ich helfen. Es war zu dieser Zeit vieles möglich. Auch das konnte man unter dem Begriff Militärreform verstehen. Im Dezember 1989 versuchte die SED vergeblich noch einmal das Vertrauen, das sie von höchster Stelle aus über viele Jahre verspielt hatte, zurückzugewinnen. Doch nur wenige glaubten an die Wendehalspolitik eines Genossen Krenz oder eines Genossen Schabowski. Die Parteibasis und auch die DDR-Bevölkerung gaben diesem Vorhaben keine Chance, sie orientierten sich in eine ganz andere Richtung.

Als Soldat, der dieser DDR fast zwei Jahrzehnte treu diente, sozusagen bereit war, den Frieden und das Vaterland zu verteidigen, konnte ich mir nur eines vornehmen, soldatisch die weitere gesellschaftliche Entwicklung ständig zu beurteilen und richtige Schlussfolgerungen für meine Unterstellten, für mich selbst und für die Sicherheit aller abzuleiten. Etwas anderes hatte ich im Grunde auch nicht gelernt. So begann 1990, das letzte Jahr der DDR.

Nur sehr wenige konnten die in der Folgezeit mit D-Zug-Tempo ablaufenden Ereignisse voraussagen. Mit dem Fall der Mauer, das stand für mich fest, hatte die politische Vereinigung beider deutschen Staaten begonnen. Und dass es in einem zusammengeführten Deutschland nicht nach den Gesetzen der DDR gehen würde, lag auf der Hand. Ich begann, mir ernsthafte Gedanken über meine Zukunft zu machen. Viele DDR-Bürger, die schon die DDR-Fahne von Hammer, Zirkel und Ährenkranz befreit hatten, lobten diese Entwicklung in den höchsten Tönen. Ich dachte über mich, meine Familie und über meine Truppe nach, die mir zu Beginn des neuen Jahres anvertraut wurde.

Der Kommandeurswechsel

Das neue Jahr begann mit zahlreichen Gesprächen und Verhandlungen zwischen Bundes- und Landesministerien mit Ministerien der DDR, zwischen Organisationen, Banken, Unternehmen, Gewerkschaften der Bundesrepublik und den entsprechenden DDR-Einrichtungen. Auch im neuen Jahr hielt der tägliche Strom der Übersiedler von durchschnittlich 2.000 Personen an.²³

Im Küstenraketenregiment-18 verlief das Leben dagegen in seinen gewohnten Bahnen. Vorgesetzte und Unterstellte unterhielten sich aufgeschlossener über die gesellschaftlichen Ereignisse und die sich daraus ergebenden Probleme und Sorgen. Erste Änderungen begannen sich im politischen Bereich abzuzeichnen. Auf der einen Seite versetzte man nur eine geringe Anzahl von ehemaligen und in der Regel älteren Partei- und Politarbeitern in den Ruhestand, auf der anderen Seite setzte man erfahrene und erfolgreiche Truppenkommandeure für die staatsbürgerliche Ausbildung ein. Auch unser Kommandeur, Kapitän zur See Dr. Dix, über Nacht in das Kommando Volksmarine versetzt, begann als erfolgreicher Truppenkommandeur mit dem Neuaufbau des Nachfolgeapparates der Politischen Verwaltung der Volksmarine – jetzt unter dem Namen »Abteilung für Staatsbürgerliche Bildung«.

Ich erfuhr davon ganz plötzlich. Jeden Montagnachmittag bemühten wir uns in der Sporthalle von Gelbensande um die militärische Körpererüchtigung, meistens spielten oder besser gesagt bolzten wir Fußball. Als ich am 23. Januar 1990 in die Dienststelle zurückkehrte und die Wache passierte, bekam ich Order, unverzüglich zum Kommandeur zu kommen. Verschwitzt und noch in Sportzeug meldete ich mich bei Kapitän zur See Dr. Dix. Kurze Mitteilung: »Ich werde morgen in das Kommando der Marine versetzt. Bis 16 Uhr habe ich dem Chef der Volksmarine meinen Nachfolger zu benennen. Ich habe mich entschlossen, Sie als meinen Nachfolger vorzuschlagen. Sind Sie damit einverstanden? «

Noch vom Fußball ganz außer Atem, überlegte ich drei Sekunden und erklärte sehr rasch meine Zustimmung. Als ich nach dem Duschen wieder meine Uniform anzog, begann ich erst richtig zu verstehen, auf was ich mich eingelassen hatte.

Der Entscheidung des Kommandeurs stimmten die meisten Berufssoldaten und auch Mannschaften zu. Darüber freute ich mich natürlich. Der Stabschef, dem diese Entscheidung nicht so recht war, denn traditionell wäre er der Nachfolger des Kommandeurs gewesen, verhielt sich sehr korrekt mir und den von mir erteilten Befehlen gegenüber. Er half mir, viele Probleme des Einsatzes und der Taktik der KRT zu lösen, mit denen ich früher nicht konfrontiert war. Es gab dabei keine Schwierigkeiten. Dennoch fühlte ich, dass ihn diese Entscheidung sehr getroffen, ja sogar in seinem Stolz verletzt hatte. Ein Vorteil: Wir kannten uns von der Akademie und waren gleichaltrig.

Am nächsten Tag fuhren Kapitän Dix und ich zum Chef der Volksmarine in das KVM nach Rostock-Gehlsdorf. Vizeadmiral Born, nun mein direkter Vorgesetzter, stellte mir die gleiche Frage wie mein Kommandeur am Vortag. Ich erklärte ihm meine Bereitschaft, den Dienstposten als Kommandeur des KRR-18 anzunehmen. Ich hatte nie Angst vor Verantwortung, aber zwischen dem Denken, manchen Wunschträumen und der nackten Realität gibt es schon gravierende Unterschiede.

Meine Freude über die neue Herausforderung dauerte nicht lange, denn die Situation, in der wir lebten, war weniger erfreulich. Alles befand sich in Veränderung und die Geschwindigkeit war atemberaubend.

Am nächsten Morgen holte mich der Cheffahrer mit einem Wartburg von zu Hause ab. Für mich sehr ungewohnt. Doch bald nutzte ich die Viertelstunde Autofahrt, um mich auf den Dienst einzustimmen und vor allem, um mich mit dem Fahrer zu unterhalten. Mich interessierten seine Auffassungen zu den Tagesereignissen, oft erzählten wir uns wichtige und auch belanglosere Dinge aus unserem Privatleben. Auch auf manches kleinere Vorkommnis, was mir Minuten später der Diensthabe am Kasernentor meldete, konnte ich mich schon vorbereiten. So lernte ich sehr hautnah manche Freuden und manche Sorgen meiner Unterstellten kennen.

Die Cheffahrer waren in der Regel sehr zuverlässige Soldaten und vor allem gute Kraftfahrer. Ein Beispiel soll das verdeutlichen. Im Mai 1990 fuhr ich zu einem Erfahrungsaustausch von Truppenkommandeuren nach Berlin-Grünau. Es ging um die Militärreform. Wir kamen pünktlich mit dem Wartburg in der ehemaligen Polithochschule an. In diesem Moment ging die Kupplung kaputt. Ich erkundigte mich nach Instandsetzungsmöglichkeiten und mein Fahrer, Obermatrose Kahnt, kümmerte sich um die Reparatur. Ich war zeitlich knapp dran und begab mich geradewegs in die Besprechungsräume. In der Pause ging ich in die Werkstatt. Als ich die Kfz-Halle betrat, traute ich meinen Augen nicht. Dort standen mein Obermatrose Tim Kahnt und zwei Schlosser, die wegen der Wärme mit freiem Oberkörper arbeiteten, um den Wartburg herum. Der Motor war vollends ausgebaut, überall lagen Werkzeug, Motorteile und sonstige Ersatzteile. Die Hände der am Motorwechsel Beteiligten waren ölbeschmiert. Im Gegensatz zum Werkstattpersonal stand mein Kraftfahrer in Kieler Bluse weiß mit hochgekrempelten Ärmeln da, nicht ein einziges schwarzes Fleckchen auf der weißen Bluse. Als Dank lud ich meinen Chauffeur nach Beendigung des Seminars zum Mittagessen in ein schattiges Gartenrestaurant an der Dahme ein.

Monate nach seiner Entlassung besuchte er mich zu Hause. Viel erzählte er über seine neue Arbeit, natürlich als Chauffeur, und über seine Eindrücke in Ägypten, von woher er gerade zurückgekehrt war. Ich erhielt noch einmal eine Postkarte aus der Bretagne. Nach meinem Umzug verloren wir uns aus den Augen. Ich bin überzeugt, dass mein ehemaliger Fahrer seine Arbeitgeber in keiner Weise enttäuschte und einen guten Job macht. Viele solcher Menschen lernte ich als Kommandeur kennen und schätzen.

Da die militärischen Bestimmungen sich immer weiter lockerten, begannen die Grundwehrdienstleistenden ihren Wehrdienst lediglich abzusetzen. Sie hatten

verständlicherweise nur eins im Kopf, wie sie am schnellsten nach Hause kommen konnten. Ohnehin mussten sie nicht mehr wochenlang getrennt von Familie und Angehörigen in der Kaserne hocken, sich nicht mit Alkohol betäuben oder unerlaubt die Truppe verlassen. Schwerwiegende disziplinarische Verfehlungen gab es deshalb in unserem Truppenteil kaum noch.

Der Kommandeurswechsel verlief abrupt. Mit dem ersten Dienstag als neuer Kommandeur war ich auf mich allein gestellt. Eine direkte Übergabe der Dienstgeschäfte fand auch in der Folgezeit nicht statt. Zwischen Tür und Angel gab es ein paar erklärende Worte. Kurz stellte ich mich dem gesamten Personal des KRR-18 vor, das war es auch schon. Über Nacht war ich Kommandeur eines Regiments geworden. Es glich einem Kaltstart. Über ein Jahr hatte ich mich mit den Gegebenheiten dieses Truppenteils auseinandergesetzt, den Personalbestand kennengelernt und war mit den Aufgaben des Regiments gewachsen. Das Übergabe- und Übernahmeprotokoll schrieb ich selbst. Zuerst beauftragte man mich mit der Führung des Küstenraketenregiments, mit Wirkung vom 1. März 1990 sollte ich dann offiziell in die Funktion eingesetzt werden. Bis zu diesem Zeitpunkt musste die Übergabe/Übernahme des Truppenteils und die Bildung der »Abteilung für Staatsbürgerliche Bildung« abgeschlossen sein.

Auf Grund des forcierten Kommandeurswechsels sprach ich als erstes mit meinen mir direkt Unterstellten. Zuerst mit den beiden Oberoffizieren und der Sekretärin, dann mit meinen Stellvertretern und anschließend mit den Abteilungskommandeuren der 1. und 2. KRA. In diesen Unterredungen legte ich meine Vorstellungen über unsere Zusammenarbeit dar, und dann begannen wir, die ersten anstehenden Aufgaben zu lösen. Meine Stellvertreter, die Truppenkommandeure und natürlich meine Oberoffiziere für Kaderarbeit und Finanzökonomie sowie die Leiterin der Geschäftsstelle des KRR-18 Petra Zülow erwiesen sich schnell als meine stärksten Stützen. Gerade in dieser Zeit des Umbruchs und der Ungewissheit bildete sich in den Wochen und Monaten eine enge Zusammenarbeit, ein Vertrauensverhältnis heraus. Je intensiver sich die Einzelnen mit den Befehlen, mit den Tagesproblemen und mit der Zukunft beschäftigten, desto enger schmiedeten uns die Verhältnisse zusammen.

Eine besondere Beziehung verband mich mit meinem Stellvertreter für Rückwärtige Dienste. Der um zehn Jahre ältere Offizier war längere Zeit mein höchster Vorgesetzter, als ich in der 6. Flottille gedient hatte. Kapitän zur See Karl-Heinz Kräusche arbeitete im Interesse des Regiments so kameradschaftlich mit mir zusammen, als wenn es eine Umkehrung der Unterstellung nie gegeben hätte. Er half mir mit vielen guten Hinweisen und Ratschlägen.

Es ging in erster Linie um das Regiment, nicht um Ansehen, Dienstgrad und Karriere. Ich verstand mich in der Regel mit allen Menschen. Natürlich fanden mich nicht alle sympathisch. Trotzdem versuchte ich, nie einen meiner Mitarbeiter zum Feind zu haben. Die positiven Eigenschaften eines Menschen sind für mich ausschlaggebend; die negativen Eigenschaften gilt es einfühlsam einzudämmen, bzw. nicht spürbar werden zu lassen.

Demokratie und Militär

Nachdem mir langsam die Verantwortung meines Dienstpostens klar wurde, begann ich, die ersten Schritte in meiner neuen Funktion sicherer zu gehen. Als erste Bewährung für mich als Kommandeur erwies sich die Entlassung von fast einhundert Unteroffizieren und Grundwehrdienstleistenden am 26. Januar 1990.

In einer angespannten gesellschaftlichen Situation und mit einer sogenannten Militärreform im Rücken erarbeitete ich mir eine klare Führungslinie. Wir versuchten die ersten Schritte in Richtung einer »demokratischen«²⁴ Denkweise. Kamen dabei aber ins Stolpern, weil sie den militärischen Führungsprinzipien nicht entsprach. Man konnte es keinem recht machen, jeder hatte irgendetwas bei irgendwem und umgekehrt auszusetzen. Dabei meinte jeder, er vertrete

den richtigen Standpunkt. So verhielt es sich auch bei dieser Entlassung. Die Soldaten wollten nach Hause. Es gab in dieser Situation nicht viel, was sie an die Truppe band. Vieles zeigte sich in ihrem Leben auf einmal anders. Für mich bestand die Gefahr, von besonderen Vorkommnissen überrascht zu werden.

Jeder Vorgesetzte, der Unterstellte führt, trägt Verantwortung gegenüber diesen Menschen. Und es fällt unheimlich schwer, den Eltern eines verunglückten Sohnes in die Augen zu schauen und mitzuteilen, wer an seinem Unglück Schuld ist. Solche Gedanken gingen mir damals durch den Kopf. Das Problem bestand für mich darin, dass die frisch ernannten Reservisten auch den letzten Abend ordnungsgemäß verbringen und am darauffolgendem Morgen die Dienststelle verlassen konnten. Früher erreichten wir dies durch einen immensen Kontroll- und Beschäftigungsapparat. Den gab es nicht mehr. Der in der angeblichen Militärreform verpackte Freiheitsbegriff strapazierte dagegen die jungen Menschen in einem Maß, das manche nicht verkrafteten.

Da ich nicht auf Biegen und Brechen alte Methoden benutzen wollte, beriet ich mich mit meinen Stellvertretern und dem Oberoffizier für Organisation und Auffüllung. Und wir entschieden uns für eine kurze und schmerzlose Variante der Entlassung.

Wir aßen wie bei jeder Verabschiedung gemeinsam mit den Reservisten zu Abend. Danach ließ ich die Truppe antreten, bedankte mich für ihren Einsatz im Küstenraketenregiment, und in Anbetracht der guten Leistungen während ihres Wehrdienstes entließ ich sie stehenden Fußes. Keiner hatte damit gerechnet. Was sollten sie jetzt mit dem Alkohol anfangen, den sie versteckt hatten? Nahezu alle Matrosen und Unteroffiziere verschwanden binnen Minuten aus der Kaserne.

Ich konnte diese Nacht nicht richtig schlafen. Ich hoffte, dass alle gut zu Hause ankommen mögen. Dem Chef der Volksmarine erstattete ich über meinen Entschluss keine Meldung.

Das für mich neue Kommandeursleben hatte also begonnen. Die Folgezeit forderte von mir noch viele solcher situationsbedingten Kompromisse. Was macht ein Kommandeur eines Küstenraketenregiments in der Dienstzeit? Eine Tabelle, die ich von meinem Vorgänger übernommen hatte, gab mir einen zeitlichen Arbeitsrahmen (siehe Anhang). Ich nutzte sie stets als persönliche Checkliste.

In zweifacher Hinsicht versuchte ich, den Truppenteil zu führen: Erstens besaß das KRR-18 in der Volksmarine einen guten Ruf als anerkannter Truppenteil, den galt es auch in der neuen militärpolitischen Situation zu erhalten und die volle Funktionsfähigkeit zu garantieren. Zweitens musste ich in meiner Führungstätigkeit die neuen gesellschaftlichen Bedingungen beachten. Es ging um die unsichere Zukunft der mir unterstellten Berufssoldaten und Zivilbeschäftigten, um den sich abzeichnenden Personalabbau und um die neuen, von der vorgesetzten Führungsstelle befohlenen Aufgaben.

Regiment im Umbruch

In einer kurzfristig anberaumten Feier verabschiedete sich der scheidende Regimentskommandeur, Kapitän Dix, von seinen Stellvertretern, Kommandeuren und engsten Mitstreitern aus dem Regiment. Viele Stunden saßen wir in der Chefmesse, ließen unsere Gedanken in die Vergangenheit streifen und spekulierten mit dieser oder jener Zukunftsvision. Es schien Dix nicht leicht zu fallen, so von heute auf morgen seine ans Herz gewachsene Truppe zu verlassen. Er setzte großes Vertrauen in meine Person und empfand seine neue Tätigkeit im Kommando Volksmarine als große Herausforderung. Endlich saß er in der Führungsebene, die er für sich angestrebt hatte und er wäre sicher sehr zufrieden gewesen, wenn ihn nicht die gleiche unsichere Zukunft bedrückt hätte wie uns.

In den folgenden Tagen unterbreitete ich dem Chef der Volksmarine den Termin der offiziellen Dienstübernahme. Wir bereiteten uns auf den 28. Februar 1990 vor. Das Truppenleben ging weiter, aber nicht seinen gewohnten Gang. Einiges war anders bzw.

bahnte sich an, anders zu werden. Der Stab des KVM formulierte für alle Verbände und Truppenteile die Hauptaufgaben neu. Schon Mitte der achtziger Jahre hatten wir uns als Offiziershörer der Militärakademie mit dem Gorbatschowschen Gedankengut der Perestroika auch in militärischer Hinsicht auseinandergesetzt. Nun veränderten sich auf Grund der Entwicklung nicht nur in der DDR, sondern auch wegen der kolossalen Veränderungen in den osteuropäischen Staaten die Planungsdokumente der NVA relativ schnell.

Aus der eindeutigen Zielsetzung, gegnerische raketentragende und andere Überwasserkräfte in der Operationszone der Volksmarine zu bekämpfen, wurden nun für das KRR-18 Hilfsaufgaben gestrickt wie Funkmeßbegleitung der internationalen Seeschifffahrt oder Aufklärungsaufgaben in der Vorsundzone.

Besonders ins Gespräch kam die Seelandungsabwehr. Da trafen sich verschiedene Aspekte:

1. Bei den Wiener Abrüstungsverhandlungen versuchte man, die Zahl der Kampfpanzer des Warschauer Paktes derjenigen der NATO anzugleichen. Dabei gab es eigenartige Metamorphosen von Teilstreitkräften. Während die Volksmarine bis dato über keine Marineinfanterie verfügte, bekam sie nun in ihren Bestand Kampfpanzer vom Typ T 72, Schützenpanzerwagen und Geschößwerfer. Das gesamte Motschützenregiment-28 (MSR-28) der Landstreitkräfte der NVA kam als Küstenverteidigungsregiment-18 (KVR-18) zur Volksmarine. Dieser Truppenteil war in der Kopernikusstraße in Rostock stationiert. Es dauerte gar nicht lange, und die Panzerfahrer gingen als gestandene »Mollys« in Kieler Bluse weiß durch Rostock.

Um das Zusammenwirken zwischen den Landstreitkräften und den Küstenraketenruppen im Rahmen von Verteidigungshandlungen interessierten Beobachtern zu demonstrieren, bekam ich die Aufgabe, am 11. April 1990 mit dem KVR-18, auf dem Truppenübungsplatz Wenden bei Rostock an einem Seelandungsabwehrgefecht teilzunehmen.

Ein Fernsehteam der BBC, unter Leitung des Militärkorrespondenten David Shukman, erlebte an Bord des Küstenschutzschiffes (KSS) »Halle«, in Begleitung des Chefs der Volksmarine, Vizeadmiral Born, Handlungen der Minenabwehr (MAW)- und UAW-Schiffe sowie UAW-Hubschrauber und RS-Boote in Aktion. Auch an Land entstanden Aufnahmen der Übung des KVR, an der auch eine Küstenraketeinheit teilnahm.

Die BBC entschloss sich, statt des vorgesehenen Beitrages von wenigen Minuten zu einer Stundensendung. Ich erinnere mich gern an diese Übung. Hier kamen sich zwei Kommandeure näher, die recht selten gemeinsame Aufgaben zu erfüllen hatten. Fregattenkapitän Tappert und ich koordinierten die Handlungen und meldeten nacheinander dem Chef der Volksmarine den Entschluss zu den gemeinsamen Kampfhandlungen.

Die Vorführung verlief gut. Mr. Shukman stellte meinen Unterstellten interessante und brisante Fragen. Für mich war es ein Erlebnis, zum ersten Mal einen Schützenpanzer Typ BMP selbst zu fahren. Die Angehörigen der Landstreitkräfte und die der landgestützten Marinekräfte kamen einander näher.

Anpassung und Hoffnung

Einen wichtigen Teil der Sicherung der gesamten Dienststelle Schwarzenpfost stellte der Wachdienst dar. Es existierte ein Wachzug in einer Soll-1-Stärke von 21 MPi-Schützen und einem Zugführer. Diese Wachsoldaten sicherten das gesamte Objekt mit einer Fläche von 450.000 Quadratmeter inmitten der Rostocker Heide. Große Teile der Technischen Zone sicherte eine Hochspannungsanlage, über die ich noch später ausführlicher berichten möchte. Wachdienst, egal ob am Kontroll- und Durchlaßpunkt oder als Streifenposten entlang dem Objektzaun, ist kein Zuckerlecken. Der sich abzeichnende Personalabbau gefährdete die Einsatzbereitschaft des Wachzuges. Deshalb beantragten wir beim KVM den Einsatz ziviler Wachmänner. Ein Wunder geschah, das KVM stimmte zu.

Und wir stellten sofort gekündigte Mitarbeiter des Militärforstes als zuverlässige Wachmänner ein. Eine Gruppe ziviler Wachmänner löste also eine Gruppe Wachsoldaten ab. So wechselten wir bis zur Entlassung des letzten MPI-Schützen Ende April 1990 die Wachen aus. Nur wenige Dienststellen nutzten die Gunst der Stunde und ersetzten Militär durch Zivil. Später konnten solche Aktionen nicht mehr gestartet werden, da teilte man sogar Offiziere zur Wache ein.

Die eingestellten Wachmänner versahen in der Folgezeit sehr korrekt und aufmerksam ihren Dienst. Ein nicht unwesentliches Problem klärten wir also schnell, nüchtern, einfach und vor allem realitätsbezogen. Warum konnten wir nicht Jahre zuvor weit wichtigere Probleme so einfach lösen?

Gerade in der Umbruchzeit bestand ein unheimlicher Sicherheitsbedarf. Die Medien berichteten, dass in militärische Sicherheitsbereiche, aber auch in andere NVA-Objekte meist Jugendliche eingedrungen waren. Oft wollten sie nur provozieren. Andere versuchten, an Waffen und Munition zu kommen. Der Waffendiebstahl von Kahla sorgte in jenen Tagen für verstärkte Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und galt natürlich für die Militärs als ein Alarmzeichen. Deshalb beauftragte ich den Stellvertreterbereich Raketenbewaffnung, die Sicherheit, besonders die der Munitionsbunker, in denen mehrere Kampfsätze Handgranaten, reaktive Panzergeschosse, Unmengen an Pistolen- und Schützenwaffenmunition sowie ein großer Vorrat an Artillerie- und Signalmunition lagerten, zu gewährleisten. Wir verstärkten in unserem Regiment die Kontrollen und Sicherheitsmaßnahmen. In der Werkstatt für Raketenbewaffnung entwickelten Meister Kuplin und Obermeister Suckow unter der Leitung des Korvettenkapitäns Hösel eine Einbruchmeldeanlage. Sie funktionierte perfekt, im Wachgebäude wurde sofort signalisiert, wenn sich jemand an den Bunkertüren zu schaffen machte. So konnten die Betroffenen ein wenig ruhiger schlafen.

Die Übernahme des Regiments

Wir bereiteten meine Dienstübernahme des KRR-18 vor. Gleichzeitig trafen der Regimentsstab und die Führung der 1. Küstenraketenabteilung die ersten Vorbereitungen für das Feldlager im März. Alles lief locker und einfach von der Hand. Wir trainierten nicht stundenlang den Vorbeimarsch und stellten auch das Objekt nicht auf den Kopf. Alle gaben sich mehr oder weniger große Mühe. Diese Willigkeit und Zusammengehörigkeit aller Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten des Regiments entstand nicht nur durch die positive Entwicklung des Truppenteils in den letzten zwei Jahren, sondern auch durch die laufenden gesellschaftlichen Prozesse.

Den 1. März, den Tag der Nationalen Volksarmee, begingen wir – zusammen mit dem 28. Februar, dem Tag meiner offiziellen Dienstübernahme – zum letzten Mal als DDR-Feiertag. Vizeadmiral Born kam zur festgelegten Zeit mit den Kapitänen zur See Dix und Pahlig, Chef Kader der Volksmarine. Nach der Begrüßung berichtete ich dem Chef der Volksmarine. Kapitän Dix hatte offensichtlich sehr gute Vorarbeit geleistet. Der Seemann Born, über Nacht als Befehlshaber einer Flotte eingesetzt, entwickelte erst mit der Zeit eine Beziehung zu einer landgestützten Waffengattung der Marine. Er interessierte sich zunehmend für das KRR-18. Ich spürte die Hinwendung Admiral Borns zu den Küstenrakentruppen und lud ihn am Ende meiner Meldung ein, unsere Gefechtsmöglichkeiten im Feldlager Zingst zu beobachten. Monate später besuchte er uns dann tatsächlich. Seine dort gewonnenen Eindrücke trugen wesentlich dazu bei, dass er sich nach dem 3. Oktober 1990 für das Überleben des Küstenraketenregiments besonders einsetzte.

Im Anschluss an die Meldung besichtigte Admiral Born die wichtigsten Einrichtungen und Unterkünfte der Dienststelle. Er sprach mit Angehörigen des Regiments und lernte die Bedingungen kennen, unter denen sie dienten und lebten. Er unterhielt sich an den einzelnen Stationen und in den Unterkünften mit den Matrosen und Unteroffizieren über die brennenden

Probleme des DDR-Alltags, ließ kurze Notizen durch seinen Adjutanten machen (genau verfolgte er in der nächsten Zeit die Erfüllung der mir erteilten Aufgaben) und versuchte überall da zu helfen, wo es ihm möglich war.

Zum Abschluss des Besuches fand die Musterung mit der feierlichen Übergabe der Truppenfahne statt. Zur Übergabe des Regiments spielte das Musikkorps der Volksmarine. Der alte Regimentskommandeur erstattete dem Chef der VM ein letztes Mal Meldung vor angetretener Truppe, schritt mit ihm die Front ab und bedankte sich bei seinen Männern und allen Zivilbeschäftigten. Diese Verabschiedung, keiner übersah und alle fühlten es, war wohl eine der schmerzlichsten Stunden in seinem militärischen Leben. Schweren Herzens übergab Kapitän Dix die Truppenfahne an Vizeadmiral Born. Dieser würdigte die Leistungen des Regiments und seines scheidenden Kommandeurs und überreichte mir als neuem Kommandeur die Truppenfahne. Das Fahnenkommando nahm mir die Fahne ab und reihte sich in die Antretereordnung ein. Jetzt war ich an der Reihe. Ich hielt keine lange Antrittsrede und klopfte auch keine großen Sprüche. Ich versprach, dass ich alle Anstrengungen unternehmen würde, um mit dem mir anvertrauten Personalbestand und den zur Verfügung stehenden Mitteln alle an das Regiment gestellten Aufgaben gewissenhaft und erfolgreich zu erfüllen.

Danach übernahm ich das Kommando über das Regiment und führte es entsprechend dem Reglement zum Vorbeimarsch. Alles klappte.

Anschließend setzten sich Admiral Born, der alte und der neue Kommandeur, sowie alle Stellvertreter und Kommandeure des Regiments in die Chefmesse. Mit kurzen Toasten stießen wir auf das erfolgreiche Regiment an.

Orden und Prämien

Am 1. März, dem Gründungstag der Nationalen Volksarmee und am 7. Oktober, dem Tag der Republik, war es üblich, Auszeichnungen zu verleihen und Belobigungen auszusprechen. Im Regiment handhabte man das in den verschiedenen Zeiten unterschiedlich – großzügig oder weniger freigiebig.

Die Verteilung und die Höhe der Prämien fielen bei dieser Musterung meines Erachtens gerecht und realistisch aus. Wir prämierten sehr gute Leistungen. Matrosen interessierten sich in erster Linie für Sonderurlaub, im Soldatenjargon ein Tag »S«, Berufssoldaten fanden Geldprämien oder sogar einen Orden, an dem 250 bis 750 Mark hingen, erstrebenswert. Letzteres kam sehr selten vor. Einen Orden musste man sich im Regiment hart verdienen. Reine Geldprämien, in Anerkennung besonderer Leistungen oder hervorstechender Einsatzbereitschaft, zahlten wir in Höhe von 250 Mark bis 600 Mark, entsprechend vom Leutnant bis zum Fregattenkapitän. Das lag im Vergleich zu den Verbänden, in denen ich bisher diente, etwas über dem Durchschnitt. Das lag wohl an dem direkten Unterstellungsverhältnis zum KVM.

Die Politorgane strebten zu DDR-Zeiten moralische Belobigungsarten an wie Fotografieren vor der entfalteten Truppenfahne, Eintrag in das Ehrenbuch oder einen Brief an die nächsten Angehörigen, die Eltern oder den Ehepartner. Die Kommandeure nickten in der Regel dazu, wussten aber sehr genau, wie sich ihre Unterstellten am besten motivieren ließen. Das heißt nicht, dass wir solche Belobigungsformen generell ablehnten. Viele Briefe schrieb ich besonders an Eltern. Viele von ihnen waren sehr stolz auf ihre Kinder.

Nun war der 1. März nicht nur ein Tag, an dem Vater Staat seinen Soldaten diesen oder jenen Orden an die Brust heftete oder den Portemonnaieinhalt etwas aufbesserte. Viele Einrichtungen und Organe gratulierten der Armee.

Wir spürten da schon so etwas wie die Einheit zwischen Volk und Armee. Vertreter von Betrieben, staatlichen Einrichtungen und Schulen überreichten mit Glückwunschscheiben versehene Blumengebinde mit ein paar Worten vor angetretener Truppe. Unser Truppenteil,

der mitten in der Rostocker Heide lag, unterhielt eine Reihe von Patenschaftsbeziehungen, u.a. zu den Polytechnischen Oberschulen der Nachbargemeinden Gelbensande und Rövershagen. Viele Kinder unserer Berufssoldaten gingen in diese Schulen. Natürlich gratulierten auch die Bürgermeister der beiden genannten Gemeinden. Glückwünsche wurden auch vom »Regiment nebenan« überbracht, d.h. von den Grenztruppen und vom Damgartener Fla-Raketenbataillon aus der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (GSSD). In der jüngeren Vergangenheit kamen auch Vertreter des Palastes der Republik in unseren Truppenteil, diesmal fehlten sie. Wahrscheinlich hatten sie zu diesem Zeitpunkt genügend eigene Probleme. Dennoch erreichten uns ihre Glückwünsche auf dem Postwege.

In der Vergangenheit waren die Tage der NVA auch »Tage der offenen Tür«. Wir zeigten unsere Technik und Waffen sowie wehrsportliche Wettkämpfe und diskutierten in wehrpolitischen Veranstaltungen. Aber auch Kinderspiele und Bastelstände gehörten dazu.

In diesem Jahr fand dies alles nicht statt. In dieser gesellschaftlich komplizierten Zeit bestanden kein nennenswertes Interesse der Schulen und deren Schüler. Die »neue Welt« brachte ihnen genug neue Ansichten und eröffnete ihnen bisher unbekannte Möglichkeiten. So ging der letzte Jahrestag der NVA recht ruhig ins Land.

Nach hergebrachtem Reglement verlas ich den Tagesbefehl des Ministers und würdigte die Leistungen der Angehörigen des Regimentes. Man setzte sich in den einzelnen Bereichen und Einheiten zusammen, stieß an mit einem Glas Sekt und unterhielt sich über die Tagesereignisse.

Bewährung bei der Stabsübung

Am 1. März 1990 fungierte ich den ersten Tag mit allen Rechten und Pflichten als Kommandeur des Küstenraketenregimentes-18 der Volksmarine. Als erste Herausforderung empfand ich meinen ersten Einsatz als Kommandeur in einem Stabstraining. Ohne den erfahrenen Stabschef, Fregattenkapitän Brennecke, und sein eingespieltes Team hätte ich in meiner neuen Funktion bestimmt kein allzu gutes Bild abgegeben. Denn bisher bestand meine erstrangige Aufgabe darin, Raketen, Bewaffnung, Munition sowie Spezialtreibstoffe und deren Auftank- und Transportanlagen in einem ständig gewarteten und einsatzbereiten Zustand zu halten.

Jetzt standen auf einmal die Gefechtsmöglichkeiten der KRT, die Entschlussfassung, der Waffeneinsatz und die Truppenführung an erster Stelle. Mit dem Wissen von der Akademie sowie den jahrelangen Erfahrungen des Stabes des KRR-18 meisterte ich auch diese Aufgabe. Bei diesem Stabstraining lernte ich nicht nur das erste Mal hautnah das Zusammenwirken der Waffengattungen, sondern auch meine Nachbarn und »Gegner« in einem Kriegsspiel kennen. Viele kannte ich schon aus meiner Dienstzeit in der 6. Flottille, vor allem den Flottillenchef, die Brigadechefs der Schnellbootkräfte, die Kommandeure der Marinefliegerkräfte und natürlich die Offiziere des Stabsapparats des KVM und deren sicherstellende Truppenteile, Einheiten und Einrichtungen. Erstmals bekam ich einen Überblick über den Ablauf eines faktischen Kriegsspieles (wenn ich von der akademischen Ausbildung einmal absehe).

Die Führung der eigenen Kräfte und Mittel stellte das geringere Problem dar. Viel wichtiger war es, in Abhängigkeit von der konkreten Situation den zweckmäßigsten Einsatz der Nachrichtenmittel zu organisieren und zu beherrschen. Kapitänleutnant Jähmig, der Nachrichtenoffizier des Küstenraketenregimentes, ein sehr befähigter nachrichtenoperativer und nachrichtentechnischer Spezialist garantierte schnell, stabil, zuverlässig und mit der notwendigen Geheimhaltung die Nachrichtenverbindungen. Seine Erfahrung und besonders die erstklassige Nachrichtentruppe unter der Führung des Stabsobermeisters Ralph Jedaschko verhalfen dem Stab, ständig seinen Führungsaufgaben gerecht zu werden. Die Korvettenkapitäne Herms, Herfter und Oberleutnant Stadlers demonstrierten mir sehr schnell und anschaulich, welche Aufgaben und Handlungen der Kommandeur eines

Küstenraketenregimentes auf dem Führungsstand der Stoßkräfte beim Chef der Volksmarine zu erfüllen, bzw. welche Entscheidungen er zu treffen hatte.

Nicht ganz unzufrieden kehrten wir nach dem zweitägigen Stabstraining in unseren Truppenteil zurück und widmeten uns den anstehenden Problemen der Gefechts- und spezialtechnischen Ausbildung sowie dem allgemeinen Truppendienst.

Suche nach dem Wehrmotiv

In dieser Zeit häuften sich Fragen nach dem Sinn unseres Tuns. Wofür bilden wir aus? Ist eine soldatische Ausbildung in dieser politisch unsicheren Zeit überhaupt noch notwendig? Welches Verständnis hat das DDR-Volk in den Tagen der Wende für seine Armee und Flotte? Ich meine hiermit nicht nur die wehrpflichtigen Männer, die es betraf, sondern betrachtete vielmehr das Verhältnis zum Staatsapparat, wozu nun einmal auch die Streitkräfte wie in jedem souveränen Staat gehören. Denn unsere Startrampen fuhren durch die Städte mit und ohne Raketen. Wenn wir eine Abteilung nach Rügen verlegten, mussten wir durch Ribnitz-Damgarten, Stralsund und viele kleine Dörfer. Die Kolonnen des Regimentes waren nicht zu übersehen und zu überhören. Mit welchen Einschränkungen mussten wir rechnen? Werden unsere Fahrzeuge aufgehalten, blockiert oder womöglich angegriffen?

In den letzten Februartagen des Jahres 1990 dachte ich mit meiner Führungsmannschaft über die Gestaltung der Ausbildung nach. Das Ergebnis bildete für die Zeit bis zum Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland die Grundlage unseres Seins und Wirkens.

Der erste Gedanke: Alle Offiziere und die Mehrheit der Unteroffiziere des KRR-18 sind solide und disziplinierte Soldaten, die nicht nur ihr Handwerk beherrschen, sondern auch mit viel Engagement die erteilten Befehle erfüllen. Gerade in den Monaten, als viele Soldaten nicht so genau wussten, in welche Richtung sie der Fluss der Ereignisse tragen wird, kam es in einigen Dienststellen zu Demonstrationen. In Saßnitz gingen Soldaten auf die Straße, in Beelitz forderten Militärangehörige den Minister für Nationale Verteidigung auf, Zugeständnisse im täglichen Dienst zu machen, in einigen Objekten demonstrierten Soldaten mit Kerzen. Am 2. Januar 1990 fand eine Demo von Matrosen und Maaten vor dem Stabsgebäude der 1. Flottille gegen offensichtlich missliche Dienst- und Lebensbedingungen, gegen mangelhafte Verpflegung u.ä. statt.²⁵ Im Küstenraketenregiment gab es so etwas nicht. Das heißt aber nicht, dass wir irgendwelche Willensbekundungen unterdrückt hätten, nein, es stimmte eigentlich alles bei uns. Das Essen schmeckte. Die Vorgesetzten verstanden sich mit ihren Unterstellten und umgekehrt. Das Klima war mehr oder weniger gesund. Kopfschüttelnd nahmen die meisten Angehörigen des Truppenteils diese Ereignisse zur Kenntnis. Gab es denn solche Unterschiede in einer Armee?

Um dem Abbau der Wehrmotivation gar nicht erst Vorschub zu leisten, entschieden wir uns für eine ordentliche und gut organisierte Ausbildung. Wir wollten keine Selbstaflösung der Truppe, bei der jeder das tun würde, was er für richtig und gut befand. Ordnung, Disziplin und vor allem Sicherheit bilden immer die Grundvoraussetzung für die Existenz einer jeden Armee. Und davon wollten wir keinen Schritt abweichen.

Eine ordentliche und zielgerichtete Ausbildung, auch unter den damaligen, nicht einfachen gesellschaftlichen Ereignissen, verhinderte einfach das Chaos. Offensichtlich dachten viele Kommandeure der NVA ähnlich und fassten gleiche Entschlüsse wie wir im Küstenraketenregiment. So kam es in der NVA nicht zu Waffenschiebereien, zu keinen größeren Diebstählen von Bewaffnung, Munition oder mafiaähnlichen Zuständen wie beim Abzug der ehemaligen sowjetischen Truppenteile aus Ostdeutschland.

Das verantwortungsbewusste Handeln aller Kommandeure der NVA verhinderte solche Zustände. Wäre anstelle der von der NVA praktizierten Loyalität gegenüber dem sich

umbildenden neuen Staatsgebilde Hass, Trotz oder blinde Wut über eine unbekannte Zukunft getreten, wären Panzer aufgefahren, hätten Soldaten ultimative Forderungen gestellt. Schon ein einziger gefechtsbereiter Panzer in diesem Sinne eingesetzt, hätte viel Unheil anrichten können.

Im KRR-18 befanden sich beispielsweise zwei Startrampen im Diensthabenden System, also feuerbereit. Um diese Raketen zu starten, bedurfte es keines Regiments. Es gab bei uns einige Soldaten, die brauchten dazu keinen zweiten Mann.

Man stelle sich vor, einer dieser gut ausgebildeten und technisch Versierten stünde mit einer Startrampe am Neuhauser Strand, wäre möglicherweise mit einer Maschinenpistole bewaffnet und diktierte über Funk dem vorgesetzten Stab seine Bedingungen.

Der zweite Gedanke: In der DDR ging in jenen Tagen vieles drunter und drüber. Beschuldigungen gegenüber dem Alten konnte jeder ungeprüft aussprechen. Einige hatten gerademal ihre Häse in eine andere Richtung gewendet und wollten just das aussprechen, was sie Tage zuvor noch verurteilt hatten. Mit solchem Hin und Her wollten wir uns nicht identifizieren. Wir glaubten einfach an uns.

Wer kümmerte sich denn um uns? Die uns bisher meinten, beherrscht zu haben, waren nicht mehr da bzw. nicht arbeitsfähig. Wir waren mehr oder weniger unsere eigenen Herren. Eigentlich ein sehr schöner Zustand. Keiner pfuschte uns ins Handwerk. Für die Erfüllung unseres Auftrages standen wir selbst gerade. Wie, das war einzig unser Problem. Wir zeigten uns dieser Situation gewachsen.

Deshalb gab es bei uns kein Wenn und Aber; der Glaube an uns selbst dominierte. Ich wünschte, ein paar Millionen Menschen mehr in der DDR hätten so an sich geglaubt. Andererseits hatten die Machthaber, ständig auf ihre politische Allmacht und Allwissenheit pochend, ein solches Selbstbewusstsein nicht aufkommen lassen.

Die in unserem Regiment herrschende Atmosphäre gab uns inneren Halt und förderte unser Zusammengehörigkeitsgefühl. Es gab kein mein oder dein, kein Es-geht-mich-nichts-an-Gefühl, keine Kontrolle von oben, keine Überwachung von innen. Warum konnte dieser Zustand nicht auf die Wirtschaft der DDR übertragen werden? Warum begann man in der Politik die Lösung des Problems zu suchen? Man hatte Marx und Engels immer zitiert, wahrscheinlich aber nie richtig verstanden.

Doch bei all diesen Überlegungen blieb uns ein Problem. Die Bundesmarine war unser potentieller Gegner, und auch für sie waren wir der Feind. Dies galt als eine systemgebundene und unumstößliche Wahrheit, als ein Produkt des Kalten Krieges auf beiden Seiten. Zu keinem Zeitpunkt in meinem Soldatenleben betrachtete ich das anders. Dennoch kam mir in diesen Tagen der Gedanke, was passiert, wenn beide deutsche Staaten sich vereinen. Könnten die Armeen auch eins werden? Ich kannte keine Antwort. Aber eins wusste ich von diesem Moment an: Die Bundesmarine soll im Gegensatz zur mangelnden Effizienz und niedrigen Produktivität unserer Betriebe und Produktionsgenossenschaften erfahren, dass wenigstens die Angehörigen der DDR-Marine, speziell das Küstenraketenregiment, nicht nur effizient arbeiten und leben, sondern auch mit viel Einsatzbereitschaft, seemännischem Können und fachlicher Kompetenz die gestellten Aufgaben sehr gut erfüllen können.

Erstmals äußerte ich in jenen Tagen, in einem Gespräch mit Angehörigen des Raketen- und Waffentechnischen Dienstes der VM, den Gedanken, dass es am besten wäre, beide deutsche Marinen zusammenzulegen. Und das noch bevor man sich einigt, welche Aufgaben und welche Strukturen diese neue Marine zu erfüllen bzw. einzunehmen habe. In diesem Moment hatte ich jegliche politischen Hintergründe vergessen. Ich versuchte lediglich, Waffensysteme, taktisches und maritimes Können zu vergleichen und zu verbinden. Auch deshalb unternahm ich zu diesem Zeitpunkt große Anstrengungen, um die Waffengattung Küstenrakentruppen so gut wie möglich zu präsentieren. Anbietern wollte ich mich damit nicht, nur zeigen, was wir drauf haben. Die großen Augen meiner Gesprächspartner verrieten mir, dass ich wohl etwas über das Ziel hinaus geschossen war. So entschloss ich mich, nach

vielen Gesprächen und Beratungen mit meinen Stellvertretern und Kommandeuren, die Ausbildung, das militärische Leben sowie den gesamten Dienstbetrieb auf keinen Fall schleifen zu lassen, sondern, egal, wie sich das Rad der Geschichte dreht, weiter zu betreiben. Dabei galt es, sich gesellschaftlich an die neuen Bedingungen anzupassen, die Ausbildung professionell fortzusetzen und sich engagiert um das Wohl der Unterstellten zu sorgen. Nichts anderes hatten wir auch in der Vergangenheit getan.

Ausbildung zur Selbstachtung

Um alle Aufgaben erfolgreich zu erfüllen, brauchte ich in erster Linie Personal. Und das wurde immer weniger. Am 26. Januar 1990 verließen uns 94 Unteroffiziere auf Zeit und Grundwehrdienstleistende. Ende April standen wieder Entlassungen von mehr als vierzig Matrosen und Unteroffizieren bevor. Teilweise verließen Berufssoldaten das Regiment, weil sie günstige Angebote im zivilen Berufsleben erhielten. Galt es in der Vergangenheit als fast unmöglich, als Berufssoldat den Dienst aus privaten Gründen zu quittieren, so stellte es in dieser Zeit überhaupt kein Problem dar. Im Gegenteil, die Kaderorgane zeigten sich interessiert, soviel Berufssoldaten wie möglich im Alleingang zu entlassen.

Anfang Mai 1990 rückten wieder Grundwehrdienstleistende ins Regiment ein. Dass es die letzten Neueinstellungen bleiben sollten, konnten wir natürlich zu diesem Zeitpunkt nicht wissen, höchstens ahnen. Die dreißig Soldaten absolvierten ihre Grundausbildung nicht wie üblich in der Schiffsstammabteilung auf dem Dänholm, sondern auf besondere Weisung im diensttuenden Truppenteil.

Einen richtigen Dienst, Strapazen oder eine längere Trennung von zu Hause erlebten diese Matrosen nicht mehr. Hinzu kam: Existentielle Probleme drückten sie, ein Wehrmotiv fehlte. Diese Jungs konnten unser Problem nicht lösen, und wir mussten weitere Abgänge einkalkulieren.

Um dieser Malaise zu entgehen, verknüpften wir mehrere günstige Umstände. Wir nutzten als erstes die Tatsache, dass wir uns, im Gegensatz zu früheren Zeiten, erstmals ohne Störfaktoren von außen auf die wesentlichen Ausbildungsschwerpunkte konzentrieren und diese ungestört durchziehen konnten. Hinzu kam ein nicht zu unterschätzender Vorteil der KRT gegenüber den schwimmenden Einheiten. Ein Schnellboot im Maschinenabschnitt war im Soll-Bestand mit zwei Offizieren, zwei Unteroffizieren und acht Matrosen besetzt, eine Startrampe benötigte mit dem Nachladefahrzeug lediglich zwei Kraftfahrer. Wir konnten also mit weniger Leuten gleiches leisten. Dritter und letzter Umstand: Wir konnten uns selber ausbilden. Wir mussten nicht Ausbildung hauptsächlich organisieren oder halbwegs ordentliche Rahmenbedingungen schaffen. Wir mussten nur Personal von derzeit weniger wichtigen Posten und Aufgaben entbinden, sie ausbilden und in Schlüsselpositionen einsetzen. Schwerpunkte bildeten dabei die Küstenraketenabteilungen, nachrichten- und raketentechnische Einheiten, sowie lebenswichtige sicherstellende Funktionen.

Im Mai 1990 übernahmen auf der Grundlage eines speziell erarbeiteten Ausbildungsplanes 34 Berufssoldaten des Küstenraketenregiments Führungs-, Sicherstellungs- und natürlich Kampftechnik. Zehn weitere Berufssoldaten bildeten wir im Interesse der gegenseitigen Ersetzbarkeit vielfältig aus, ohne dass sie selbst spezielle Technik übernehmen mussten. Die Ausbilder kamen in der Regel aus dem Regiment. Wir arbeiteten nach dem Schneeballprinzip, das heißt, auf den Planstellen eines Funktrupps saßen vier allseitig ausgebildete Nachrichtenspezialisten. Drei weitere Funktrupps konnten sozusagen über Nacht personell nicht mehr besetzt werden. Diese drei Berufssoldaten übernahmen die unbesetzten Gerätesätze und ließen sich von einem Fachmann des Regiments anlernen. Analog lernten alle Offiziere der Küstenraketenabteilungen das Fahren der Startrampen.

Es stand kein Zwang dahinter, jeder entschloss sich freiwillig. Der Oberoffizier für Finanzökonomie, Kapitänleutnant Frank Kretzschmann, meldete sich als Startrampenfahrer,

fuhr die vorgeschriebenen Fahrschulstrecken mit den Fahrlehrern ab, machte sich mit der MAZ-543²⁶ vertraut und legte eine ordnungsgemäße Fahrprüfung und Typenzulassung beim staatlich geprüften Fahrlehrer, Fregattenkapitän Galda, ab.

Jede Ausbildung formulierten und dokumentierten wir im Interesse einer späteren zivilen Nutzung sehr genau. Kranfahrer konnten wir nicht selbst ausbilden. Das Regiment besaß aber zehn Autodrehkräne (ADK) vom Typ ADK-13,5 und einen Zwanzig-Tonnen-Autodrehkran. Die ausgewählten Offiziere lernten also in der 6. Flottille, in der es zugelassene Hebezeugausbilder gab. Die ausgewählten Offiziere lernten also in der 6. Flottille, in der es zugelassene Hebezeugausbilder gab. Andere besuchten kurzzeitig Lehrgänge über funktechnische Anlagen in einer der vielen Instandsetzungsbasen der Volksmarine (IB-18) auf dem Dänholm. Auf dem kurzen Dienstweg nutzten wir Möglichkeiten, um Instandsetzungsberechtigungen für nachrichtentechnische Anlagen und Geräte zu erlangen. Überall gab es freie Kapazitäten zur Ausbildung von Spezialisten. Unbürokratisch, kurz und zielgerichtet liefen die Maßnahmen ab. Startrampenkommandanten, die schon in der Vergangenheit das Führen eines MAZ-543 erlernt hatten, erwarben sich andere Fähigkeiten, die sie zum Einsatz ihres Gerätes benötigten. Sie bildeten wir als Raketenwaffenleit- oder Funkmeßmaate aus. Die Oberleutnante Mißberger, Wedler und Orgzewalla, alle drei hervorragende Rampenkommandeure sowie der Kompaniechef der Sicherstellungskompanie füllten die Funktion von Regulierern aus und leiteten ohne Schwierigkeiten die schweren Geräte durch den Verkehr in Rostock.

Selbst die Stabschefs der Abteilungen legten alle notwendigen Berechtigungen zum Führen ihrer mobilen Führungsstellen ab. Genauso verhielt es sich in den rückwärtigen Einheiten. Der Oberoffizier für Verpflegung steuerte selbst sein Küchenfahrzeug vom Typ KKB, der Techniker des Regiments für Chemische Dienste fuhr in der Folgezeit manchen Patienten mit dem Sankra in die Ambulanz der 4. Flottille oder in das Lazarett. Auch die ehemaligen Politoffiziere beteiligten sich aktiv. Korvettenkapitän Just, ein äußerst befähigter und engagierter Offizier, saß bald auf einem KRAZ²⁷, der zwei Schiff-Schiff-Raketen transportierte.

So füllten wir die Lücken, die durch die Entlassungen gerissen wurden.

Besonders vielfältig waren die Anforderungen in den Einheiten der raketentechnischen Sicherstellung. Das Personal musste sich mit elektronischen Steuerungssystemen der Raketen auskennen, mit pyrotechnischen und Sprengmitteln sowie mit flüssigen Raketentreibstoffen und Hochdruckanlagen umgehen können.

Dazu kam noch, dass die gesamte Technik in zwei Nutzungsvarianten vorhanden war. Als stationäre technische Anlagen innerhalb des Stammobjektes und in mobiler Form auf mittleren und größeren Spezialfahrzeugen. Immerhin verfügte das KRR-18 über fast 200 spezielle und herkömmliche Kfz und über entsprechende Hänger. Diese Technik hielten wir immer einsatzklar und funktionsbereit.

Die Ausbildung zu solchen Spezialisten war sehr kompliziert und langwierig. Es war einfach nicht möglich, in kürzerer Zeit als einem Jahr umfassende Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben sowie fachgerecht und vorschriftsmäßig umzusetzen. Außer den acht verschußklaren Raketen mussten die Raketen der Bereitschaftsstufe zwei durchgecheckt, aufgetankt und aufmunitioniert werden.

Um technologische, arbeitsorganisatorische und vor allem normzeitgerechte Wartungs- und Überführungsarbeiten an Raketen durchzuführen, um also effizient arbeiten zu können, waren strukturelle und personelle Veränderungen notwendig. Aus zwei Raketentechnischen Batterien formten wir eine Einheit, die zwei Küstenraketenabteilungen sicherstellte.

Die Übernahme von zusätzlichen Funktionen hatte auch einen materiellen Hintergrund. Die NVA-Besoldungsordnung sah in solchen Fällen finanzielle Entschädigung für die entstehende Mehrarbeit vor. Und diese Möglichkeit nutzte ich bewusst. Gemeinsam mit dem Oberoffizier für Finanzen legten wir die funktionsbezogenen Mehrerstattungen fest, die auch vom KVM

bestätigt wurden. Ein Berufssoldat, der zusätzlich zu seinen eigentlichen Pflichten eine Startrampe fuhr, erhielt netto 300 Mark zusätzlich. Ein technischer Offizier oder auch Unteroffizier, der nach einer Ausbildung einen Autodrehkran ADK-13,5 vorschriftsmäßig bediente, ebensoviel. Auch ein speziell ausgebildeter Regulierer konnte zusätzlich 150 Mark mit nach Hause nehmen. Analog verhielt es sich mit Nachrichtensoldaten und anderen Doppelfunktionern.

Vier wesentliche Gedanken bewegten mich bei diesem Entschluss: Erstens sollten zusätzliche Leistungen auf rechtlich saubere Art und Weise honoriert werden, denn an diesem Geld hing in erster Linie nicht nur Freude, sondern auch eine Menge Mehrarbeit.

Wer eine Startrampe übernommen hatte, war auch in vollem Umfang dafür verantwortlich. Einen Vertreter gab es nicht mehr, im Extremfall nicht mal einen Unterstellten. Die Bindung zum Eigentum stärkten wir so materiell. Erstmals handelten wir wirklich nach dem Grundsatz, von dem nur jahrelang geschwätzt wurde: »Jedem nach seinen Leistungen, jeder nach seinen Fähigkeiten.«

Zweitens dachte mein Finanzoffizier schon viel weiter, als ich es zu diesem Zeitpunkt tat. Keiner von uns wusste, wie sich das Regiment, die Flotte und die ganze Armee entwickeln würden. Eins schien aber schon damals klar zu sein: Die Armee steht bei der sich abzeichnenden gesellschaftlichen Entwicklung am Rand. Vorausschauend schufen wir uns durch diese freiwillig übernommene und gesetzlich abgesegnete Mehrarbeit bessere Startbedingungen in eine ungewisse Zukunft.

Drittens war es nicht ausgeschlossen, dass durch die zusätzlich erhaltene Ausbildung und beurkundete Berechtigung dieser oder jener Berufssoldat nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst eine entsprechende Tätigkeit aufnehmen konnte.

Viertens bekam der tägliche Dienst in den verwirrenden gesellschaftlichen Bedingungen unseres Landes für jeden einen höheren Wert. Nicht sinnlose Diskussionen bestimmten den Tag, sondern die mögliche Gestaltung unserer Zukunft.

Damit wuchs unser Selbstvertrauen trotz unklarer Perspektive. Ziel sollte sein, bis Ende des Ausbildungsjahres 1989/90 (Oktober 1990) mit der Hälfte des Personals die Kampfkraft des Regiments unter Garnisonsbedingungen sowohl stationär als auch feldmäßig zu gewährleisten. Ende Juni war die Hauptarbeit getan.

Anfang März bekam ich die Information, dass zwei der für 1990 geplanten vier Startrampen in Frankfurt/Oder eingetroffen seien. Welche Nachricht! Mit dieser Mitteilung entstand eine nicht zu unterschätzende positive, aber teilweise sehr verwirrende Situation im und um das Regiment.

Es ging hier nicht nur um die Erfüllung eines Regierungsabkommens schlechthin, sondern um die große Politik jener Tage. Immerhin kostete eine Startrampe vom Typ »Rubesh« in dieser Zeit 26,7 Millionen Mark der DDR. Der Kurs einer DDR-Mark zum im RGW handelsüblichen transferablen Rubel stand 1989 1 : 5,64, eine Rampe kostete also 4.734.397 Rubel. Es ging bei den vier Startrampen, ohne die dazugehörigen Kampfsätze an Raketen, um rund 100 Millionen Mark der DDR. Die erste Teillieferung mit zwei neuen SSR kam genau zum Machtwechsel in der DDR, zu den Wahlen am 18. März 1990, an.

Die gewählte Alternative

Gemeinsam mit unseren engsten Freunden verbrachten wir den Wahltag. Nicht in feuchtfröhlicher Runde, sondern auf einer Baustelle. Ich gehörte zwar keiner Partei mehr an, nahm aber mein staatsbürgerliches Recht wahr. Irgendwie verlief dieser Wahltag anders, ruhiger. Die Sonne schien. Wir schliefen aus, niemand hielt uns an, so früh wie möglich zu wählen.

Was früher verordneter Kling-Klang-Gloria erreichte, schuf nun der Wirbel um die Einheit Deutschlands. Wie sich das Schicksal der Soldaten der NVA weiter gestalten könnte, blieb im Dunkeln und wurde auch nie wieder beleuchtet.

Wie schon erwähnt, halfen wir unseren Freunden an diesem Tag beim Bau ihres Wochenendhäuschens. Zwischenberichte und natürlich das erste inoffizielle Ergebnis des Wahltages erfuhren wir aus dem Kofferradio.

Die Allianzparteien, die SPD und die Liberalen hatten drei Viertel der Stimmen errungen, die PDS war isoliert, die Einheit unausweichlich. »Wohlstand für alle! Nie wieder Sozialismus!« – so klang es aus Radio und Fernsehen, so stand es auf Plakaten und in den Gazetten.

Die Nachwendegeschichte unserer Freunde, mit denen wir diesen 18. März auf ihrer Baustelle bei gemeinschaftlicher Arbeit verbrachten, passt recht gut in dieses Kapitel.

Sie war damals eine engagierte, beliebte und erfolgreiche Lehrerin, er, genauso wie ich, Fregattenkapitän. Jahrelang fuhr er zur See. Unsere Wege kreuzten sich erstmalig an der Akademie. Dort lernten und lebten wir nicht nur zusammen, sondern fuhren wöchentlich gemeinsam von der Küste bis in die Elbmetropole und zurück. Er war schon damals kontaktfreudig und geschäftstüchtig. Nach Abschluss der Akademie versetzte man ihn zu den Rückwärtigen Diensten des KVM und dort erfüllte er seine Pflichten nicht schlecht.

Mit der Wende zog er Anfang 1990 schlagartig seine Uniform aus und ging, gestützt durch verwandtschaftliche Beziehungen und durch finanzielle Starthilfen aus München, in die Touristikbranche. Doch sein älterer westdeutscher Partner hatte über die Geschäfte in Mecklenburg-Vorpommern wohl andere Vorstellungen als er. Mein Freund und ein ehemaliger Kapitänleutnant, ein fähiger Finanzökonom im KVM, schlossen sich zu einer neuen Gesellschaft zusammen. Diese kaufte von der Volksmarine einen schwimmenden Stützpunkt vom Typ 62.0 wie er für die dezentralisierte schwimmende Sicherstellung der Schnellbootkräfte genutzt wurde und eine sehr gut erhaltene Barkasse des KVM. Ein Hotelschiff sollte entstehen. Zuschüsse holten sich die beiden von der Stadt Rostock, vom Land und anderen Förderern der regionalen Entwicklung des Fremdenverkehrs. Und sie nahmen hohe Kredite auf. Sie arbeiteten mit neuen Geschäftspartnern aus Bremen zusammen. Es begann ein reger Verkauf und Ankauf von Schiffen. Werftfliegezeiten mussten bezahlt werden. So gehörte bald die MS »Deutschland«, ein ausrangiertes Fahrgastschiff aus Bremen, der Rostocker Reise- und Touristikgesellschaft.

Alles schien den erwarteten Weg zu gehen. Doch die notwendigen Reparaturen erforderten enorme menschliche und finanzielle Belastungen. Da ich weiß, welche Schwierigkeiten er und seine Mitstreiter zu meistern hatten, auf welche katastrophalen Zustände er als Jungunternehmer in den neuen Bundesländern stieß, bewunderte ich diesen mutigen Schritt zweier ehemaliger Marineoffiziere.

Aber der Preis, den meine Freunde dafür bezahlen mussten, war zu hoch. Die finanziellen Verstrickungen erfassten die gesamte Familie, der erwartete Tourismus-Boom setzte in Mecklenburg-Vorpommern nicht ein. Das Unternehmen kam in arge Bedrängnis, die Ehe unserer Freunde ging in die Brüche. Gewinner waren die Geldgeber.

In der letzten Zeit verloren wir uns aus den Augen.

Dann sah ich ein Foto in der »SUPERILLU«, Ausgabe Nr. 37/93. Mein Freund übergab einen Scheck in Höhe von DM 3.672 an eine seiner ehemaligen Mitarbeiterinnen. Es ging nicht um einen wohltätigen Zweck, sie empfing ihre letzten drei Monatsgehälter, die der Jungunternehmer seiner Angestellten nicht gezahlt hatte. Das bunte Wochenblatt hatte sich für die Interessen der betrogenen Frau eingesetzt und selbst daran verdient. Er tat mir leid, denn ich weiß, was für ein echter und guter Freund er war.

Der Ausverkauf

Wir Soldaten wollten beim Erneuerungsprozeß im Sinne unseres Friedensauftrages nicht abseits stehen. Doch für den eigenständigen Fortbestand der DDR gab es zu dieser Zeit keine Chance mehr.

Der politische Machtwechsel war vollzogen. Es war Frühling, die großen Unternehmen und Konzerne schmierten mit allen Mitteln die neuen Verteilungswege für ihre Waren. LKWs rollten auf freie Plätze in den Großstädten, fußgängerberuhigte Straßenabschnitte oder auf Parkplätze und verkauften Waren zu Dumpingpreisen. Mitten auf der Kröpeliner Straße in Rostock verhökerten Marktschreier von LKWs kartonweise Milka-Schokolade für 10 Ostmark. Die Menschen griffen wie besessen zu.

Nach der Währungsunion lief dann alles in vorbereiteten und somit geregelteren Bahnen. Die DDR veräußerte sich selbst, indem sie alles zu Preisen verkaufte, bei denen jeder Unternehmer bankrott gegangen wäre. Für den Fall, dass ich eines Tages die Uniform ausziehen müsste, deckte ich mich mit Anzügen ein. Ich kaufte im Exquisit drei Markenanzüge, zwei Ledergürtel, einen hochwertigen Herrenpullover und zahlte 720 DM. Zwei Paar Schuhe zu je 59 DM, das war der blanke Ausverkauf der DDR.

Vorerst zog ich aber weiter meine Uniform an und hielt mich an das alte Sprichwort, »Schuster bleib' bei deinen Leisten« – auch wenn das Leder bald ausgeht, setzte ich hinzu.

Im Feldlager

Im Küstenraketenregiment begannen wir zur Frühlingszeit in der schönen Rostocker Heide mit der Ausbildung. Wir formierten die Kampfeinheiten um. Aus den Resten zweier personell recht stark ausgedünnter Abteilungen entstand eine aufgefüllte Einheit. Gemäß Stellenplan besetzten wir alle Dienstposten. Diese Abteilung führte Fregattenkapitän Dommigalle an. Die zweite Einheit entstand aus allen zur Verfügung stehenden Berufssoldaten. Diese Soldaten begannen mit ihrer Ausbildung in ihren Zweitfunktionen. Es entstand ein Wettstreit zwischen einer voll ausgerüsteten und aufgefüllten 1. KRA und den »Senioren«, den Berufsunteroffizieren und Offizieren. Die alten, erfahrenen Hasen aus der ehemaligen 2. KRA wollten gemeinsam mit den lern- und arbeitswilligen »Zweitverwendern« schnell beweisen, wer der Bessere im Regiment sei. In dieser Situation, die ich ständig versuchte, in richtigen Bahnen zu halten, ergänzt durch einen kleinen materiellen Anreiz, konnte ich Höchstleistungen fordern. Dazu kam noch, dass der Pegel an äußeren Störfaktoren so gut wie gegen Null sank. Wir konnten ständig Nutzen und Aufwand abwägen. Warum gelang so etwas früher in Politik, Wirtschaft, Ideologie und beim Militär nicht?

Das hört sich so an, als ob wir in unserem Regiment als Traumtänzer agierten und die politische Entwicklung verschliefen. So ist es nicht. Wir wussten, dass unsere Chancen minimal waren, aber wir gaben uns nicht auf, sondern versuchten mit jedem Tag, Neues zu erlernen und vor allem andere Wege zu beschreiten. Wir nutzten die neuen Möglichkeiten und das machte unsere Arbeit interessanter und abwechslungsreicher.

Mancher, der diese letzte Schule durchlief, bereitete sich, wenn auch zu diesem Zeitpunkt noch unbewusst, recht gut auf das neue Leben vor.

Die beiden personell geschwächten raketentechnischen Batterien legten wir ebenfalls zusammen. So konzentrierte sich der gesamte Dienstbetrieb, die Organisation des Regiments auf die wichtigsten Aufgaben, Abläufe und Prozesse. Durch Umstrukturierung, Straffung und Konzentration bei annähernd störungsfreiem Tagesdienst erreichten wir erstaunliche Leistungen in relativ kurzer Zeit. Doch ich wollte keine Eintagsfliegen, sondern wiederholbare gute Ergebnisse. Deshalb befahl ich die 1. KRA zur weiteren Gefechtsausbildung in das Feldlager nach Zingst, um dort alle typischen Gefechtshandlungen einer KRA trainieren zu lassen. Höhepunkt und Abschluss dieses Feldlagers sollte die Abteilungsgefechtsübung (AGÜ) der 1. KRA sein, die ich mit meinem Stab abnehmen wollte. Der Stabschef und der Stellvertreter für Ausbildung entwarfen die notwendigen Aufgaben und Ausbildungsziele, legten die wichtigsten Eckpunkte und Termine fest, formulierten die notwendigen Vorbefehle und führten die Absprachen mit dem KVM.

Zu diesem Zeitpunkt mussten wir auch noch den Gefechtsdienst sicherstellen, wenn auch in etwas gelockerter Form. Das stimmte ich natürlich mit dem Kommando ab. In Abhängigkeit der befohlenen Lage hätten wir verschußklare Raketen zu einem festzulegenden Punkt gebracht und sie an die Gefechtseinheit übergeben. Diese hätten dann von dort zu jeder beliebigen vermessenen Startstellung gefahren werden können.

Wir hingen mit dem Gefechtsdienst durchaus nicht an einem Feindbild, sondern wir nahmen unseren Auftrag ernst, so wie unser potentieller Gegner gegenüber seinem Auftraggeber. Die NVA hatte wie die Bundeswehr immer einen Verfassungsauftrag, auch wenn der bei uns militärischer Klassenauftrag hieß.

Vor Beginn der Übung erließ ich, nach der Beratung im Kreise aller Stellvertreter, einen Gefechtsbefehl an den Kommandeur der 1. KRA. Nach Übergabe des Dokuments bereitete sich dieser mit seinem Abteilungsstab auf die Erfüllung des Auftrages vor und meldete dann seinen Entschluss. Das war das normale militärische Procedere, wie es eh und je ablief. Ich bestätigte den Entschluss und die gesamte Abteilung bereitete sich auf das zweiwöchige Feldlager vor.

Mit großer Betriebsamkeit vergingen nicht nur für die 1. KRA die folgenden Tage. Auch die Nachrichteneinheit, die Einheiten der Rückwärtigen und Spezialtechnischen Dienste bereiteten sich auf dieses Ereignis vor. Die Sicherstellungseinheiten gehörten zwar nie zu den Hauptdarstellern, sie mussten aber immer dabei sein. Gute Kommandeure wussten, was sie an ihren Gefechts-sicherstellungs-, Spezialtechnischen und Rückwärtigen Diensten hatten und brachten dies auch immer zum Ausdruck.

Zu diesem Zeitpunkt wusste keiner, dass es das letzte Feldlager der Küstenraketenkräfte der Volksmarine sein würde. Sehr wenige, wenn überhaupt noch ein anderer Truppenteil, konnten mit einem derartig dezimierten Personal einen hohen Gefechtswert demonstrieren und diesen auch unter diesen Bedingungen effektiv trainieren. Die schwimmenden Einheiten hatten nur eine Chance, ähnliches zu erreichen, indem sie eine Vielzahl von ihren Schiffen und Booten an der Pier festmachten und umfangreiche Wartungsarbeiten durchführten. Natürlich konzentrierten sich diese Truppenteile und Verbände auch auf die wichtigsten Ausbildungsaufgaben, genauso, wie wir es taten. Natürlich ist es viel komplizierter, ein Schiff zur See fahren und zielgerichtet Ausbildung durchführen zu lassen als eine Übung bei den Küstenraketenkräften zu gewährleisten.

Wir machten uns aber auch nicht psychisch kaputt, indem wir in endlosen Diskussionen versuchten, auf Fragen zu antworten, die wir sowieso nicht beantworten konnten. Immer wenn meine Stellvertreter oder Oberoffiziere aus dem KVM in den Truppenteil zurückkamen, schüttelten sie nur den Kopf und fragten sich, ob man im Kommando nicht andere Sorgen hätte, als Kaffee zu trinken und dabei eine Was-wäre-wenn-Diskussion nach der anderen zu entfachen.

Ich konnte diesen Offizieren des KVM, die ich in den meisten Fällen mehr oder weniger gut kannte, keinen Vorwurf machen. Sie waren in der Regel auf sich allein gestellt, verfügten über keine Unterstellten wie die Truppenoffiziere und hinter ihren Aufgaben standen viele Fragezeichen. Diesen Soldaten blieb nichts anderes übrig, als sich gegenseitig Mut zuzureden oder den eigenen Ausstieg aus den Streitkräften vorzubereiten. Viele bildeten sich am Computer weiter, nahmen an Kursen und Lehrgängen teil.

In der Vergangenheit überprüfte der Chef der Volksmarine nach einer feldmäßigen Ausbildung das gesamte Regiment. Das fiel diesmal aus, denn es standen existentiellere Fragen auf der Tagesordnung als Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft.

Die Führung der Volksmarine war also auf der einen Seite recht froh, dass sich das KRR-18 in seinem Metier beschäftigte und keine Probleme und Vorkommnisse produzierte wie leider viele andere Dienststellen der NVA, andererseits wussten sie genauer als wir um die Vergeblichkeit unserer Bemühungen.

Trotzdem setzte ich für die Übung Schwerpunkte: Herstellung der Geschlossenheit der Einheit, die sich aus den Resten beider Küstenraketenabteilungen rekrutierte, sowie die Absolvierung aller typischen Gefechtsübungen einer KRA.

Alle Angehörigen der Abteilung setzten ihre ganze Kraft ein. Es gab kein Murren, keine Proteste. Fregattenkapitän Domigalle führte seine Einheit sehr gut. Die 1. KRA verlegte im vollen Bestand ohne Gefechtsraketen am 10. März 1990 auf die Halbinsel Zingst, wo sich der Truppenübungsplatz für das Artillerieschießen befand.

Es war in der DDR üblich, dass Einheiten und Truppenteile der NVA durch das Land, durch Städte und Dörfer marschierten. Zwei bis dreimal im Jahr verlegten auch wir auf den Bug (Rügen). Zwangsläufig passierten wir die Stadt Stralsund. Die Menschen verhielten sich auch in den Zeiten des Umbruchs ganz normal gegenüber ihren Soldaten. Ich hörte keine Beschwerden oder Klagen. Die Kinder bestaunten die gewaltige Technik. Da, wo es sich anbot, mieden wir natürlich Ballungszentren, aber da, wo kein Weg vorbei ging, mussten wir eben durch. Keine leichte Aufgabe für die Kraftfahrer, die kleinen und großen Fahrzeuge unfallfrei durch den Straßenverkehr zu manövrieren.

Mit dem Feldlager verband ich eine ganz bestimmte Absicht. Gemeinsam mit dem ehemaligen Kommandeur des KRR-18, Dr. Dix, wollte ich, wenn eines Tages Strukturfragen einer künftigen ostdeutschen Marine auf der Tagesordnung stehen würden, dass die Vorteile unserer Waffengattung zu unseren Gunsten eingebracht würden. Deshalb hatte ich Vizeadmiral Born als Chef der Volksmarine schon bei der feierlichen Übernahme des Regiments zu unserer Übung eingeladen. Zwar kannte er die Küstenrakentruppen, ihm fehlten aber Details und das direkte Erleben vor Ort mit allen Gefechtsmöglichkeiten. Das wollten wir ihm demonstrieren. Diese Zielstellung stand in keinem Entschluss, aber alle Verantwortlichen im Regiment kannten sie genau.

Neben dem Feldlager der 1. KRA existierte noch ein zweites Feldlager, ebenfalls auf dem Darß, aber reichlich vierzig Kilometer südwestlich von Zingst. Auf dem Gelände der Funkmeßbeobachtungsstelle Wustrow trainierte unter Leitung des Kommandeurs der 2. KRA, Fregattenkapitän Schwarz, die »Seniorengarde«. Dort erlernte der Oberoffizier für Organisation/Auffüllung das Handwerk eines Funkmeßmaates, der Kommandant der Startrampe 211 erfüllte die Aufgabe des Raketenwaffenleitmaates, der Oberoffizier für Finanzen startete die Turbine der Startrampe 221 und fuhr zuvor die Startrampe in die vermessene Startstellung. Die restlichen Stabsoffiziere der 2. KRA fuchsten sich in die Bedienung von Funk- und Chiffriergeräten, ihrer eigenen Führungstechnik ein.

Natürlich ging bei den langgedienten Berufssoldaten die Ausbildung etwas gelassener vor sich. Sie übten aber genauso angestrengt wie ihre jüngeren Kameraden aus der 1. KRA.

Auch im Stammobjekt lief die Ausbildung der Ersatzrampenfahrer mit den verbliebenen Berufssoldaten auf Hochtouren. Hier engagierten sich besonders die Stellvertreter für Technik und Raketenbewaffnung. Die anderen Einheiten warteten die Raketen und Kraftfahrzeuge. Kein leichtes Unterfangen bei dem dezimierten Personalbestand. Gerade die Raketentechnische Kompanie erhielt gemäß dem Plan des Zusammenwirkens mit der 1. KRA die Aufgabe, mit der mobilen Regeltechnik für eine gewisse Zeit in das Feldlager der 1. KRA nach Zingst zu verlegen und dort Episoden der Sicherstellung der Abteilung mit Raketen durchzuführen. Wir bildeten also komplex aus mit einem um mehr als die Hälfte reduzierten Personalbestand.

Die kurzen Berichte über Verlauf und vorläufige Ergebnisse lasen sich durchweg positiv. In dieser Situation schlug ich meinen Stellvertretern vor, die im Feldlager stationierten Soldaten zu überraschen. Ich ließ bei den Ehefrauen und Freundinnen fragen, ob sie bereit wären, am Sonntagnachmittag mit Kind und Kegel sowie einer riesigen Portion Kuchen ihre Männer zu besuchen. Die Sonntagsüberraschung gelang. Auch die Kinder freuten sich, für eine kurze Zeit bei den Vätern zu sein und mit einer Startrampe mitzufahren. Solche Familien- und

wehrdienstfördernden Veranstaltungen waren nicht erst seit der Wende möglich, andere Kommandeure organisierten Ähnliches schon zu DDR-Zeiten.

Der Dienst hatte uns am Montag flugs wieder, und nun galt es, den Besuch des Chefs der VM im Feldlager vorzubereiten. Wir wollten keine Show inszenieren, denn in dieser Beziehung brauchte man in jenen Tagen keinem Vorgesetzten etwas vorzugaukeln, wie man es sehr oft, besonders bei Besuchen von hohen Vorgesetzten, in der Vergangenheit gemacht hatte. Wir wollten uns nicht nur präsentieren, sondern in erster Linie anschaulich und überzeugend die Möglichkeiten der Küstenraketenkräfte verdeutlichen, um letztlich dem neuen Befehlshaber die qualitativen Vorteile der eigenen Waffengattung auf einem geschlossenen Seekriegsschauplatz gegenüber den Überwasserkraften zu demonstrieren. Admiral Born erkannte recht bald die Zusammenhänge zwischen Quantität und Qualität.

Zuerst besuchte Vizeadmiral Born in Begleitung von Kapitän Dix die Berufssoldaten im Objekt Wustrow. Er unterhielt sich mit fast allen Offizieren und Berufssoldaten. Ich spürte ein wachsendes Vertrauensverhältnis zu meinen Soldaten. Viele Offiziere fuhren wie er zur See, da findet man schnell eine gemeinsame Sprache.

Eine ähnliche Atmosphäre erlebte ich in Zingst bei der 1. KRA. Diese demonstrierte wichtige Gefechtshandlungen, und Born suchte sofort das Gespräch mit allen Dienstgradgruppen. Er spürte den in vielen Jahren gewachsenen Stolz der Truppe auf ihre Waffengattung. Selbst als ein Maat seinen Unwillen ausdrückte, dass beim Zusammenbau der Stangen für das Tarngestell seiner Startrampe wieder mal nichts passte, trübte nicht das Bild. Früher wäre das für den Kommandeur sehr peinlich gewesen.

Dieser Besuch rettete natürlich nicht die Küstenraketenkräfte der Volksmarine, aber ich spürte seit diesem Zeitpunkt ein größeres Verständnis für unsere Truppe. Heute überlege ich, ob es nicht sinnlos war, kurz vor dem Zusammenbruch der DDR den Schutz dieses Staates in Vollendung zu trainieren. Ich konnte nicht anders. Und welche anderen Chancen hatten wir denn noch?

Die Abteilungsgefechtsübung nahm ich zum Abschluss der feldmäßigen Ausbildung am 28. und 29. März 1990 ab. Sie zog sich über 24 Stunden hin. Neben den Kontrolleuren und Abnehmern agierten Darstellungskräfte, in erster Linie Führungshalter und Zielobjekte. Als Führungshalter fungierte ein Hochseeminabweherschiff der Sicherungsabteilung der 4. Flottille, die Technische Beobachtungskompanie (TBK) Darßer Ort, das Raketenschnellboot »Josef Schares« sowie eine MI-8 BT, die auf Abfrage die notwendigen Peilungen und Distanzen zum Zielobjekt chiffriert übermittelte und nach welchen die Küstenraketenbatterien ihre Schläge anbrachten.

Auch Standardeinlagen mit realistischem Hintergrund kontrollierte ich. Übungseinlagen, wie Personenausfall auf dem Führungspunkt, Ausfälle und Störungen an der Gefechts- und Sicherstellungstechnik wurden überprüft, um genau einzuschätzen, ob die Überprüfenden richtige und zweckmäßige Entschlüsse fassten.

Zur Abnahme besuchte uns ein Vertreter der Abteilung Ausbildung des KVM. Klaus Richter, ein alter Bekannter, kümmerte sich schon jahrelang um die Ausbildung im KRR-18. Er schätzte die willkommene Abwechslung, aus dem Kommando der Volksmarine herauszukommen und Einheiten bei der Gefechtsausbildung zu sehen. Als Endergebnis stand die Note »Sehr gut«. Gewiss keine Schönfärberei.

Das Feldlager mit all seinen vielfältigen Maßnahmen ergab eine neue Qualität im KRR-18. Personalprobleme lösten früher fast immer vorgesetzte Stellen. Heute ließen wir uns selbst etwas einfallen, um mit der Hälfte des Personals die gleichen, wenn nicht sogar noch mehr Aufgaben zu erfüllen. Trotz dieser positiven Ergebnisse gab es noch einiges zu tun. Noch saßen nicht alle Handgriffe, wie es sein musste. Es bedurfte noch vieler Wochen Ausbildung, dass alle festgelegten Neubesetzungen ihre Funktion voll erfüllten.

An einem schönen, sonnigen Spätnachmittag nahm ich einen Kolonnenmarsch mit den neu ausgebildeten Startrampenfahrern ab. Die Strecke führte von Schwarzenpfost nach Rostock,

dann die Autobahn entlang bis nach Abzweig Laage und über die Dörfer zurück. Sechs SSR sausten, aufgefädelt wie auf einer Perlenschnur, mit genauem Abstand und korrekter Signalgebung mit 70 Stundenkilometern über die Autobahn Richtung Berlin. Ich war stolz auf meine Männer, auf deren Technik, die nicht irgendwie vor sich hinrostete.

Die Menschen in den Städten und Dörfern, die unsere Ausbildungsfahrten bewusst beobachteten oder unbewusst wahrnahmen, erlebten genau das Gegenteil von dem, was sie in der »Aktuellen Kamera« über die Selbstaflösung der NVA sahen. Niemand kam auf den Gedanken, sich vor die Fahrzeuge zu werfen oder pazifistische Losungen an die Technik oder an Gebäude zu schmieren.

Vieles schien äußerlich noch normal, doch innen bröckelte es unaufhaltsam. Dazu trug auch die freie Berichterstattung der DDR-Medien bei. Selbst westliche Journalisten zeigten sich fair und sachlich, die eigenen Medien verhielten sich aber gegenüber der NVA sehr bedeckt oder warfen sie einfach in die Mottenkiste der DDR-Geschichte. So wurde vieles beschleunigt und vor allem unter den Tisch gekehrt; dies stellte sich bald für viele Armeeingehörige als eine bittere persönliche Entwicklung heraus.

Der März 1990 brachte für die DDR Entscheidendes und Neues. Die Regierungsbildung in der Noch-DDR stand auf der Tagesordnung. Auch ein neuer Verteidigungsminister musste ernannt werden. Uns interessierte nicht, wer es sein würde, Hauptsache: Er setzt sich für die Interessen der Soldaten und Zivilbeschäftigten der NVA ein und ist kein Westimport. Am 9. April stellte Ministerpräsident Lothar de Maizière die neue Regierung vor. Als Minister für Abrüstung und Verteidigung fungierte Rainer Eppelmann vom Demokratischen Aufbruch, Admiral Theodor Hoffmann wurde Chef der NVA, ein neu geschaffener Posten.

Der Zusatz »Abrüstung« für seinen Ministerbereich und seine soziale Herkunft als Pfarrer verhieß rein militärisch nichts Positives. Der generelle Fahrplan stand damit wohl fest, auch wenn Herr Eppelmann persönliche Vorstellungen über den Fortbestand und einschneidende Reduzierungen der NVA in der Folgezeit einbrachte. Die Masse der Berufssoldaten blieb nach dem 18. März 1990 auch ihrem neuen Dienstherren, der frei gewählten neuen Regierung der DDR loyal. Ich sah das auch so.

In der früheren DDR gaben die Arbeiter und die Bauern mir das, womit ich meine Pflicht erfüllen konnte, Partei und Regierung waren die Auftraggeber. Und wir hatten Freunde im Osten. Jeder, der sich mit Gewalt gegen uns gewandt hätte, hätte die Macht unserer NVA und des Bündnisses gespürt. So dachten alle, mit denen ich zwanzig Jahre diente.

Heute denunzieren manche Politiker und Publizisten die NVA als offensives Element der Warschauer Vertragsorganisation. Diese Verteufelung fügt sich logisch in das entworfene Bild eines totalitären SED-Regimes ein. Im Grunde bewahrheitet sich nun der von der herrschenden Ideologie in der DDR geprägte Gedanke: »Bürgerliche oder proletarische Ideologie – ein Mittelding gibt es nicht.« Genau das ist heute praktizierte Politik im freien und demokratischen Deutschland. In diesen Rahmen passt auch der Wandel mancher DDR-Oppositioneller, die im Schatten der Vereinigung ihre großen Ideale ablegten oder ablegen mussten und sich zu Erfüllungsgehilfen der etablierten Westparteien entwickelten.

Unser neuer Minister, nun für Abrüstung und Verteidigung, ging einen solchen Weg. Und das im Zeitraffertempo. Fünf Jahre später schrieb die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« am 28. Oktober 1995: »Der CDU-Abgeordnete und frühere Abrüstungs- und Verteidigungsminister der DDR, Eppelmann, bekannte sich dazu, ein Befürworter der Bundeswehr und der NATO-Mitgliedschaft geworden zu sein. Heute sei ihm klar, dass es ohne die NATO und die Bundeswehr kein demokratisches und vereintes Deutschland gäbe. Die Integration der ehemaligen Soldaten der NVA in die Bundeswehr sei beispielhaft gelungen.«

So kann man sich wenden, vom Pazifisten zum Verteidigungsminister und schließlich zum Erfüllungsgehilfen der Bundeswehr und der NATO. So oft und so radikal haben wir uns als Soldaten nie gewendet. Wir mussten uns aber, zwangsweise mit dem Verlassen der Armee, den neuen Bedingungen anpassen.

Die Militärreform

Im November 1989 begann mit der Wende in der DDR auch die Militärreform in der NVA. Ich möchte beschreiben, was in der Volksmarine und in unserem Regiment von der vom Ministerium verordneten Reform ankam und wie wir darüber dachten. Und vor allem, wie wir unseren Dienst im Truppenteil, lange bevor man darüber sprach, reformiert hatten.

Es ist nicht ganz richtig, wenn das von sechs Mitgliedern des Wissenschaftlichen Rates für Friedensforschung an der Akademie der Wissenschaften der DDR im November 1989 veröffentlichte Dokument »Militärreform in der DDR – Denkanstöße und Vorschläge« die erste zaghafte Suche nach einer neuen politisch-geistigen Grundlage für die künftigen Streitkräfte gewesen sein soll.

Das Demokratisierungskonzept

Die ersten Auswirkungen der Militärreform in der Truppe, die jeder Soldat wahrnahm, waren die Abschaffung des Frühspportes, die Erlaubnis für Wehrpflichtige, Zivil zu tragen und am Abend die Kaserne zu verlassen, um zu Hause zu schlafen. Die Anrede mit Herr und Dienstgrad störte uns genauso wenig, wie die bisher gebräuchlichen Worte Genosse und Dienstgrad. In meiner gesamten Dienstzeit erlebte ich nie, dass ein Nicht-SED-Mitglied sich wegen dieser Anrede mit seinen Vorgesetzten angelegt hätte. Abgesehen davon, dass die NVA diese Anrede von der Sowjetarmee übernommen hatte, gibt es ja auch den parteifernen Begriff Kampfgenosse. Und der trifft ja wohl für eine Armee zu. Es dauerte aber gar nicht lange, bis wir von der Bundeswehr die Anrede »Herr« übernahmen.

Am 20. November 1989 fand eine Kommandeurstagung zur Einführung der Militärreform statt. Admiral Hoffmann stellte das Demokratisierungskonzept der NVA vor. Es gilt als das letzte Schlüsseldokument der Militärpolitik der DDR²⁸ und bildete eine wichtige Grundlage für weiterführende reformpolitische Aktivitäten in der NVA. Mit dem Volkskammerbeschluß zum Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland brachen Aktivitäten zur Militärreform abrupt ab.

Eine erste reformerische Aktivität war die Einrichtung eines Konsultationspunktes Militärreform im Rostocker Ständehaus. Viele Armeeingehörige nutzten diese Anlaufstelle, um Probleme anzusprechen, Frust abzuladen und Vorschläge zur Erneuerung zu unterbreiten. Aber auch Bürger der Stadt Rostock und des Landkreises meldeten sich dort. In den ersten Wochen gingen über vierhundert Anregungen ein.

Viele in früheren Zeiten gefasste Vorsätze militärischer und parteipolitischer Mitbestimmung in den Streitkräften ergossen sich nun von der obersten Führungsebene wie ein sprudelnder Quell über uns. Dazu gehörten die »richtigen Maßnahmen zur Durchführung der Militärreform«. Die betrafen in erster Linie die Trennung der NVA von der führenden Partei und damit von der marxistisch-leninistischen Weltanschauung.

Nach dem Vollzug begann die Suche nach einem neuen Wehr- und Dienstmotiv.

Der Befehl Nr. 6/90 über die Organisation und Führung der staatsbürgerlichen Arbeit in der Nationalen Volksarmee wurde am 16. Januar 1990 erlassen. In einer Rede des Ministers hieß es dazu, Inhalt und Form der staatsbürgerlichen Arbeit müssten dem Pluralismus Rechnung tragen und eigene Meinungsbildung sowie Wahrnehmung demokratischer Verantwortung ermöglichen und fördern.

Wenn ich aus heutiger Sicht die NVA, ihre Struktur, Organisation und Kaderbesetzung betrachte, so ist es bestimmt berechtigt festzustellen, dass es sich bei der NVA um keine Armee in einer Demokratie handelte. Aber trotzdem spürte ich während meiner aktiven Zeit nie, dass ich in einer im Verhältnis zur Bundeswehr demokratiefeindlichen Armee diente. Wenn ich aber jetzt Veröffentlichungen über die NVA lese, müssen Verletzung der

Menschenwürde, Gesetzesbruch und unerträgliche Indoktrination wohl in allen Dienststellen auf der Tagesordnung gestanden haben, nur immer nicht da, wo ich gerade meinen Dienst versah. Eigenartig!

Spätestens zu dem Zeitpunkt, als der Bevollmächtigte für die Militärreform, Generalleutnant Klaus Baarß, über ein neues Wehrdienst- und Soldatengesetz diskutieren ließ, in dem u.a. die Stellung des Soldaten der NVA gesetzlich abgesichert und gegenüber seinen Pflichten abgegrenzt werden sollte, griff auf einmal nicht mehr die angestrebte Demokratisierung der NVA. Das sichtbare Vorbild war eindeutig die Bundeswehr. Nur bekannte sich die DDR-Regierung nicht so zu ihren Soldaten wie die Bundesregierung zu den ihren.

Wahl der Soldatenvertretungen

Der Prozess der Militärreform erreichte in den Monaten März und April seinen Kulminationspunkt. In jedem Truppenteil wählten Armeeingehörige aller Dienstgradgruppen Sprecher oder Soldatenvertretungen. Am einfachsten und schnellsten lief das in meinem Regiment bei den Mannschaftsdienstgraden ab. Auch die Unteroffiziere benannten ihren Vertreter, erst ganz zum Schluss, als das Regiment aufgelöst wurde, wählten die Offiziere. Das war kein Ausdruck von demokratischem Unverständnis. Nein, wir brauchten eine solche Funktion einfach nicht, weil wir uns, zumindest in der Truppe, immer die Meinung sagen konnten und auch befähigte Truppenführer sich stets für die Belange der Truppe einsetzten.

Die Arbeit mit den Soldatenvertretungen erwies sich besonders dort als notwendiges Führungsmittel, wo den Kommandeuren die Führung aus den Händen glitt. Im Küstenraketenregiment nutzten wir diese Einrichtung zwar als neuen Bestandteil der Truppenführung, aber nicht als Heilmittel, um durch das alte System entstandene Gebrechen zu kurieren.

Eine Nachricht schlug im Januar 1990 bei mir und im gesamten Regimentsstab wie eine Bombe ein: Streik im Standort Beelitz. Streik in der NVA? Nichts war mehr unmöglich.

Als wir den 24-Punkte-Forderungskatalog der Soldaten und Unteroffiziere aus Beelitz lasen, schüttelten wir, und damit meine ich keineswegs nur die Berufssoldaten, mit dem Kopf über das absolute Versagen einer wahrscheinlich unfähigen Führungsmannschaft im Objekt Beelitz.

Kein Unteroffizier, kein Fähnrich, kein Offizier und auch kein Matrose in meinem Regiment wollte auch nur annähernd in Zustände geraten, wie sie offensichtlich in Beelitz herrschten. Jahre später las ich über die eigentlichen Zusammenhänge in Beelitz. Es bestätigte sich, dass die ursächlichen Gründe in subjektiven Fehlern lagen. Viele Vorgesetzte hatten versagt, vom zuständigen Zugführer bis zum Kommandeur des Truppenteils.

Die Innendienstvorschrift

In allen Truppenteilen gründete man nun auf Empfehlung des MfAV Arbeitsgruppen »Militärreform«. In diese Zeit fiel auch die Überarbeitung der Innendienstvorschrift DV 010/0/003. In unserem Regiment diskutierte eine entsprechende Arbeitsgruppe mit allen Dienstgradgruppen diese Vorschrift und erarbeitete Vorschläge. Die Arbeitsgruppe im KRR-18 leitete Korvettenkapitän Herfter, ein ehemaliger Kampfschwimmer und ein äußerst zuverlässiger sowie akkurater Mensch und Soldat. Natürlich erzielten die Vorschläge in den Wirren dieser Zeit keine durchschlagende Wirkung mehr. Immerhin versuchten wir, den Innendienst der Streitkräfte umzukrempeln. Früher wäre das einfach nicht denkbar gewesen. Das Besondere schien mir nicht in erster Linie die inhaltliche Diskussion, sondern die Art und Weise, etwas Neues auszuprobieren, ohne administrative Hemmschwellen Lösungen zu suchen, Meinungen zu sammeln, um dann die mit dem größten Nutzen auszuwählen. Es gab

früher oder später keine Zeit mehr, die solch kreatives Denken zuließ. Wir glaubten, dass es immer so bleiben würde. Ein Irrtum.

Jedes Mal, wenn Andreas Herfter von den Treffen aus dem Ministerium zurückkam, berichtete er mir über seine Eindrücke und die geleistete Arbeit am Entwurf der neuen Innendienstvorschrift. Es begann die Zeit, in der man sich immer mehr der Bundeswehr anpasste. Ganz langsam, aber unübersehbar. Natürlich ließen wir nichts unversucht, das eigene Image der NVA einzubringen. Doch vieles wurde zerredet, nicht immer das Wesentliche erkannt und alles reformiert, was auch nur noch einen Hauch von DDR verströmte.

Geregelte Arbeitszeit

Als Clou der Militärreform empfanden wir die Einführung der 45-Stunden-Woche. Diese Nachricht versetzte so manchem Truppenteil den Gnadestoß. Selbstverständlich fand die äußerst populäre Maßnahme bei vielen Unterstellten Anklang. Doch es gab absolut keine materiellen und personellen Voraussetzungen dafür. Eine typische Aktion dieser Zeit. Die Truppen waren durchgehend personell geschwächt. Eine ordnungsgemäße Ausbildung gab es in den meisten Truppenteilen schon gar nicht mehr. Bewachung der Objekte, die Wartung der Technik sowie die Vorbereitung der Reorganisierung der Streitkräfte und das zermürbende Warten auf den Fortgang der Dinge beschäftigten die Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten.

Der durch Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft hochgetrimmte Militärapparat taumelte wie ein in Ruhe versetzter Leistungssportler, der nicht ans Abtrainieren denkt.

Wie sollten wir bei dem Personalbestand unser Objekt Schwarzenpfost bewachen. Unser Entschluss bewährte sich, dafür Ex-Militärforstangehörige einzustellen. Die begannen gerade, das oft demotivierte militärische Wachpersonal abzulösen. Ein wichtiges Problem, das sich in vielen Objekten von Entlassung zu Entlassung immer mehr zuspitzte, hatten wir rechtzeitig entschärft. Anträge zur Einrichtung von Zivilplanstellen bestätigte das Kommando der Marine nicht mehr.

Die Anordnung zur Arbeitszeitregelung traf bei uns Ende Februar 1990 ein, also einen Monat später, als sie hätte schon umgesetzt werden müssen. Die Verantwortlichen für Waffen, verschußbereite Raketen, Munition und vor allem die Soldaten im Objekt konnten angesichts dieser Anordnung nicht so richtig lachen. Ich suchte einen Kompromiss, delegierte vor allem Verantwortung in die zuständigen Einheiten. Der Stabschef erarbeitete mit dem Stellvertreter Ausbildung und mir einen Entwurf, wie wir diese Anordnung im Küstenraketenregiment-18 umsetzen konnten. Der Entwurf ging zur Diskussion in die Truppe. Zwar fanden die Mannschafts- und Unteroffiziersdienstgrade die Arbeitszeitregelung sehr gut, doch sie waren auch an einem gewissen Maß militärischen Lebens, Ordnung und Sicherheit interessiert. Ende März beendeten wir das Pamphlet und zum 1. April 1990, also über zwei Monate später, bestimmte es den Dienst im Truppenteil »Waldemar Verner«. Die Festlegungen blieben bis zum 2. Oktober 1990 verbindlich und funktionierten in der gesamten Übergangsperiode problemlos.

Ein weiterer Punkt der Militärreform bestimmte die 50-Prozent-Regel für Ausgang und Urlaub und den Verbleib des Personalausweises und Reisepasses der DDR am Mann.

Die Kosten-Nutzen-Analyse

Aus heutiger Sicht unterteile ich die Militärreform in zwei Etappen. Die erste, die NVA-interne Etappe, geschah durch die Streitkräfte für die Streitkräfte. Bedingt durch die Entwicklung in der DDR, absolvierten sie die militärische Führung und natürlich die Soldaten mit mehr oder weniger Erfolg. Die Politik spielte eine nachgeordnete Stellung.

Die zweite Etappe besaß einen rein politisch-ökonomischen Ansatz. Das wurde mir klar, als der führende SPD-Abrüstungsexperte Egon Bahr die Marine besuchte, um sich als Berater von Minister Eppelmann einen Überblick über die Streitkräfte zu verschaffen. Gemeinsam mit dem Chef Volksmarine weilte Egon Bahr in der 4. Flottille. Zur Begutachtung stationierte ich auf Befehl eine Startrampe im zehn Kilometer entfernten Warnemünde.

Der Chef der Volksmarine wollte mit dieser Vorführung wenigstens einige Waffensysteme und damit auch einen Teil der Volksmarine retten, der Gast wollte sich ein Bild von dem machen, was eventuell kostengünstig, im Vergleich zu den bisherigen operativen Vorstellungen der Bundesmarine, in die vereinten deutschen Streitkräfte übernommen werden könnte.

Es war ein nebliger Tag. Wir standen auf dem großen Exerzierplatz im Stützpunkt Warnemünde, als Vizeadmiral Born und Egon Bahr auftauchten. Als ich die Zweckbestimmung und wichtige taktisch-technische Daten erklärte, fragte mich Bahr nach den Kosten. Ich nannte ihm den Preis in DDR-Mark. »10 Millionen DM für jede Startrampe«, mehr sagte er nicht, bedankte sich und verschwand wie er gekommen war. Später las ich in der 17. Ausgabe der Zeitschrift »trend« einen Beitrag von ihm. »Ich (brauche) einen Zeitraum ..., in dem die NVA so reformiert wird, dass sie Teil der einheitlichen deutschen Streitkräfte werden kann.« Hier legte einer eine andere Elle an die NVA als bisher in der Militärreform üblich.

Ich vermute, dass zu diesem Zeitpunkt Bahr in erster Linie Kosten und Nutzen analysierte. Eine kurze Überschlagsrechnung soll meine Vermutung bestätigen. Eine Startrampe einschließlich eines Raketentransporters kostete rund 26,7 Millionen Mark der DDR. Diese Technischeinheit verfügt über analoge Gefechtsmöglichkeiten in der Ostsee wie ein »Tarantul-1«. Jedes Raketenschiff dieses Typs kostete aber 77,1 Millionen Mark der DDR²⁹. Damit ist der Raketekomplex »Rubesh« um 60 Prozent billiger als sein schwimmendes Pendant. Dann gab es noch eine »MIG-29«, das moderne Fla-Raketensystem S-200 »WEGA« (NATO-Bez.: SA-5 GAMMON) und eine Reihe anderer interessanter NVA-Rüstungsstücke, die den Wehretat der Bundeswehr nach der Wiedervereinigung hätte senken können. Es fällt nicht schwer zu verstehen, dass damit auch Politik gemacht werden kann. Die SPD wollte damals keinen Eurofighter.

Um das Kapitel mit Egon Bahr abzuschließen, beziehe ich mich nochmals auf sein Interview mit »trend«, dem Nachfolgeblatt der »Volksarmee«. Auf die Frage, warum es nicht im Rahmen der schon längst eingesetzten Truppenreduzierung als gerechtfertigt und logisch angesehen werden kann, dass eine proportionale Verringerung angestrebt werde, antwortete Bahr wörtlich: »Sie (die Reduzierung, P.G.) wäre nicht nur logischer, sie wäre auch psychologisch richtig. Aber Sie dürfen sich darüber nicht wundern, dass viele Leute auf der Hardthöhe, nicht alle, aber viele, sagen: ›Wenn die uns das Problem abnehmen, indem sie sich selbst auflösen, ist es für uns am bequemsten.««

Eine dritte Etappe der Militärreform ab Mitte des Jahres 1990 gab es dann leider nicht mehr. Denn die Abschaffung der NVA kann man schwerlich als Reformmaßnahme bezeichnen.

Der letzte Waffenkauf der DDR

Ende März klingelte bei mir das Telefon. Die Militärtransportkommandantur Frankfurt (Oder) teilte mir mit: Im Frankfurter Abfertigungsbahnhof stehen fünf Eisenbahnwaggons aus der Sowjetunion zur Abholung bereit. Wir sollten umgehend den Transport übernehmen und ihn bis zum Anschlussgleis Schwarzenpfost begleiten. Ich wusste sofort, das sind zwei neue Startrampen. Mit der Lieferung realisierte die Sowjetunion schlicht und einfach den Fünf-Jahres-Spezialimport-Plan der Volksmarine.

Dem KRR-18 fehlten, um nach sowjetischer Struktur ein Regiment zu sein, noch vier Startrampen. Vor Jahren bestellt, kamen nun im März die ersten zwei und im Juli sollten die restlichen folgen.

Diese Nachricht löste bei mir zwei Gedanken aus. Erstens: Macht das einen Sinn, jetzt noch Großtechnik zu importieren, wo keiner weiß, was aus der NVA und der Marine werden soll? Zweitens: Ist diese Beschaffungsmaßnahme ein Vorbote künftiger Streitkräfteplanung? Schafft irgendjemand Großgerät für 40 Millionen Mark an, um es dann zu verschrotten? Es kam Hoffnung auf. Als ich noch nach einer plausiblen Antwort suchte, gab es im Regiment schon die ersten Gerüchte. Ein klares Zeichen von der vorgesetzten Dienststelle kam nicht. Im Gegenteil, wir hatten mit der folgenden Entscheidung nichts mehr zu tun. Nichts Schlimmeres gibt es, als Menschen in solchen Situationen unzureichend zu informieren.

Unsere Ausbildung stand nach wie vor im Vordergrund, dennoch ließen wahrscheinlich keinen die Gedanken an die Startrampen los. Ich redete mit meinen Unterstellten Klartext. Zwischenzeitlich standen die Waggonen in einer NVA-Dienststelle.

Es dauerte lange, bis der Minister, der einzige Entscheidungsbefugte – es ging immerhin um runde 40 Millionen Mark – davon erfuhr und eine Entscheidung herbeiführte. Gerade hatte er sich durchgerungen, die NVA als eigenständige Armee in das vereinte Deutschland einzubringen und nun sollte er auch noch zwei Startrampen kaufen. Später erfuhr ich, dass er die Spezialimporte eigentlich zurückweisen wollte, doch die sowjetischen Lieferanten beriefen sich auf ein gültiges Regierungsabkommen. Beide Seiten einigten sich, dass die DDR die ersten zwei Rampen übernimmt und die Juli-Lieferung ausgesetzt wird.

Was sollte man Außenstehenden antworten, wenn sie sagten: »Ihr habt's gut, bekommt sogar schon neue Technik. Eure Zukunft ist bestimmt gesichert.« Sollte man in dieser Situation eine umfassende Erklärung abgeben, die man sowieso nicht belegen konnte? Im Gegenteil. Jeder war froh und ein wenig stolz. Froh, endlich mal ein paar optimistischere Worte in dieser fragwürdigen Zeit zu hören, stolz sicher nicht nur deshalb, zu einer interessanten Waffengattung zu gehören, sondern auch in einem Truppenteil zu dienen, in dem die Atmosphäre im Großen und Ganzen stimmte.

Erst in den letzten Tagen des Monats Mai erreichte uns die Nachricht: Die Startrampen kommen in das Küstenraketenregiment. Die Startrampen standen zwei Tage später am Anschlussgleis im Objekt Schwarzenpfost. Sechs Vertreter des Herstellerwerks aus Uralsk trafen ebenfalls ein.

Einige kannte ich von 1989. Damals kam eine zehnköpfige Spezialistentruppe vom Hersteller in unser Regiment. Es ging um Nutzungserfahrungen unserer ältesten Startrampen. Denn die ersten zwei sowjetischen Startrampen stellte die DDR schon 1980 in Dienst. Ich glaube, es waren die Werksnummern 502 und 602. Keine Rampe war so alt wie unsere. Man konnte eine Reihe von technischen Schlussfolgerungen aus den letzten zehn Jahren ziehen. Wie veränderten sich die einzelnen Materialien? Wie hoch waren die Ausfallraten der Baugruppen und Systeme? Wurden alle Wartungen vorschriftsgemäß durchgeführt? Das Wichtigste waren natürlich die Empfehlungen für die weitere Nutzung. Im Ergebnis dieser technischen Überprüfung verlängerte man die Nutzungsfrist für weitere zehn Jahre. Diese Prüfung bestand das Regiment damals mit Bravour. Es bewies, welche hohe spezialfachliche Qualifikation das Stammpersonal besaß. Hier fallen mir auf Anhieb Namen wie Korvettenkapitän Frank Hösel, Stabsoberfähnrich Gerd Höne, Kapitänleutnant Bochmann, Stabsobermeister Ralf Jedaschko und viele andere ein, die mit dieser Kampftechnik groß geworden sind. Keine von den Startrampen musste je zur mittleren und Hauptinstandsetzung. Das meiste schaffte das Regiment mit eigenen Kräften und Mitteln.

In der Bundesmarine führen dagegen solche Arbeiten ausschließlich zivile Servicefirmen aus. Ich glaube kaum, dass ein leitender Ingenieur aus einem Schnellbootgeschwader der Bundesmarine die Hauptmaschine seines Bootes in eigener Verantwortung wechseln kann. Das gehörte, wie viele ähnlich gelagerte Reparaturen, zum Standard erfahrener

Berufssoldaten in der NVA. Mögen die Ursachen dafür im defizitären wirtschaftlichen Bereich gelegen haben, mag es angenehmer sein, diese Arbeiten hochqualifiziertem und zivilem Fachpersonal zu überlassen, im Ernstfall hätten wir entschieden bessere Karten gehabt. Die Kosten einer Mittleren Instandsetzung (MI) eines Antriebmotors M 503, dieser wurde auf den Raketenschnellbooten der Projekt 205 (OSA-1) gefahren, kostete im Instandsetzungswerk in Wurzen 370.000 Mark. Die MI eines ganzen Schnellbootes dieses Typs belief sich auf 3,5 Millionen Mark. Wer also mit anpackte und ein hohes technisches Know-how hatte, konnte Kosten sparen und verbesserte seine fachliche Kompetenz.

Die Startrampen waren da, die Spezialisten ebenfalls. Natürlich hatten wir auch eine Unterstützungsgruppe unter Leitung von Kaleu Bochmann gebildet. Aus dem Bestand des Werkstattpersonals für Hauptbewaffnung wurden Stabsobermeister Peter, Obermeister Suckow ausgewählt, aus dem Bereich Kfz wurde Stabsoberfähnrich Prasser kommandiert, und aus dem Kreis ehemaliger und jetziger erfahrener Rampenkommandeure befahl ich Kapitänleutnant Walter und Leutnant Junghahn zu dieser Gruppe. Jede Erfahrung, die die Indienstellung dieser Rampen vermittelte, übernahmen wir so in den technischen Erfahrungsfonds des KRR-18. Selbst der parallel laufende Untergang der DDR änderte diese Praxis nicht.

Eine Besonderheit begleitete die technische Indienstellung dieser beiden Rampen. Wir befanden uns schon weit in der ersten Dekade des Monats Juni 1990, am 1. Juli sollte gemäß des Einigungsvertrages zwischen DDR und Bundesrepublik die Währungsunion stattfinden. Die Sowjets setzten somit den Abschlußtermin fest, und der hieß knapp und bündig: Am 30. Juni 1990, spätestens 24 Uhr überschreitet die Spezialistentruppe die Grenze der DDR in Richtung UdSSR.

Die Erfahrungen besagten, dass zirka ein Monat je Startrampe zu veranschlagen ist. Also mussten wir gemeinsam mehr als das doppelte Pensum bewältigen. Die gemeinsame deutsch-sowjetische Spezialistentruppe hielt sich nicht lange bei Vorreden auf und begann die Entladung der Eisenbahnwaggons mit anschließender Montage. Das ging natürlich relativ schnell: Rampe vom Waggon fahren, mit speziellen Lastaufnahmemitteln die Gefechtskabine aufsetzen, gleiches geschah mit den Startcontainern.

Schon am Abend des ersten Arbeitstages rollten beide Startrampen in ihr neues Objekt. Dann begannen die Entkonservierungs- und die wohl umfangreicheren und aufwendigeren Abstimmarbeiten jedes einzelnen Systems, Aggregats oder Baugruppe und die Funktionsüberprüfungen. Durchschnittlich arbeiteten die Beteiligten täglich zehn Stunden. Die sowjetischen Spezialisten waren sich als Hersteller dieser Kampftechnik bewusst, dass hier Technik gefechtsklar gemacht wurde, die demnächst in den Bestand der Bundesrepublik übergehen sollte. »Zeigt der Bundesmarine, welche erstklassige Kampftechnik wir euch verkauft haben«, sagten sie.

Die angestrengte Arbeit zahlte sich aus, am 29. Juni 1990 übergaben sie die Rampen einschließlich der Dokumentation. Zur offiziellen Übernahme reisten Vertreter aller zuständigen Einrichtungen an. Die Abgesandten des Herstellers, zu ihnen gesellten sich die Vertreter der Hauptverwaltung Technik des Ministeriums für ausländische ökonomische Verbindungen der UdSSR, der ITA und der Eigentümer, der Raketen- und Waffentechnische Dienst der Volksmarine. So kaufte die DDR noch Stunden vor ihrem wirtschaftlichen Anschluss an die Bundesrepublik noch je zehn Millionen DM teure sowjetische Startrampen, deren genaue Zweckbestimmung zu diesem Zeitpunkt niemand kannte.

In der Klubbaracke des Küstenraketenregiments besiegelten die Offiziellen den vermutlich letzten Waffenkauf der DDR von der Sowjetunion mit vier Unterschriften auf dem Übergabe-Übernahme-Akt und dem dazugehörigen Arbeitsprotokoll. Die sowjetischen Freunde verabschiedeten sich herzlich. Eile war geboten.

Neue Strukturen

Anfang Mai fand eine erste Kommandeurstagung des neuen Ministers im Tagungszentrum des MfAV in Strausberg statt.

Im großzügig und modern gestalteten Operativen Tagungszentrum erwarteten ungefähr 500 Offiziere, Generäle und Admirale den neuen Minister. Jeder erwartete Neues von dieser ersten Kommandeurstagung nach der Wende. Rainer Eppelmann erschien pünktlich mit seinen Sekretären und dem Chef der NVA, Theodor Hoffmann. Erstmals saßen NVA-Offiziere einem zivilen Minister gegenüber, einem bekannten Pazifisten und Pfarrer.

Eppelmann strahlte Ruhe aus, überlegte genau, was er sagte und hatte sich brillant auf seinen ersten Auftritt vorbereitet. Er stellte sich schlicht und einfach vor, verband seine Vergangenheit mit unserer Zukunft und sagte, er habe in seinem Leben mehrmals den Beruf gewechselt, und er sehe es nicht als Verbrechen an, wenn viele der Anwesenden hier in naher oder ferner Zukunft ähnliche Wege beschreiten müssten. Dieser Gedanke gab mir Kraft und ich sagte mir, was ein Eppelmann kann, bewältige ich schon allemal.

Der Minister präsentierte sich überzeugend und realistisch, man könnte sogar sagen zukunftsorientiert. Über die Auflösung der NVA sprach er nicht. Er ging auf die große Politik ein und bezog sich auf die naheliegenden Aufgaben.

In Erinnerung sind mir der Beitrag der NVA bei der Friedenssicherung, bei der Reduzierung der Waffen, die Offenlegung der Aufgaben, die Strukturen und die Zusammenarbeit in einem bündnisübergreifenden europäischen Sicherheitssystem. Beide deutsche Armeen hätten eine Brückenfunktion in ihrem jeweiligen Paktsystem, das klang in dieser Zeit überzeugend und war es wohl auch in unserem Verständnis.

Er nannte die Aufgabe, den Personalbestand der NVA von 168.000 Mann zunächst auf 100.000 Mann zu reduzieren. Das war, glaube ich, sein Hauptziel. Den Ansatz dazu hatte er zu diesem Zeitpunkt relativ gut in den Griff bekommen. Weiterreichende, einen längeren Zeitraum betreffende Vorstellungen äußerte er nicht.

Die Freude über Reduzierung des Personals hielt sich zwar in Grenzen, aber es beruhigte uns, dass in die NVA wieder Ordnung einziehen sollte. Niemand dachte in diesem Moment an einen totalen und überstürzten Anschluss der DDR an die Bundesrepublik im nächsten halben Jahr. Auch Eppelmann nicht, sonst hätte er nicht solche Aufgaben gestellt. Das wichtigste für uns: Die NVA sollte, zwar mit einem stark geminderten Bestand, als Wehrpflichtarmee weiter existieren. Eppelmann wollte stabilisieren, um anschließend zu reduzieren und dann irgendwann bis zum Anbruch des neuen Jahrtausends Strukturen, Aufgaben und Bestände von Bundeswehr und NVA zu verschmelzen.

Nachdem der Minister seinen durchweg gelungenen ersten Auftritt vor den Kommandeuren beendet hatte, redete Admiral Hoffmann, der alte und gleichzeitig neue Chef der NVA. Er sprach so, wie wir es von ihm kannten, ruhig und überzeugend. Nach der Rede des ehemaligen Pfarrers sprach jetzt aber ein Militär.

Admiral Hoffmann beschrieb die Hauptaufgaben der NVA in der gegenwärtigen Umbruchphase, erläuterte die Größe und die Strukturen und widmete sich anschließend ausführlicher den Fragen der Ausbildung und des Gefechtsdienstes. Es war wie immer, nur dass kein oberster Politchef die Linie gab.

Über die Zukunft der Standorte konnte auch der oberste Soldat der NVA nichts sagen. Doch das regte niemanden auf. Selbst wenn im Ergebnis von Wien I oder den Zwei-plus-vier-Gesprächen dieser oder jener Standort fallen würde, hätten das die Kommandeure verstanden. Neu war, dass bei der Streitkräfteplanung, bei bevorstehenden Strukturveränderungen, die Teilstreitkräfte, sogar die betroffenen Truppenteile und Verbände weitestgehend mit einbezogen werden sollten. Das hatte es in der Vergangenheit nicht gegeben. An solchen Vorgängen beteiligten sich früher in der Regel nur die höchsten Vorgesetzten und Geheimnisträger der entsprechenden Ebenen.

Der Chef der NVA forderte: »Nach Bestätigung der personellen Größe sowie der materiellen und finanziellen Fonds für die Verteidigung durch die Volkskammer müssen die erforderlichen Strukturdokumente erarbeitet werden, um noch in diesem Jahr mit der durchgängigen Reorganisation der NVA beginnen zu können. Es ist vorgesehen, den Übergang zu den neuen Strukturen schrittweise bis zum Jahre 1993 zu vollziehen.«³⁰

Ein bisschen Stolz empfand ich, dass wir im KRR-18 schon ordentlich vorgearbeitet hatten. In monatelanger Kleinarbeit entwickelte der Stabschef mit den Stellvertretern des KRR-18 sowie den Mitarbeitern der Stabsabteilung Operativ des Kommandos der Volksmarine eine neue Struktur des Küstenraketenregiments und passte es bis ins Detail an die zukünftigen Bedingungen der Strukturentwicklung der Seestreitkräfte an. Er nutzte dabei alle Vorteile der Gefechtsmöglichkeiten der Küstenraketenkräfte sowie die wertvollen Erfahrungen, die wir mit der personellen Reduzierung des Personalbestandes im KRR-18 gewonnen hatten.

Übernahme oder Auflösung

Schon Ende April verließen wieder eine Reihe von Grundwehrdienstleistenden und Unteroffizieren auf Zeit das Regiment. Und Anfang Mai kamen neue Wehrpflichtige – die allerletzten im Küstenraketenregiment der Volksmarine. Auch sie bemühten sich, ihren Dienst ordentlich zu absolvieren.

Sie lernten aber schon die NVA nach der Militärreform kennen. Ihr Dienst am Vaterland war also nicht so entbehrungsreich wie früher. Sie empfanden das als angenehm. Doch wenn die Vorgesetzten die Dienste planten und dabei beispielsweise die neue Regelung der Freizeit berücksichtigten, brach das blanke Chaos aus. Mit Unverständnis standen wir diesen neuen Festlegungen hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und des gesellschaftlichen Nutzens solcher eindeutig von der Bundeswehr übernommenen Regelungen gegenüber. Wir Soldaten der NVA agierten und reagierten immer entsprechend der vorgegebenen Sicherheitsinteressen. Natürlich gebe ich zu, dass da auch sehr übertrieben wurde. Die Ursachen liegen aber in der Geschichte des 20. Jahrhunderts und in der daraus abgeleiteten Politik der Sowjetunion und der sozialistischen Staatengemeinschaft. Die Anordnung Nr.1/90 des Ministeriums und ähnliche Verfahren des Überstundenabbaus waren und sind für mich ein Selbstbetrug. Und solche Arbeits- und Lebensauffassung dient auch nicht der Ausprägung soldatischer Eigenschaften wie Mut, Durchhaltevermögen, Unterordnung, aber auch »Zähnezusammenbeißen«. Die neuen Soldaten begriffen sehr schnell, wie man Wehrdienst zu leisten hat. In erster Linie »Klappe halten«, zweitens dem Vorgesetzten nicht widersprechen und drittens den aufgetragenen Job so zu erfüllen, dass keine Mängel auftreten, wenn möglich sogar mit einem Schuss Eigeninitiative. Das waren die Grundregeln, und was konnte dann noch schiefgehen? Das Ziel war fast ausnahmslos der Wunsch, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Egal ob zum täglichen Feierabend, zum Wochenende oder am Wehrdienstende.

Begriffe wie gefechtsnah gab es zu dieser Zeit nicht mehr. Wer wollte sich denn noch militärisch für die Verteidigung des untergehenden Vaterlandes trimmen lassen. So übernahmen die Berufssoldaten meistens die klassischen militärischen und Gefechtsaufgaben, und die Grundwehrdienstleistenden setzten wir größtenteils in den rückwärtigen Diensten ein.

In den folgenden Tagen des Monats Mai stabilisierte sich die Volksmarine weiter. Regelmäßig fanden wieder Beratungen und Besprechungen in den unterschiedlichsten Ebenen statt. Sie unterschieden sich aber im Inhalt, durch die Teilnehmer und auch in den Ergebnissen von den bisherigen Zusammenkünften vor der Wende. Man redete offener und es entsprach der Aufgeregtheit dieser Zeit, dass dieser oder jener Kommandeur auch einmal so richtig Dampf abließ.

Ich erinnere mich einer Kommandeurstagung der Volksmarine am 26. Juni 1990 auf dem Dänholm. Vorausgegangen war eine sehr offene Besprechung mit 47 Kommandanten, sieben Brigade- und vier Abteilungschefs aus allen drei Flottillen der Volksmarine.

Am darauffolgenden Tag berieten wir dann mit den Kommandeuren ab Ebene Kompanie der landgestützten Einheiten. Nachdem der Chef der Volksmarine einen optimistischen Ausblick gegeben hatte, ging es um Dienstmotivation, unklare Dienstanweisungen, Gefechtsdienstvorschriften, Hindernisse bei der Umsetzung der neuen Dienstzeitanordnung, Einbeziehen der Truppe in die Entscheidungsfindung und natürlich die Sorge um die Wartung und Pflege der Kampftechnik mit immer weniger Fachpersonal.

Dann warf Kapitänleutnant Fiß von der Raketentechnischen Abteilung der 6. Flottille eine Frage auf, die wir eigentlich meinten, vorerst aus der Welt geschafft zu haben. »Sind Sie (er meinte die Anwesenden) wirklich so blauäugig und wollen wirklich annehmen, dass Sie auch nur einen Bruchteil von Chance haben werden, wenn es ein geeintes Deutschland gibt, dass Sie gleichberechtigt und endgültig übernommen werden?« Das war ein wichtiger Moment in meinem Leben. Plötzlich war mir klar, dass sich bei mir eine gewisse Leichtgläubigkeit eingeschlichen hatte, die mich und damit auch in meiner Funktion als Kommandeur paralyisierte, richtige Entscheidungen zu treffen. Von diesem Zeitpunkt an stellte ich mich auf zwei Varianten der Zukunft der Volksmarine ein: Die Übernahme als gleichberechtigter Partner in die Bundesmarine und die Auflösung der Volksmarine. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass gerade jener Diskussionsredner, der mich in die Realität holte, noch lange nach der Vereinigung Deutschlands im Auftrag der Bundeswehr im In- und Ausland Aufgaben erfüllte.

Suche nach Interessenvertretung

Eine der neuen Einrichtungen, über die ich mir eine Meinung bilden musste, war der Verband der Berufssoldaten (VBS). Zuerst bildeten sich dazu im Kommando der Volksmarine, dann in den Flottillen Initiativgruppen. Auf dem 1. Verbandstag wurden auch drei Offiziere der Volksmarine in den vorläufigen Hauptvorstand gewählt. Es begann eine Zeit, in der alles vorläufig zu existieren begann. Das rief Zweifel hervor und ließ genügend Raum für Spekulationen. Der Verband bekam aber aus allen Teilstreitkräften regen Zulauf. Wir im Küstenraketenregiment waren etwas skeptischer. Wir wollten keinen Einheitsbrei, sondern unsere Vorstellungen berücksichtigt sehen: spezielle Interessen der Angehörigen der Küstenraketenruppen, ihre historische Entwicklung, ihr zugeordneter Platz in der Flotte und natürlich der eigene Waffenstolz. Angehörige des KRR-18 gründeten den Verein »Harpune 90 e.V.«. Wir ließen ihn ordnungsgemäß registrieren und beschlossen eine Satzung. Das erste Mal trafen wir uns am Himmelfahrtstag 1990. An diesem Tag feierten wir am Strand von Rosengarten, der noch Sperrgebiet war. Zu diesem ersten Treffen des Vereins kamen ungefähr 20 Mann. Wir spielten Fußball, wetteiferten im Hammerweitwerfen und zu vorgeschrittener Stunde schritten wir zu einer Mutprobe. Jeder musste mit einem vollen Schnapsglas auf den glitschigen Bühnen zirka hundert Meter gehen, der See die Ehrenbezeichnung machen, das Glas leeren und dann wieder zurückkommen. Diese Aktion zeigte mir, dass es eine innere Kraft, einen Zusammenhalt in dieser Truppe gab, den ich in keiner anderen Einheit jemals verspürt hatte. Wir beschlossen einstimmig, uns wieder in dieser Runde zu treffen.

Schon ein paar Tage später gab mir der ehemalige Kommandeur des Regiments zu verstehen, dass durch das Küstenraketenregiment die Verbandsarbeit in der Volksmarine nicht zersplittert werden dürfe. Das wäre auch die Meinung des Chefs der Volksmarine. Mit mehr Mitgliedern im Verband der Berufssoldaten stiege die Akzeptanz und man könne die Interessen der Berufssoldaten der NVA im vereinigten Deutschland besser vertreten. Ich wollte auf keinen Fall der »Harpune e.V.« schaden, trat aber doch in den VBS ein. Mein

damaliges diplomatisches Verhalten war ein Fehler. Vom VBS habe ich nichts bekommen. »Harpune« hätte bestimmt auch heute noch mindestens mit einer Stammtruppe existiert, wenn der Verein durch mich damals pfleglicher behandelt worden wäre. Am 9. Mai 1991 kamen wir nochmals zusammen. Ich war schon nicht mehr bei der Marine und fuhr 1.000 Kilometer, um wenigstens noch einmal die Kernmannschaft des Küstenraketenregiments zu sehen. Seitdem habe ich nie wieder etwas von »Harpune« gehört.

Militärdiplomaten im Regiment

Das Küstenraketenregiment bekam mal wieder offizielle Gäste. Die in der DDR akkreditierten Militärdiplomaten wollten während eines Besuches der Marine auch in unser Regiment kommen. Die ideale geographische Lage, nicht weit von Rostock, war wohl der Hauptgrund.

Neugierig fragten wir uns: Wieviel Attachés sind in der DDR akkreditiert? Welche Fragen werden sie stellen? Was interessiert sie? Wie werden sich meine Unterstellten auf diplomatischem Parkett verhalten? Mehrarbeit verursachte der Besuch jedenfalls nicht. Denn nicht nur im Objekt herrschte Ordnung, auch in den Köpfen der Angehörigen war vieles klarer als anderswo. Also konnte nichts schief gehen. Der Chef des Stabes des Kommandos der Volksmarine und ich begrüßten die Gäste. Es war schon eine bunte Truppe, nicht wegen der verschiedenen Nationalitäten, sondern auch wegen der Uniformen. Ich stellte das Küstenraketenregiment vor, erläuterte die Struktur und zeigte einen 15minütigen Film über das letzte Raketenschießen. Die Delegation sah alles, was wir zu bieten hatten, so war es bei jeder Besichtigung, egal wer uns besuchte. Wir wollten auch diesen Militärs aus vielen Ländern zeigen, dass in der Volksmarine die Soldaten ihren Auftrag pflichtbewusst und loyal der neuen Regierung gegenüber erfüllten und für niemanden eine Bedrohung darstellten. In diesem Sinne dankte der Doyen, Oberstleutnant Abdel Menem Al-Amouri, Militärattaché bei der Botschaft der PLO für die Möglichkeit, das Küstenraketenregiment besichtigen zu können und schrieb sich ins Gästebuch ein.

Den Abend verbrachte ich mit meiner Frau inmitten der Gäste an Bord der »Freundschaft« in Rostock-Schmarl. Wir saßen gemeinsam am Tisch mit Oberst Dshamow aus Bulgarien und Großoberst Pak Tä Sok aus der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik und deren Ehefrauen.

Offene Gespräche

In dieser Zeit veränderte sich auch das Verhältnis zwischen dem neuen Chef der Volksmarine und allen seinen direktunterstellten Kommandeuren. Vizeadmiral Born schuf ein Forum, bei dem sich die Kommandeure mit ihrem Chef unkonventionell beraten und Gedanken austauschen konnten. Eine von oben angeordnete Linie hätte unweigerlich zum Misserfolg bei der Truppenführung geführt. Einmal im Monat trafen wir uns entweder im Gästehaus der Volksmarine oder anderswo. Da saßen erfahrene und ältere Offiziere und Admirale sowie jüngere und in der Truppe anerkannte Kommandeure. Zu ihnen gehörte auch ich. Bei den Gesprächen war das Wort eines jungen Kommandeurs wie Fregattenkapitän Gert Wilhelm, Kommandeur des Marinehubschraubergeschwaders-18, genauso gefragt, wie der beruhigende und klangvolle Bass des Konteradmirals Kahnt von der Offiziershochschule der Volksmarine. Bei diesen Zusammenkünften informierte erst der Chef, dann berichteten alle Kommandeure über ihre Erfahrungen.

Diese Art von Informationsaustausch, auf der Basis wahrheitsgemäßer und tatsächlicher Darstellungen, war einer der Schlüssel fürs Überleben der Einheiten, Truppenteile und

Verbände. Es gab wahrscheinlich in diesen Tagen keinen Vorgesetzten in den Reihen der NVA, der glaubte, alles von sich aus richtig zu machen oder die Lage voll im Griff zu haben. Durch ein ständiges Abwägen der Befehle und Weisungen, durch ein Solidaritäts- und Zusammengehörigkeitsgefühl bekam die Volksmarine die Führung ihrer Kräfte besser in den Griff als in der Vergangenheit und als in anderen Teilstreitkräften, Waffengattungen oder Diensten.

Das letzte Gefecht

Der Sommer nahte. Das Küstenraketenregiment der Volksmarine bereitete sich auf die nächsten Ausbildungshöhepunkte vor. Dazu gehörte die Geschwaderfahrt der Verbündeten Ostseeflotten, die unter dem Kommando von Vizeadmiral Born stand und vom 31. Mai bis zum 20. Juni 1990 in der Ostsee stattfand. Es war die letzte gemeinsame Aktivität aller drei Flotten. Von der Volksmarine nahmen das Küstenschutzschiff »Halle«, der Versorger »Mönchgut« und der Tanker »Usedom« teil. Die Baltische Flotte schickte die UAW-Schiffe »Bodry« und »Slawa« sowie den Tanker »Lena«. Von der Polnischen Seekriegsflotte kam der Raketenzerstörer »Warszawa«.

Welche Aufgaben diesem Verband vom Chef der Volksmarine gestellt werden sollten, war mir unbekannt. Die Aktivitäten unseres Regiments beschränkten sich auf einen kleinen Zeitraum. Mit anderen Worten: Der Schiffsverband erfüllte die ihm gestellten Aufgaben in eigener Zuständigkeit und zu einem festgelegten Zeitpunkt wurde er ein Bekämpfungsobjekt, an dem die Stoßkräfte der Volksmarine ihre Fähigkeiten im Zusammenwirken beweisen konnten. Zu den Stoßkräften gehörten die Schiffsschlaggruppen der 6. Flottille und die zugeteilten Schiffseinheiten der 24. Brigade aus Swinouicie (Swinemünde), die Küstenraketenruppen aus Schwarzenpfost und die Marineflieger des MFG-28 aus Laage. Dieses Zusammenwirken fand als Höhepunkt am 19. Juni 1990 in der südwestlichen Ostsee statt.

Die 1. KRA hatte, wie schon berichtet, ihre Abteilungsgefechtsübung mit Bravour bestanden. Die Geschwaderfahrt war ein Ausbildungshöhepunkt auch für diese Einheit. Ich schlug vor, eine Küstenraketenabteilung dezentral auf der Insel Rügen zu entfalten und meldete mein Vorhaben dem Durchführenden für die Stoßkräfte, Kapitän zur See Murzynowski, dem Flottenchef der 6. Flottille. Die 1. KRA verlegte auf den Südbug und hielt sich dort bereit, Aufgaben des Regiments bei der Bekämpfung von Überwasserkräften (in diesem Fall war das Geschwader die darstellenden Kräfte) zu erfüllen. Die 1. KRA konnte also eine Woche lang Ausbildung auf diesem idealen Übungsplatz absolvieren. Natürlich sollte auch die 2. KRA, die Seniorengarde, an diesem Ereignis teilhaben. Die Ausbildung der Berufssoldatenabteilung unter Führung des Fregattenkapitäns Schwarz konnte so fortgesetzt werden. Wir verlegten eine Startrampe mit einigen Führungsfahrzeugen in das leergeräumte Objekt nach Wustrow.

Die Idee meines Stellvertreters für Ausbildung, die 2. KRA als Kontrolleur einzusetzen, griff ich auf und verwirklichte sie. So erfuhren wir schon mal, welche Gefechtsergebnisse wir, die Küstenraketenruppen, und natürlich auch unsere Nachbarn im Zusammenwirken mit den anderen Stoßkräften erzielt hatten.

Das war ziemlich ungewöhnlich und wohl auch einmalig, als Schiedsrichter der eigenen Kräfte und auch der zusammenwirkenden Kräfte aufzutreten. Solche Extras gab es in der Vergangenheit nicht, die vielen Schiedsrichter und Kontrolleure hätten das auf irgendeine Weise unterbunden.

Am Morgen des 19. Juni verlegte der Stab mit ein paar Offizieren und einem mobilen Nachrichtensatz zum Gefechtstand der 6. Flottille auf Kap Arkona. Diese wenigen Kräfte reichten, um die KRT zu führen. Führen, das hieß, Nachrichtenverbindungen zur 1. KRA auf

der Halbinsel Wittow herzustellen, zur 2. KRA, die auf dem Darß Stellung bezogen hatte und natürlich zum Schiffsführungshalter.

Kapitänleutnant Jähnig, ein sehr engagierter Nachrichtenoffizier, Fachmann durch und durch, verlegte immer einen heißen Draht zusätzlich. Es passierte nie, dass sein Kommandeur führungslos das Gefecht über sich ergehen lassen musste. Nichts war schlimmer als eine solche Situation. Sehr versierte Berufsunteroffiziere wie Stabsobermeister Jedaschko, Bohnenstengel, Obermeister Bauer, sowie die Chiffrierer Meister Brandt und Maat Zilinski sorgten für gute Verbindungen. Aber auch die Nachrichtensoldaten der Küstenraketenabteilungen beherrschten ihr Fach.

Am Vormittag fuhr ich nach Kap Arkona und meldete mich nach dem Eintreffen beim Hausherrn und Durchführenden der Übung. Der Countdown begann.

Kapitän Murzynowski ließ in der Einweisungsbesprechung die aktuelle Lage im Seegebiet durch seinen Lageoffizier melden und teilte uns seinen Entschluss mit, wie er mit seinen Schiffsschlaggruppen und den ihm zugeteilten KRT und Marinefliegerkräften die ihm gestellte Aufgabe zur Bekämpfung des Schiffsverbandes zu erfüllen gedachte. Er diktierte uns die Schlagzeit. Die Teilnehmer verließen das unterirdische Lagezentrum und begaben sich in ihre Operationsräume, die sich alle im unterirdisch verbunkerten Gefechtsstand befanden. Den ersten Schlag sollten die Schiffsschlaggruppen im Zusammenwirken mit den KRT aus unterschiedlichen Richtungen durchführen. Die Marineflieger sollten kurz darauf ihre Schläge zur Ausweitung des Erfolgs anbringen.

Ich erteilte dem Stabschef die notwendigen Befehle und er ließ die zwei Batterien der 1. KRA in die Warteräume verlegen. Dann wurde es spannend. Dem Kommandeur der 1. KRA wurde über Funk der Schiffsführungshalter mitgeteilt – ein Torpedoschnellboot. Es sollte sich entweder in einem geographisch günstigen Seegebiet unter Ausnutzung des Küstenstreifens, bzw. im Radarschatten von Inseln aufhalten oder als absoluter »Todeskandidat« vor den gegnerischen Kräften so »herumspringen«, um möglichst lange Informationen über den Gegner liefern zu können. Für raketeneinsetzende Kampfkräfte waren Informationen über die Schußpeilung und die Schußentfernung, gemessen von einem vereinbarten und vermessenen Küstenpunkt, z.B. einem Küstenorientierungspunkt, die allerwichtigsten Angaben. Die Schlagzeit war allen beteiligten Kräften bekannt. Nur durch das gleichzeitige Führen konzentrierter Schläge aus verschiedenen Richtungen können gegnerische Schiffsverbände oder einzelne Überwasserziele mit hoher Trefferwahrscheinlichkeit bekämpft und deren Abwehrmöglichkeiten wesentlich eingeschränkt werden. Den Befehl zum Raketenangriff kann bei Übungen nur der Durchführende, also in diesem Fall Kapitän zur See Murzynowski durch ein Codewort aufheben.

Wir hörten mit, wie Fregattenkapitän Domigalle die Verbindung zum Schiffsführungshalter herstellte und die übermittelten Werte mitkoppelte und an die Batteriechefs übermittelte. Nichts anderes machten meine Stabsoffiziere Oberleutnant Stadler und Korvettenkapitän Herms. Der eine notierte im Gefechtstagebuch alle Befehle und Informationen, der andere koppelte auf der Seekarte alle Handlungen der eigenen und gegnerischen Kräfte mit. Die Schlagzeit ist, wie schon angedeutet, das Heiligtum des Raketenangriffs. Nur durch die strikte Einhaltung dieser Zeit lässt sich die gestellte Aufgabe erfüllen. Ich gab dem Kommandeur der 1. KRA den Befehl zum Raketenangriff. Die Startrampen verlegten in Batteriestruktur, also jeweils zwei Stück, in die kurz zuvor vermessenen Startstellungen. Schießt man mit Führungshalter, muss der eigene Standort genauso wie der Bezugspunkt, zu dem die Schußpeilung und Schußentfernung angelegt wird, genau stimmen.

Die Startrampen verlegten mit großer Geschwindigkeit, auf die Sekunde genau wurde der Startknopf gedrückt. Der Raketenstart liegt dann allein in Händen des Rampenkommandanten. Den Start der ersten Raketenalve, also acht Raketen, meldete Fregattenkapitän Domigalle an den Führungspunkt der KRT. Wir notierten und gaben die Meldung an das Informationszentrum des Gefechtsstandes der 6. Flottille. Alles wurde für die

spätere Auswertung festgehalten. Sofort nach dem Start verlegten die Startrampen in den Nachladerraum, um neue Raketen zu übernehmen. Das ist für die Küstenraketenkräfte der verwundbarste Zeitabschnitt. Durch den Start der Raketen enttarnen sich die KRT. Jedes AWACS, jeder Aufklärungssatellit ortet spätestens zu diesem Zeitpunkt den Standort der handelnden Einheiten. Für die auf See handelnden gegnerischen Kräfte bleiben wir in der Regel unerkannt, vorausgesetzt wir werden nicht schon vorab durch andere Aufklärungskräfte enttarnt.

Innerhalb einer Stunde, also in der Normzeit, mussten die Startrampen unter jeden Bedingungen, ob Sommer oder Winter, Tag oder Nacht, Raketen nachladen. Das Zusammenspiel der raketentechnischen Sicherstellung und der Gefechtseinheiten muss klappen.

Gemäß dem Plan des Zusammenwirkens der beteiligten Kräfte griffen in dieser Zeit die Marinefliegerkräfte aus Laage (Jagdbomber Su-24M) den gegnerischen Schiffsverband (also das Geschwader der Vereinten Ostseefloten) an. Sie schafften für uns die notwendige Zeit zum Nachladen und den Schnellbooten zur Umgruppierung für einen weiteren Wiederholungsschlag oder Dislozierung.

Der zweite Angriff fand schon nicht mehr zu den fast idealen Bedingungen statt wie der erste. Zwei Erscheinungen traten auf. Die erste war die, dass immer versucht wurde, die Realität durch Zeitsprünge zu überbrücken. Um es im herkömmlichen Sinne zu verdeutlichen, man befahl zu schießen ohne nachzuladen, also wie in einem Wildwestfilm und handelte sich bewusst oder unbewusst Realitätsferne ein. Die zweite Erscheinung war nun nicht vorgetäuscht. Es wurde offensichtlich, dass kurz vor dem Wiederholungsschlag das Funkmeßsystem des Führungshalters technisch ausgefallen war, ohne dass der Schiffsführungshalter es selbst merkte. So wurden während der Durchgabe der Peilungen und Distanzen kurz vor dem Raketenstart Werte berechnet, die bei der Auskopplung auf der Seekarte einen falschen Standort des gegnerischen Schiffsverbandes ergaben, was zur Folge hätte, dass die Raketen irgendwo in die Ostsee gesetzt worden wären, aber nicht ins Ziel.

In solchen Momenten wird man sehr kribbelig, schnelles Reagieren ist angesagt. Der Flottillenchef erhielt natürlich auch falsche und nicht verwertbare Schußwerte für seine Raketenschnellboote. In diesem Moment ist es ihm auch zweitrangig, ob nun die KRT richtige Führungshalterangaben bekommen oder nicht. In solchen Situationen stirbt jeder für sich allein. Auf die Angaben der 6. Flottille konnten wir uns also nicht verlassen, und wenn wir darauf warteten, dass sie den Führungshalter neu zuordneten und nochmals Angaben vom Ziel an die KRT übermittelten, wäre die x-Zeit nicht mehr erfüllbar gewesen. Guter Rat war also teuer.

Mein Stabschef schlug nach wenigen Sekunden vor, den Standort des Schiffsverbandes durch die 2. KRA, die auf dem Darß für sich intern die Ausbildung mit dem gleichen Schiffsverband durchführte, aber in das Gefecht nicht eingebunden war, feststellen zu lassen, um anschließend den Wiederholungsschlag befehlsgemäß auf den richtigen Standort des Geschwaders anzubringen. Mit anderen Worten, unser Schiedsrichter und Kontrolleur wurde zum »Turm« in diesem Schachspiel, der von entfernter und relativ sicherer Stelle aus dem Gegner das »Schach« bot. Dabei lief er aber Gefahr, sich zu enttarnen und preiszugeben. Das ist ein Risiko. Der Kommandeur muss sich im Gefecht sofort entscheiden und trägt die volle Verantwortung.

Ich stimmte diesem Vorschlag nach kurzem Bedenken zu, denn Glück und Risiko gehören auch zum Waffenhandwerk. Die Funkverbindung stand und sofort übermittelte Fregattenkapitän Schwarz die Koordinaten des Schiffsverbandes. Das lief wahrhaftig in Sekundenschnelle ab. Die Peilung und Distanz konnten noch zweimal an die 1. KRA übermittelt und korrigiert werden, dann schossen schon die Rampenkommandeure zur errechneten Startzeit. Die Schiffskräfte ebenfalls. Jetzt hieß es die Schußwerte auszukoppeln.

Wenige Minuten später gratulierte ich meinem Stabschef und den vor mir am Kartentisch sitzenden Stabsoffizieren. Ergebnis: Treffer.

Ich befahl dem Stabschef, die Kräfte in die Ausgangsräume zurückzuverlegen und begab mich in den Lageraum des Flottillenchefs. Hier herrschte eine nicht zu übersehende Spannung. Offensichtlich war etwas schiefgelaufen. Ich schaute auf die Seekarte und stellte fest, dass die Schiffschlaggruppen in ein Seegebiet geschossen hatten, das wohl durch das Geschwader nie durchfahren wurde. Ich meldete die Erfüllung der Aufgabe an den FCH und ging in meinen cap (so nannte ich den fünf Mal zweieinhalb Meter kleinen Operationsraum der KRT innerhalb des unterirdischen Gefechtsstandes).

Als ich eintrat, sagte Korvettenkapitän Herms: »Herr Kapitän, haben Sie mal gesehen, wohin die 6. Flottille geschossen hat?« Er zeigte mit dem Bleistift auf die vor ihm liegende Seekarte. Kapitän Herms hatte sogar in der Hast der letzten Sekunden noch die Zeit gefunden, um die Bewegungsdaten der 6. Flottille weiter aufzuzeichnen. Er kam zur gleichen Erkenntnis wie ich. Ich nickte, und wir freuten uns, dass wenigstens wir die Aufgabe erfüllt hatten.

Es wurde im Gefechtsstand Entwarnung gegeben, und über die Wechselsprechanlage kam der Befehl zur Wiederherstellung der Gefechtsbereitschaft. Die Übung war beendet. Es war die letzte Gefechtsübung der Stoßkräfte der Volksmarine. Das wusste aber keiner zu diesem Zeitpunkt.

Der Besuch des Ministers

Genau an den Tagen, da die letzte Geschwaderfahrt der Verbündeten Ostseeflotten in die letzte und entscheidende Phase trat, besuchte der neue Minister für Abrüstung und Verteidigung die Volksmarine. Einen besseren Termin konnte er sich gar nicht wünschen, um das vielfältige Handlungsfeld der Seestreitkräfte der DDR kennenzulernen. Bei seinem Antrittsbesuch bei der Marine begleiteten ihn Staatssekretär Ablaß, Admiral Hoffmann, der Soldatenbeauftragte Hahn und andere Herren der Regierung. Sie besuchten zuerst das Kommando der Volksmarine in Rostock-Gehlsdorf, danach die 4. Flottille.

Solche Inspektionen finden immer in einem Zeitraffertempo statt. Der Ausrichtende muss möglichst viel in einer kurzen Zeit demonstrieren.

Ich sollte dem Minister eine Startrampe mit Besatzung vorführen. Wir verfügten über genug Erfahrung, unsere Kampftechnik vorzustellen. Wir stuften die Besichtigung als wichtig ein und machten uns ein bisschen Zukunftshoffnung. Warum soll der Minister nicht das zu sehen bekommen, was er gedenkt, perspektivisch im Bestand der Marine zu behalten? Es machte schon Sinn. Dazu kam ja noch die Tatsache, dass gerade zu diesem Zeitpunkt entschieden wurde oder entschieden werden musste, ob die neuen Startrampen übernommen werden oder nicht. War dies der Grund des Besuches, oder haben sich unsere Vorgesetzten weniger Gedanken gemacht als wir selbst?

Wir stellten uns wie bei der Visite von Egon Bahr auf den Musterungsplatz der 4. Flottille. Die Sonne schien, und wir waren nicht allein. Diesmal gesellte sich zu uns das Marinehubschraubergeschwader »Kurt Barthel« mit Hubschraubern der Typen Mi-8 BT und Mi-14 PL. Sie präsentierten das Seenotrettungssystem »Schnelle Medizinische Hilfe/ Search and Rescue« (SMH/SAR). Dieser neue Dienst, ein Ergebnis der Konversion, dürfte beim Minister bestimmt aus humanistischer Sicht Anklang finden. Die Luftretter flogen bis zu diesem Zeitpunkt schon 31 Einsätze und retteten dabei 35 Menschenleben. Die blauen Flieger überlegten genauso wie wir, wie sie sich unter den wandelnden Bedingungen am besten einbringen können.

Wir hatten also die Rampe in Startstellung aufgebaut. Raketen hatten wir nicht geladen. Das hätte dem Minister vielleicht nicht gefallen. Wir brauchten nicht lange zu warten. Plötzlich tauchte, aus dem zirka 50 Meter entfernten Klubgebäude kommend, ein riesiger Menschenpulk auf. Um ihn herum schwirrten Presseleute und Kamerateams. Nur nebenbei

sah ich Admiral Hoffmann, Vizeadmiral Born und noch ein paar andere bekannte Gesichter. Alle anderen trugen Zivil, und ich konnte unter ihnen nur schwerlich meinen neuen Brötchengeber ermitteln. Früher war es üblich, dass der höchste Vorgesetzte in der Mitte und immer an vorderster Stelle ging.

Ich hatte Mühe, überhaupt Meldung zu machen. Ich stellte mich und anschließend die Besatzung vor. Dann erklärte ich in wenigen Worten die Zweckbestimmung der KRT. Hier begannen schon die Kameraleute und Reporter auszuschwärmen. Es wurde mir doch etwas unübersichtlich und ich schlug vor, in die Gefechtskabine der Startrampe zu klettern, um wenigstens von den lästigen Journalisten wegzukommen. Der Minister kletterte in die Kabine, die Besatzung auch und hinter mir ließ ich einfach die Tür ins Schloss fallen. Als ich als letzter in die Kabine einstieg, unterhielten sich schon meine Soldaten mit ihrem neuen Minister. Sie stellten Fragen über die Zukunft der NVA, antworteten aber auch auf Fragen des Ministers. Dann drückte ihn offensichtlich wieder sein Zeitplan und er verließ die Startrampe. Ohne sich zu verabschieden, rannte der Minister zum SAR-Hubschrauber, der ungefähr hundert Meter vom Hafenbeckenrand stand.

Die Menschenmenge flog wie von Magneten gezogen dem Minister hinterher. Auf halbem Weg blieb er stehen, der ganze Pulk auch, jemand rief etwas, und Sekunden später bekam er seine Begrüßungsblumen zurück. Diese nahm er, kehrte auf der Stelle um, alle Reporter, Mikrofonhalter, Fotografen, Kameraleute und ein Teil seiner Begleiter taten das gleiche, und alle rannten wieder auf die Startrampe zu. Wir glaubten fast in ein Pop-Festival geraten zu sein. Hatte Eppelmann nun gemerkt, dass er sich gar nicht verabschiedet hatte oder wollte er sich noch für die Erklärungen bedanken?

Er ging aber zu Leutnant Junghahn und überreichte ihm seine Begrüßungsblumen mit ein paar Dankesworten. Dieses Foto erschien am nächsten Tag auf der Titelseite der »Ostsee-Zeitung«. Ich fand die Szene originell, sie hatte etwas, was es früher nicht gegeben hätte.

Was ging in diesem Kopf unter der großen Schmidtmütze vor sich? Ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, dass eine gewisse Bauernschläue aus den Augen funkelte. Hatte der Minister bewusst dem jungen Leutnant die Blumen überreicht, um nicht einem Längergedienten und SED-Systemtreuen die Ehre zu erweisen? Vielleicht sah er auch in der jüngeren, wohl nach seiner Meinung unbelasteten Generation, mögliche Hoffnungsträger? Wieder lag ein kleines Steinchen in dieser wirren Zeit in meinem Zukunftsmosaik.

Der Anschluss

Die Soldaten der NVA und damit auch die des Küstenraketenregiments-18 waren in erster Linie Konsumenten. Sie brauchten Geld, um ihre Familien und sich zu ernähren. Bisher spielte in meinem Soldatenleben Geld eine untergeordnete Rolle. Oft musste mich meine Frau daran erinnern, dass wieder einmal Zahltag war. In der NVA wurde größtenteils bar ausgezahlt. Nur einen Teil, den wir sparen wollten, ließen wir auf unser Girokonto überweisen. Eine nennenswerte Verzinsung erfolgte nur auf Sparbüchern und dieser Festzins betrug einheitlich dreieinviertel Prozent. Also war es egal, wo man sein Geld anlegte.

Wir mussten umdenken. Mit der Währungsunion vollzog sich endgültig der wirtschaftliche Anschluss der DDR an die Bundesrepublik. Aber noch gab es den Termin 3. Oktober nicht. Alle Signale der gesellschaftlichen Entwicklung zeigten aber auf grün. Um diesen Schritt zu vollziehen, brauchte die Bundesregierung keinen um Erlaubnis zu bitten. Entweder sie konnte zahlen oder nicht. Sie konnte, und wie.

In den vielen Reportagen um die Ereignisse des 1. Juli sah ich viele nach Westgeld geradezu süchtige DDR-Bürger. Ich erkannte die gesellschaftliche Bedeutung dieses Akts, aber mich dagegen zu stemmen, kam mir nicht in den Sinn. Das Beste daraus zu machen mit dem, was man hatte, sah ich als einzige Alternative. Sparsamkeit war bei den meisten meiner Unterstellten und auch bei mir angesagt. Wir verteilten unser Geld auf die Anzahl der zum

Haushalt gehörenden Personen und nahmen weitestgehend den günstigen Tauschkurs 1:1 in Anspruch.

Viele Menschen lösten wegen finanzieller Ungewissheit ihres Lebensversicherungen und auch wegen des Auffüllbetrages für den 1:1-Kurs ihr Angespartes auf. Ich hatte nach der Umstellung nicht weniger und nicht mehr auf der hohen Kante als zuvor. Glücklicher war ich dadurch auch nicht. Im Gegenteil – noch überlegteres Haushalten als in der Vergangenheit stand auf der Tagesordnung, denn keiner wusste, ob nicht noch Zeiten kommen, wo das Geld lebensnotwendig wird. Ein aus heutiger Sicht sehr vernünftiger Schritt. Und in einen Kaufrausch gerieten wir auch nicht.

Wenn wir im Fernsehen die Sparkassen und die langen Schlangen davor sahen und dann diesen oder jenen Kommentar live am Bildschirm hörten, staunte ich über viele DDR-Bürger. Nicht etwa, dass sie das Geld hätten verschmähen sollen, doch wie leichtfertig einige nicht ein paar Monate oder ein paar Jahre weiter dachten, das irritierte mich schon.

Beim ersten Zahltag in Westmark kam wohl jedem längerdienenden Soldaten ein eigenartiges Gefühl, das Gehalt vom »Klassenfeind« und vom potentiellen Gegner in Empfang zu nehmen. Einerseits verfügte man jetzt über die harte D-Mark, andererseits glaubte man, Almosen zu empfangen.

Als Soldaten verhielten wir uns im Regiment ziemlich naiv. Wir gaben 95.000 DDR-Mark im Rahmen der Währungsumstellung zurück. Das Geld stammte aus dem Fond für Belobigungen und Prämierungen. Alle, ob Matrose oder Abteilungskommandeur, ob Zivilbeschäftigter, Mann oder Frau erhielten für besondere Leistungen eine angemessene Anerkennung. Darauf legte ich sehr viel Wert.

Heute bereue ich es, dass ich diesen Fond nicht bis zum letzten Pfennig ausgenutzt habe. Kein Mensch interessierte sich dafür, wieviel DDR-Mark wir vor dem Währungstausch zurückgaben. Monate später handelte ich anders. Viele meiner Unterstellten bekamen eine letzte Prämie in der ihren vertrauten Währung. Den Rest rechnete der Oberoffizier für Finanzökonomie an das Kommando Volksmarine ab.

Der neue Eid

Auf Beschluss der Volkskammer sprachen anlässlich des Jahrestages des Putschversuches auf Hitler am 20. Juli 1944 die Soldaten der NVA einen neuen Eid. Ein ungewöhnliches Ereignis für mich. Als ich nach Abschluss der militärischen Grundausbildung Mitte September 1971 in der Offiziershochschule »Karl Liebknecht« in Stralsund feierlich vereidigt wurde, erhielt ich ein kleines, in Leinen gebundenes Buch mit einer Plastikschatzhülle. Dieses Büchlein trägt den Titel »Vom Sinn des Soldatseins«. Noch heute besitze ich diesen Ratgeber. Auch wenn vieles von der Geschichte überholt ist, und das Buch teilweise von sozialistisch gefärbten Phrasen wimmelt, wirkt der abgedruckte Fahneneid sehr klar und eindeutig. Ich finde den Schwur gerecht und zugleich hart. Der Fahneneid enthält keine Phrasen. Eindeutig steht dort, in wessen Auftrag der Soldat zu dienen hat, dass kein Volk der Welt durch die NVA angegriffen wird, sondern dass der Sozialismus gegen alle Feinde zu verteidigen und bei einem Angriff sogar das Leben zur Erringung des Sieges einzusetzen ist.

Andere Interpretationen entstanden erst nach dem politischen Machtwechsel. Behauptet wurde, die NVA sei ausschließlich auf Angriff ausgerichtet gewesen.

Der alte Fahneneid wurde in wesentlichen Passagen gekürzt, dem der Bundeswehr angepasst und mit dem Hauptgedanken der unbedingten Loyalität gegenüber Staat und Regierung versehen. Er ließ alle Möglichkeiten der Interpretation offen.

So sinnlos der Inhalt des neuen Fahneneids wirkte, so skurril zeigten sich die Begleitumstände, unter denen er in die Führungsorgane und in die Truppe eingeführt wurde. Einerseits begründete man den Termin 20. Juli damit, dass andere Idole als die bisher üblichen ausgewählt werden mussten, andererseits glaubte man, dass Vorgänge und Personen

um den 20. Juli 1944 bei vielen unbekannt seien. Herr Eppelmann hätte es besser wissen müssen. In der DDR gab es genügend Literatur über diese Patrioten in der Wehrmacht des faschistischen Deutschlands. Besonders Ende der achtziger Jahre erschienen eine Vielzahl von Publikationen und Filmen. Meine Unterstellten und ich sowie meine Vorgesetzten wussten sehr wohl, den 20. Juli in die deutsche Geschichte einzuordnen.

Vor mir liegt ein Foto aus der Marinezeitung Nr. 7. Das Fahnenkommando der Volksmarine steht mit nach vorn gesenkter Flagge. Gemeinsam mit dem Kommandeur des Kampfschwimmerkommandos, Fregattenkapitän Knittel, halte ich die Fahne mit dem DDR-Emblem. Welch' Widerspruch! Die Kokarden, Admiralssterne und Uniformknöpfe an unseren Uniformen sollten ohne Staatseblem der DDR sein.

Nach der eigenen Vereidigung, an der alle dem Chef der Volksmarine direkt unterstellten Kommandeure, Chefs und Leiter teilnahmen, fuhr ich in meinen Truppenteil, um dort die Soldaten des Küstenregimentes zu vereidigen.

Aus den Berichten anderer Kommandeure und aus den Lagebesprechungen mit dem Chef der VM erfuhr ich, dass in anderen Truppenteilen, besonders bei den Landstreitkräften, über die Verweigerung des Fahneneides mehr oder weniger hart diskutiert wurde. Bei mir bat kein Berufssoldat im Zusammenhang mit der Neuvereidigung um seine Entlassung.

Nach der Neuvereidigung setzten wir wie gehabt den Dienst fort und fühlten uns in unserer Stellung als Armeeingehörige weder freier noch zukunftssicherer. Wesentlich wichtigere Ereignisse für die Zukunft Deutschlands und Europas fanden zu diesem Zeitpunkt im Kaukasus statt.

Die neue Welt

Die Vereinigung Deutschlands zeichnete sich am politischen Horizont ab. Die Menschen auf der Straße, zu denen ich mich zähle, erfuhren von den Ereignissen dieser Tage aus der »Aktuellen Kamera« oder aus der »Tagesschau«. Erst Tage danach ahnte der Interessierte die Tragweite der Verhandlungen in Moskau und im Kaukasus. Dort entschieden Politiker über das weitere Leben der DDR-Bürger und über die Existenz großer Menschengruppen in der Sowjetunion.

Die Geschichte dieser Tage raste wie ein Intercity an uns vorbei in Richtung Einheit Deutschlands. Wir, die Soldaten der NVA und die anderen Staatsdiener, standen an einem unbeschränkten Bahnübergang, sahen und hörten den glitzernden Silberpfeil näherkommen und ließen ihn vorbeirasen. Eine Chance, da einzusteigen, sahen wir nicht. Selbst die Masse der Reisewilligen fuhr nicht in die erträumte Zukunft. Und wir, die wir gar nicht einsteigen wollten, stellten uns aus reinem Selbsterhaltungstrieb nicht auf die Gleise.

Von der historischen Bedeutung her zogen Politiker 1990 den eigentlichen Schlussstrich unter den Zweiten Weltkrieg. Genauso wie ein Intercity nicht ohne Zugführer und Fahrplan abfährt, überließ die bundesrepublikanische Seite nichts dem Zufall. Als einige ostdeutsche Politiker noch von einer Konföderation träumten oder an ähnlichen Denkmodellen für ein zeitweiliges Nebeneinanderexistieren von zwei deutschen Staaten einschließlich ihrer Streitkräfte bastelten, hatten die westdeutschen Kollegen längst alles entschieden.

Bedeutung und Tragweite der historischen und in die Zukunft weisenden Aktivitäten im Juli 1990 erkannten wohl nur die wenigsten Menschen. Es herrschte bis zu diesem Zeitraum auch bei den Soldaten der DDR keine Schlechtwetterstimmung. Keiner sah direkt seinen Arbeitsplatz bedroht. Mit den Beschlüssen von Moskau und der vom Minister für Abrüstung und Verteidigung Eppelmann nie offen ausgesprochenen Abkehr von den zuvor lauthals verkündeten Plänen über die Existenz von zwei deutschen Armeen im vereinten Deutschland, begann aber die Stimmung bei den Soldaten innerhalb von zwei Monaten umzukippen. Auch im Küstenraketenregiment.

Noch im Juli überprüften wir den zwar eingeschränkten und den im Vergleich zu früheren Zeiten abgeschwächten Gefechtsdienst auch an Sonn- und Feiertagen, doch alle warteten darauf, dass die politischen und militärischen Vorgesetzten Farbe bekennen.

Sagt mir heute jemand, alle unsere Bestrebungen, das Küstenraketenregiment auf Teufel komm' raus zusammenzuhalten, während andere schon längst in Passivität verharren, sei sinnlos gewesen, so fiel mir auch aus heutiger Sicht keine andere Entscheidung als damals ein.

Nur so konnten wir auf die sich abzeichnenden politischen Veränderungen reagieren und alle Möglichkeiten ausschöpfen, im Interesse jedes einzelnen, besonders der Berufssoldaten und Zivilbeschäftigten.

Wir sammelten aktiv Erfahrung in der neuen Welt. Bloße Vermutungen, Phantasiebilder und Hypothesen in den vielen Gesprächsrunden bei einer Tasse Kaffee halfen auf Dauer keinem Unterstellten. Aber glaubhaft, ehrlich und vorbildlich auf andere auszustrahlen, blieben menschliche Eigenschaften, die ich aus dem vergangenen Parteileben gut kannte, die aber vorher niemand so von mir forderte wie in jenen Tagen. Da gab es kein Kneifen und keine Schönfärberei, man musste Position beziehen, besonders im soldatischen Alltagsleben – mehr als je zuvor.

Die Ergebnisse der historischen Treffen in Moskau und Shelesnowodsk (Kaukasus) vom 16./17. Juli 1990 vollendeten die Vorbereitung des deutschen Einigungsprozesses. Die Auswirkungen auf die NVA im Allgemeinen und auf unser Regiment speziell spürten wir, als eine Spezialistengruppe der Bundesmarine im August 1990 unser Regiment besichtigte.

Wenn die Beitrittserklärung der Volkskammer der DDR am 23. August 1990 das Aus für die NVA signalisierte, dann läutete der Spezialistenbesuch nur ein paar Tage später inoffiziell das Ende des KRR-18 ein.

Unter der Leitung von Fregattenkapitän Diedrich sichtete eine Gruppe der Bundesmarine die Bestände an Raketen, Bewaffnung und Munition in der Volksmarine. Der zukünftige Eigentümer verschaffte sich einen ersten Überblick über Kräfte und Mittel und analysierte deren Weiterverwendbarkeit, sammelte erste Kenntnisse über die Sicherheit der gelagerten Bestände und konnte nach Gesprächen mit den verantwortlichen Kommandeuren, Chefs und Leitern einschätzen, welches Risikopotential diese Waffen und Waffensysteme bis zur Herstellung stabiler Organisationsformen und Führungsstrukturen, nach der Übernahme der NVA durch die Bundeswehr, darstellten.

Zu der Gruppe gehörten die Fregattenkapitäne Nennmann und Haprich. Erstmals betraten bundesdeutsche Offiziere das Territorium des Küstenraketenregiments, die fachlich die Lage und den Zustand der Truppe beurteilten. Diese Offiziere kamen in Begleitung von Friedbert Fischer, dem zuständigen Offizier vom RWTD des KVM. Fregattenkapitän Fischer und ich kannten uns sehr gut, viele erfolgreiche Projekte im RWTD haben wir gemeinsam verwirklicht.

Die westdeutschen Offiziere erwiesen sich als sehr angenehme Gesprächspartner. Das betone ich hier besonders, weil ich in naher Zukunft nicht wenig Arroganz, teilweise verdeckte, manchmal auch offene bundesdeutsche Überheblichkeit und Siegermentalität zu spüren bekommen sollte. Diese Offiziere gaben offen und ehrlich ihr Urteil über unsere Zukunft ab, so wie sich bisher kein einziger Politiker, weder aus Ost noch aus West, kein Minister, kein Chef der NVA, auch nicht der Chef der Volksmarine geäußert hatten.

Mein Stellvertreter für Raketenbewaffnung führte die Offiziere durch alle Bereiche, in denen Startrampen, Raketen, Munition, Bewaffnung und andere Spezialtechnik abgestellt waren. Danach bat ich sie in mein Dienstzimmer. Sie äußerten ihr uneingeschränktes Interesse an den Küstenraketenruppen der Volksmarine und äußerten sich sinngemäß so:

Herr Kapitän, wir möchten Ihnen an dieser Stelle eindeutig zu verstehen geben, dass diese Bewaffnung, wie wir Sie uns in Ihrem Regiment anschauen durften, keine Zukunft in der Bundesmarine haben wird. Wir ordnen damit nicht die Auflösung des

Küstenraketenregiments an, sondern wir möchten Sie und Ihre Truppe vor falschen Hoffnungen oder Wünschen bewahren. Sie sind der einzige, dem wir vorerst diese Tatsache mitteilen möchten.

Ich war nicht besonders schockiert, ich hatte es geahnt. Dieser Tag im August 1990 war der Schicksalstag für das Küstenraketenregiment-18.

Ich hatte ein Problem mehr. Irgendwie musste ich jetzt meinen Unterstellten erläutern, dass die stolzen Küstenraketenkräfte der Volksmarine ihrem unaufhaltbaren Ende entgegengingen. Ich entschloss mich, heute und morgen noch nichts zu unternehmen. Ich musste mir erst selbst eine Position verschaffen.

Die westdeutschen Spezialisten hatten ihre Meinung natürlich begründet: Die Bundesmarine verwirklicht im Ostseeraum eine ganz andere Einsatzkonzeption ihrer vornehmlich schwimmenden Einheiten. Die Frage nach möglichen Küstenraketenkräften in der Bundesmarine wurde in vielen Diskussionen über viele Jahre hin immer zugunsten der Schiffe, Boote und Marinefliegerkräfte entschieden. Mit anderen Worten, eine Marine bewegt sich nicht auf dem Land, sondern fährt zur See.

So das Argument der seemännischen Gegner der Küstenraketenkräfte. Selbst der NATO-Verbündete Dänemark besaß Küstenraketenkräfte. Die Bundesmarine führte aber erfolgreich einen jahrelangen »Religionskrieg« gegen die Küstenraketen.

Weiterhin äußerten die beiden Offiziere, dass sich die Bundesmarine nicht in die Abhängigkeit sowjetischer Ersatzteillieferungen begeben wolle. Letztlich scheiterte es auch daran, sich von heute auf morgen wieder mit etwas beschäftigen zu müssen, von dem man sich konzeptionell längst verabschiedet hatte.

Ich suchte Lösungen für meine jetzige Lage. Am nächsten Morgen informierte ich den Chef der Volksmarine über die Ergebnisse des Spezialistenbesuches. Er beruhigte mich, noch sei offiziell keine Entscheidung zur Weiterverwendung unseres Truppenteils gefallen. Er versprach, sich besonders für die Küstenraketenkräfte einzusetzen. Das beruhigte mich nicht allzu sehr.

Tage darauf rief mich Kapitän zur See Dr. Dix an und teilte mir mit, dass ich mit anderen Offizieren aus der 1., 4. und 6. Flottille vorgesehen sei, an einem Seminar mit Bundesmarineoffizieren in Marienheide teilzunehmen. Ich sagte selbstverständlich umgehend zu, denn nur dort konnte ich Informationen erhalten, um begründete Entscheidungen zu treffen, um die Truppen in den komplizierten gesellschaftlichen Verhältnissen der noch existierenden DDR zu führen. Auch wollte ich die Gelegenheit nutzen, meinen ehemaligen Feind am Biertisch oder ganz privat kennenzulernen. Ich wollte wissen, was das für Menschen und Soldaten sind, gegen die ich fast zwanzig Jahre auf Friedenswacht gestanden habe, was sie denken und wie sie leben. Ich nahm mir vor, nach dieser Dienstreise in den Westen, meiner Truppe über unser Schicksal reinen Wein einzuschenken.

Die ehemaligen Feinde

In diesen Tagen eröffneten sich erstmals für die Streitkräfte beider deutscher Staaten vielseitige Möglichkeiten, sich näher kennenzulernen. Fast alle Soldaten hatten schon privat die Bundesrepublik besucht. Umgekehrt war es nicht anders. Obwohl großes Interesse auf beiden Seiten bestand, blieb man auf Distanz.

Also musste von oben her Bewegung in die Sache gebracht werden. Den Anstoß für eine Reisetätigkeit zwischen Marine Ost und Marine West gab ein kaum bekanntgewordenes Treffen zwischen dem Inspekteur der Bundesmarine, Vizeadmiral Mann, und dem Chef der Volksmarine, Vizeadmiral Born, auf einem Kriegsschiff in internationalen Gewässern vor Bornholm. Möglicherweise stand das Treffen zwischen Gorbatschow und Reagan vor Malta dabei Pate. Über die Einzelheiten ist nicht viel bekannt geworden. Heute behaupten böse Stimmen, dass Born damals die Volksmarine verkauft habe. Ich bezweifle das. Die

Ergebnisse dieses und weiterer Treffen waren Bestandteil der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung, die ihre eigene Dynamik hatte.

Ob es ähnliche Bestrebungen in den anderen Teilstreitkräften, Waffengattungen oder Diensten gab, ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, dass die andere Seite die Angehörigen der Volksmarine schon vor der Wende, wenn auch auf Distanz, kannte. Wenn ich zu DDR-Zeiten mit Offizieren der Landstreitkräfte ins Gespräch kam und erzählte, dass es etwas ganz Natürliches sei, wenn sich Schiffe, Boote oder Flugzeuge beider Marinen oder der anderen NATO-Kräfte in bzw. über internationalen Gewässern trafen oder sich gegenseitig begleiteten, war ihr Erstaunen nicht gering. Sie kannten solche Situationen nicht. Nur die Grenztruppen und der Bundesgrenzschutz sahen sich gelegentlich über die Mauer hinweg.

Hinzu kommt, dass die Bundesmarine wie auch die Volksmarine die Seefahrt als etwas Verbindendes betrachtete. Seeleute besitzen ein paar Eigenschaften, die andere Gemeinschaften in ihrer Gesamtheit nicht kennen. Sie wissen sich in allen Situationen selbst zu helfen, ohne vorweg Hilfe von außen anzufordern, und Seemänner verstehen sich untereinander wesentlich schneller und genauer als andere Berufsgruppen.

Versuchte Partnerschaft

Nach der Wende, als die Ereignisse noch auf der Grundlage der Existenz zweier deutscher Armeen abliefen, versuchte man, Partnerschaften zu organisieren. Ich erhielt vom Kommando der Volksmarine einen kleinen Katalog mit Einheiten und Truppenteilen der Bundesmarine, aus dem ich mir eine Einheit aussuchen konnte.

Wir entschieden uns für das Marine-Flieger-Geschwader 3. Es dauerte gar nicht lange, da meldete sich telefonisch ein Oberleutnant Brodersen aus Kiel. Zu dieser Zeit war dies noch ziemlich außergewöhnlich. Auch ich fand das ganz schön eigenartig. Ein Jahr zuvor sprach ich aus Schwarzenpfost noch mit dem Befehlshaber der Baltischen Flotte (das war rein zufällig, ich wollte eigentlich mit dem Kommandeur der Marineinfanteriedivision, Gardeoberst Otrakowskij, in Baltijsk sprechen und hatte plötzlich den obersten Chef in Kaliningrad in der Leitung) und heute klingelte das Telefon für ein Gespräch aus dem MFG-3 der Bundesmarine. Wir stellten uns kurz vor und sprachen über eine eventuelle Partnerschaft. Verbindlich vereinbarten wir noch nichts, aber wir wollten bald einen Besuchstermin festlegen. Aus der Marinezeitung entnahm ich, dass beide Seiten Treffen auf unterer und mittlerer Führungsebene anstrebten. Diese Aktivitäten bekamen durch die Moskauer Beschlüsse eine andere Richtung oder sogar einen Dämpfer. Der Besuch von Angehörigen des KRR-18 in Kiel wurde ausgesetzt.

Die offizielle Politik steuerte offensichtlich einen neuen Kurs. Ein durch die Partnerstädte Grimma und Heiligenhafen vereinbartes Treffen, an dem das Hochsee-Minenabwehrschiff »Grimma« teilnehmen sollte, wurde durch einen Einspruch des Bundesverteidigungsministeriums (BMVg) abgesagt. Es machte also keinen Sinn, etwas aufzubauen, was wir möglicherweise später wieder hätten einstellen müssen. Nicht mehr abgeblasen werden konnte offensichtlich das gemeinsame Konzert der Marinemusikkorps aus Rostock und Kiel am 15. Juli 1990 in Warnemünde.

Viele offizielle Treffen sagte die Bundeswehr nicht ab, sondern setzte sie aus. Wenn sie später dann stattfanden, erfüllten sie schon einen ganz anderen Zweck, als sie ursprünglich haben sollten. Der große Rahmen hieß dann schon »Vereinigung« der beiden Streitkräfte. Wichtigster Zweck dieser Treffen bestand nun für die Bundeswehrführung darin, gezielt Kontakt aufzunehmen, um die Lage in der »anderen Truppe« kennenzulernen, Schlussfolgerungen abzuleiten und letztlich eine Idee zu entwickeln, wie die Volksmarine zu übernehmen ist.

Unter diesem Aspekt fand unter anderem auch das erste Treffen von höheren Stabsdienst- und Truppenkommandeuren der Bundesmarine und der Volksmarine im bergischen Marienheide statt.

Bevor ich mich diesem zweitägigen Seminar zuwende, möchte ich nicht vergessen, daß Anfang April 1991 – Deutschland war schon ein Ganzes – mich Oberleutnant Brodersen aus dem MFG-3 in Schwarzenpfost besuchte. Wir hatten uns zuvor nie gesehen, nahmen uns damals viel vor, stellten aber doch nichts auf die Beine. So tranken wir lediglich Kaffee in meinem Dienstzimmer, und ich freute mich, daß trotz Änderung der politischen Großwetterlage ein klein bisschen von dem hängengeblieben war, was wir eigentlich gewollt hatten.

Offiziere aus Ost und West

Das Zusammentreffen in Marienheide, als Seminar ausgeschrieben, konnte damals noch nicht mit einem offiziellen Anstrich versehen werden. Geheim sollte es aber auch wieder nicht sein. Vielleicht legte man es deshalb in die organisatorischen Hände der Kirche bzw. der Militärseelsorge.

Wir fuhren mit zwei 1500er »Lada«, mit VA-Kennzeichen, vom KVM Rostock in den frühen Morgenstunden des 6. September 1990 ab. Wir trugen Zivil. Uniform nahmen Kapitän Dr. Dix, der Kraftfahrer und ich mit. Denn nach diesem Seminar sollte noch eine Unterredung im BMVg stattfinden. Offizieller Gesprächspartner war Kapitän zur See Dr. Dix, der meine Teilnahme mit Admiral Born abgesprochen hatte. Selbstverständlich war ich interessiert, Dix ins BMVg zu begleiten. Ich freute mich darüber.

Nun trafen wir erst einmal in Marienheide ein, im evangelischen Rüstzeitheim »Feldbischof Franz Dohrheim«. Es begegneten sich erstmals Offiziere der beiden deutschen Marinen unter dem Dach der Kirche.

Es nahmen 20 Offiziere der Bundesmarine und sechs Offiziere der Volksmarine teil. Als Leiter der Volksmarine-Delegation fungierte Kapitän zur See Dr. Dix, aus der 6. Flottille nahm der Brigadechef der 3. Schnellbootsbrigade, Fregattenkapitän Lothar Röttsch, teil; die 1. Flottille vertrat der Chef des Stabes, Kapitän zur See Bammel, neben mir waren noch zwei jüngere Kommandeure/Kommandanten anwesend.

Vom Führungsstab der Marine des BMVg und der Bundesmarine kamen u.a. die Kapitäne zur See Walter Jablonsky, Hans-Rudolf Schröder, Lauer und Konrad Bürger, die Fregattenkapitäne Ingo Riege, Hans Joachim Thiem, Peter Sattler, Klaus Himmerkus, Ehrhard Orłowski, Reiser, Klinmann, Saaß, Nitsch, Kessner, Boje, Heckendorn und Behrens, die Kapitänleutnante Knut Schiller, Bernhard Haase und Krause.

Gastgeber waren der evangelische Militärdekan des Wehrbereiches III, Johannes Ottemeyer, der Flottendekan Irmin Barth. Kurze Begrüßung im Vorsaal, leichtes Kopfnicken. Gemeinsames Mittagessen. Einrücken in den Sitzungsraum. Die Tische standen im Quadrat.

Was waren das für Menschen, die nun neben uns saßen? Sie sahen genauso gut gekleidet wie wir aus, unterhielten sich untereinander und versuchten, erste Kontakte zu knüpfen: »Wie war die Fahrt? Ach so, mit dem Pkw sind Sie gekommen. Sind Sie gut durchgekommen? «

Der Gastgeber eröffnete das Seminar. Die Teilnehmer stellten sich kurz vor.

Im Stillen ordnete ich für mich die Gesprächspartner zu Gruppen. In der ersten Gruppe platzierte ich jene, die alles interessiert, egal ob wichtig oder nicht – die Oberwisser. Zur zweiten gehörten jene, die ein besonderes Interesse an den Problemen bei der Übernahme der Volksmarine an den Tag legten, oder mehr wissen wollten, weil möglicherweise ihr zukünftiger Dienst im Zeichen der angekündigten Truppenreduzierung stand. Dann saßen noch solche Offiziere in der Runde, die sich persönlich angesprochen fühlten, sich interessierten, etwas von der Volksmarine der DDR zu erfahren. Die Oberwisser schienen in der Überzahl.

Das Treffen hatte einen offiziellen Fahrplan und es redeten eingeladene Referenten. Flottillenadmiral Hundt aus dem Zentrum für Innere Führung in Koblenz beispielsweise erinnerte mich an die Gattung von Politoffizieren aus der Politischen Verwaltung des KVM oder der Politischen Hauptverwaltung des MfNV, die mit ihren Vortragsreihen die Seminarteilnehmer langweilten.

In den darauffolgenden Pausen äußerten sich einige Bundeswehroffiziere, daß sie über ihre »Politniks« nicht anders dachten. Als nächster Referent sprach der ehemalige Sprecher der Schmidt-Regierung, Klaus Bölling, dann der Militärdekan Ottemeyer.

Einen Bischof hatte ich noch nicht kennengelernt. Ich hörte interessiert zu und versuchte, in seine Gedankenwelt einzudringen. Das bewog mich auch, am nächsten Morgen mit Kapitän Dix zur Morgenandacht zu gehen. Wir wollten mal sehen, wie Menschen sich dabei verhielten und welche Rituale dort abliefen. Ich war einfach neugierig.

Bei all den Themen, die den seminaristischen Rahmen um das Treffen spannten, ging es um uns. Die teilnehmenden Kommandeure und Stabsoffiziere der Bundesmarine wussten natürlich wenig über das »innere Leben« der Volksmarine. Wir erzählten ihnen ohne Vorbehalte, auch mit Stolz über unsere Ergebnisse in der Gefechtsausbildung. Ein Frage-Antwort-Spiel begann. Sie stellten die Fragen, wir antworteten. Das war allzu verständlich, bedingt durch die unterschiedliche Interessenlage, und entsprach in keiner Weise einem Verhör.

Die Herren von der Bundesmarine interessierten sich für den Zustand der Truppe, wollten mögliche Risikofaktoren kennenlernen, die Schnittstelle definieren, die sie in wenigen Wochen zu belegen hatten. Die nachrichtendienstliche Komponente stand in dieser Runde, so schätzte ich dieses Seminar ein, erst in nachgeordneter Rangfolge. Da wir aber wussten, daß keiner von der westdeutschen Seite uns eine Antwort auf unsere existentiellen Fragen geben konnte, nahm das Gespräch diesen beschriebenen Charakter an. Zwischendurch stellten einige Offiziere für diese Runde untypische Fragen. »Wie denken Sie denn heute darüber?«, oder es fand sich ein passender Vergleich »bei uns ist das aber so...«

Hin und wieder gebrauchten die westdeutschen Offiziere Redewendungen, die ich das erste Mal hörte. Ich hatte auch das Gefühl, daß sie sehr artikuliert, teilweise blumenhaft, sprachen, begleitet von nicht wenigen Amerikanismen.

Schon während der ersten größeren Kaffeepause scharten sich die Westdeutschen um uns und stellten Fragen. Sie teilten uns auch ihre Meinungen mit, soweit sich Differenzen auftraten. Vorgefasste und überhebliche Meinungen äußerten sie meist da, wo sie vom technischen oder taktischen Standpunkt her meinten, das Non-plus-ultra zu besitzen. Der Chef des Stabes des Flottenkommandos, Kapitän zur See Lauer, war vom data-link-System so überzeugt, daß es mir als Outsider von data-link sehr schwer fiel mitzureden, geschweige ihn von der Vielseitigkeit eines taktischen Seegefechts mit verschiedenartigen Flottenkräften aus der Sicht der VM zu überzeugen. Einerseits konnte ich auf Grund meiner Unkenntnis über data-link seine Äußerungen nur entgegennehmen, andererseits dachte ich nicht einen Moment daran, meine über Jahre gewonnenen praktischen sowie taktischen Erfahrungen über Bord zu werfen.

Die Volksmarine habe sowieso nur veraltete Führungstechnik, die dem hiesigen Stand von vor reichlich zehn Jahren entspreche. Möglicherweise hatte er recht, aber die Verhältnisse während Kampfhandlungen auf einem geschlossenen Seekriegsschauplatz sind doch etwas komplexer, als daß man nur ein Puzzleteil herausnehmen müsste, und sofort auf das Gesamtbild schließen könnte. Hier lernte ich das erste Mal westdeutsche Überheblichkeit und höfliche Arroganz kennen. Die meisten anderen Offiziere verhielten sich toleranter.

Am Abend des ersten Seminartages trafen wir uns im Keller des Rüstzeitheimes. Dort saßen die ostdeutschen Offiziere jeweils an einem Tisch und die westdeutschen Gesprächspartner sorgten dafür, daß über alles gesprochen wurde. Im Verlauf des Abends ergab es sich, daß es in vielen allgemeinen und militärischen Lebensfragen deckungsgleiche Ansichten gab. Zu

diesem Zeitpunkt glaubte ich noch, daß zwischen Offizier und Offizier ein Gleichheitszeichen gesetzt werden könnte. Einen Monat später war ich da schon wesentlich erfahrener.

Übereinstimmung herrschte zwischen den Offizieren aus beiden deutschen Teilen, daß die bisherige friedlich verlaufende Wiedervereinigung ein einzigartiger historischer Prozess sei. Keiner hätte vor Monaten auch nur ansatzweise daran geglaubt, daß Führungsoffiziere beider deutscher Marinen bei einem Glas Bier zusammensäßen und miteinander redeten.

Manchmal hatte ich während dieses Seminars das Gefühl, wie ein Außerirdischer behandelt und irgendwie bedauert zu werden. Warum, das konnte ich mir selbst nicht beantworten. Manchmal hörte es sich an wie: Ach, was habt ihr durchmachen müssen. Ein anderers Mal klang es wie: Ach, wenn ihr wüsstet, was euch noch bevorsteht. Auf jeden Fall setzten diese Gespräche ein Achtungszeichen für mich, die allgemeine euphorische Situation nicht überzubewerten.

Als besonders interessante Gesprächspartner erwiesen sich an meinem Tisch Fregattenkapitän Klaus Himmerkus vom FüM V/3 und Kapitänleutnant Schiller. Beide Offiziere lud ich in das Küstenraketenregiment nach Schwarzenpfost ein. Einen konkreten Termin wollten wir noch telefonisch vereinbaren. Denn was nützt es, viel zu erzählen, sollten sie sich doch selber davon überzeugen, wer wir sind und was wir machen.

Spät, zu mitternächtlicher Zeit, gingen wir auseinander. In meinem Zimmer setzte ich mich auf den Bettrand, nahm die Bibel vom Nachttisch, blätterte ein paar Seiten um und ließ diesen Tag an mir vorbeiziehen. Ich war um viele Erfahrungen reicher geworden. Ich öffnete das Fenster und frische Luft des bergischen Landes strömte in mein Zimmer. Beruhigt verbrachte ich die erste Nacht meines Lebens in einem Hause der Kirche.

Am nächsten Tag setzten wir bis zum Mittag unsere Gespräche fort. Ich berichtete unter anderem über die Situation im Küstenraketenregiment-18 und ließ meine Gesprächspartner wissen, daß unsere Truppe auch unter extremen personellen Engpässen ihre Gefechtsaufgaben erfüllte. Einerseits waren die Offiziere der Bundesmarine interessiert, Neues über eine für sie relativ unbekannte Waffengattung zu erfahren, andererseits vermochten sie nicht, die Küstenraketenruppen in ihr ausgeprägtes bundesmaritimes Denkschema einzuordnen. Nach den Abschlussworten des Hausherrn schenkte ich einigen meiner Gesprächspartner vom Biertisch ein Foto vom letzten Raketenschießen 1989 von Kap Taran. Kapitänleutnant Schiller bedankte sich und sinnierte, daß ich für dieses Foto vor nicht allzu langer Zeit mit einer finanziellen Zuwendung von ungefähr 10.000 DM hätte rechnen können. Für die zuständigen Oberwisser besaß das Foto jetzt nur noch Makulaturwert.

Erstmalig spürte ich ein inneres Unwohlsein darüber, daß eines Tages mein bisheriges Leben nur noch aus einem Erinnerungsfoto bestehen würde.

Privatissimum mit Ehrendolch

Kapitän zur See Dr. Dix und ich fuhren dem BMW von Fregattenkapitän Peter Sattler in Richtung Bonn hinterher. Der Weg führte uns durch ein landschaftlich sehr schönes Bergland. Die A4 schlängelte sich durch die Berge und wir hatten Mühe, dem BMW zu folgen. Wir fuhren zuerst zu einem Hotel, in dem Kapitän zur See Dr. Dix untergebracht war. Dort setzten wir ihn ab und fuhren dann ins BMVg. Somit war ich wahrscheinlich der erste Volksmarine-Angehörige, der seinen Fuß offiziell in dieses Ministerium setzte. Ich erhielt ein großes, spartanisch eingerichtetes Zimmer im Offiziersblock.

Am Abend waren wir bei Familie Sattler in Bonn-Röttgen eingeladen. Mit unserem Kraftfahrer, Stabsobermeister Schulz, der in einer Fahrerunterkunft im Unteroffiziersblock schlief, verließ ich das BMVg durch den Haupteingang. Der Wachmann schien leicht angetrunken, blickte mit glasigen Augen und sprach mit lallender Stimme. Die anderen im gläsernen Wachhaus lachten schallend. Nun wusste ich nicht, ob über uns, weil sie ja sehen

mussten, daß wir von der NVA waren, oder ob sie immer um diese Zeit einen so abwechslungsreichen Dienst hatten. Tolle Wachgesellschaft, dachte ich mir.

Die Sattlers wohnten in Bonn-Röttgen in einem schönen Haus, modern und großzügig eingerichtet. So bekam ich einen kleinen Eindruck, wie meinesgleichen in ihrer Welt leben. Der Standard war wesentlich höher als meiner, obwohl ich niemals über meine Wohnungen unglücklich war. Neid empfand ich nicht. Ich wollte in erster Linie sehen und darüber nachdenken. Warum ist das so? Worin liegen die Ursachen, daß es solche Unterschiede gibt? Kann man das verallgemeinern?

Sattlers hatten unsere Anwesenheit zum Anlass genommen, auch ihre Freunde einzuladen. Natürlich sprachen wir hauptsächlich über die Einheit Deutschlands, aber auch über private Dinge. Frau Sattler wirkte als Lehrerin nicht nur sehr gebildet, sie vertrat auch engagiert ihre eigene Meinung.

Fregattenkapitän Sattler beschäftigte sich im Stab der Marine mit der Inneren Führung. Sattler zeigte sich fasziniert von unserem Treffen und sagte mehrmals: »Wer hätte sich das je vorstellen können, daß deutsche Offiziere aus Ost und West hier zusammensitzen und gemeinsam diesen Abend verbringen...« Ich glaube gesehen zu haben, daß ihm bei solchen Gedanken gelegentlich die Tränen in den Augen standen.

Ich fühlte, daß die Sattlers uns ihre Freundschaft entgegenbrachten. Ich täuschte mich nicht, denn in der Zukunft trafen wir uns noch öfter dienstlich und privat. Gottlob lernte ich in der Folgezeit noch ähnliche Menschen kennen, die sich genauso herzlich, ehrlich verhielten und vor allem uns als gleichberechtigt ansahen. Sie blieben aber immer in der Minderheit.

Als uns unser Fahrer zur vereinbarten Zeit abholte, stimmten Dix und ich mich unauffällig ab, Fregattenkapitän Sattler ein Geschenk zu überreichen. Stabsobersmeister Schulz musste nochmals kurz ins BMVg fahren, um das Geschenk aus meinem Zimmer zu holen. Als Herr Dix dem Fregattenkapitän Sattler einen Ehrendolch der Volksmarine überreichte, konnte er seine Tränen nicht zurückhalten. Für ihn ging wahrscheinlich eine Vision in Erfüllung.

Im Führungsstab der Bundesmarine

Am nächsten Morgen gingen Kapitän Dix und ich in den Führungsstab der Marine. Dort sah ich zu meiner Verwunderung einen Teil der Offiziere wieder, von denen wir uns am Vortage verabschiedet hatten. Das konkrete Anliegen unseres Besuches im BMVg erfuhr ich von Kapitän zur See Dix nicht im vollen Umfang. Dennoch kannte ich ungefähr die zu besprechenden Themen. Hauptsächlich ging es um Grundsatzfragen der geplanten Übernahme der Volksmarine in die Bundesmarine. Es ging genau wie beim Seminar bestimmt nicht darum, nachrichtendienstliche Lücken zu schließen, sondern Kenntnis davon zu bekommen, wie es z.B. mit dem moralischen Zustand in den Flottillen, in den selbständigen Truppenteilen und Führungsstellen bestellt war, worin die jetzige VM-Führung die streitkräftebezogenen Probleme bei der Vereinigung beider deutscher Staaten sah, welche Vorstellungen die Volksmarine hatte und bestimmt auch, wo Gefahren und Risiken auftauchen könnten, die den Einigungsprozeß in irgendeiner Form behindern könnten.

Obwohl ich keine offiziellen Aufgaben zu erfüllen hatte, fand ich viele Gesprächspartner im Führungsstab.

Da ich viel mit Kapitänleutnant Schiller sprach, bat ich ihn, meine vorsorglich mitgebrachten Bewerbungsunterlagen einmal zu lesen, mir einige Tipps zum Verbessern zu geben. Es ging in erster Linie um Wortwahl und Formulierung. Kapitänleutnant Schiller arbeitete nicht nur als Redaktionsmitglied der maritimen Zeitschrift »Blaue Jungs«, sondern auch in der Personalabteilung im Führungsstab der Marine. Er verfügte also über weitaus größere Erfahrungen als ich. Beeindruckt über meinen bisherigen Lebensweg äußerte er, daß ich mit solch einer Entwicklung und den vorliegenden Einschätzungen außerhalb der Streitkräfte große Chancen hätte. Im ersten Augenblick beruhigt so etwas, macht sogar stolz. Aber dann wurde ich sofort wieder skeptisch.

Mir wurde auf einmal klar, daß ich in meinem Berufsleben zum ersten Mal ernsthaft den Gedanken geäußert hatte, die Marine zu verlassen.

Eine neue Phase in meinem Leben begann. Das bedeutete für mich: Solange wie notwendig bei der Marine bleiben und beim besten Angebot das nicht mehr zu rettende Schiff verlassen. Diese Erkenntnis wollte ich auch meinen Unterstellten vermitteln. Ich brauchte dazu nicht einmal einen Monat. Die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR tat das Ihrige dazu.

Zu unseren Gesprächen im Dienstzimmer des Kapitänleutnants Schiller gesellte sich manchmal Fregattenkapitän Längen vom Presse- und Informationsstab. Wir unterhielten uns über politische und militärische Probleme. Gemeinsam gingen wir zum Mittagstisch in die Cafeteria. Die meisten vorbeigehenden Offiziere grüßten mich, ich grüßte zurück und erwies auch allen Dienstgradhöheren meinen militärischen Gruß. Eigenartig erschien mir, daß es Grußerweisungen auch ohne Kopfbedeckung gibt. Es wirkt noch heute auf mich, viele Jahre danach, als eine unmilitärische Geste.

Der tägliche militärische Umgang in der Bundeswehr sowie ihr äußeres Erscheinungsbild war für mich, für einen in der Sowjetflotte ausgebildeten und in der NVA großgewordenen Offizier, zumindest gewöhnungsbedürftig. Dazu gehörte auch, daß im Führungsstab der Bundesmarine – im Unterschied zu unseren Flottillenstäben oder anderen Gebäuden der NVA – fast alle Türen zu den Dienstzimmern sperrangelweit aufstanden. Natürlich lag das nicht allein an der größeren Geheimhaltung in der NVA. Man gab sich hier offensichtlich offener, im wahrsten Sinne des Wortes. Für mich ganz praktisch. Ich konnte in die Dienstzimmer schauen und entdeckte hier und da bekannte Gesichter aus Marienheide. So passierte es, daß ich aus dem einen Zimmer herauskam und gleich in das nächste hineingebeten wurde. Natürlich lag es auch daran, daß ich in der Marineuniform der NVA im Führungsstab der Bundesmarine ziemlich exotisch wirkte.

Abschied von uns selbst

Nach meiner Rückkehr ins Küstenraketenregiment erwartete mich eine schwierige Aufgabe. Die Truppe erwartete von ihrem Kommandeur Antworten auf die wichtigsten Fragen. Ohne Umschweife sagte ich allen im Kinosaal die Wahrheit, so brutal wie sie eben für alle war. Die Mehrheit würde sich nicht von heute auf morgen mit dieser Entscheidung abfinden. Wieviel Lichtblicke gab es in den letzten Monaten, wieviel Hoffnung schöpfte dieser oder jener? Die entstandenen Probleme verfilzten sich in der zweiten Augushälfte 1990 zu einem Gordischen Knoten. Der musste zerschlagen werden. Es gab keinen einvernehmlichen Kompromiss, keinen Mittelweg, der alle gleichermaßen befriedigte.

Aber erst mal musste das Leben für uns Soldaten, in erster Linie der Dienst, irgendwie weitergehen. Der Dienst konnte von heute auf morgen nicht aufhören. Denn es gab noch keinen Befehl zur Auflösung, weder schriftlich noch mündlich. Trotzdem brach schon jetzt für viele das Leben in sich zusammen. Der Truppenteil existierte, die Waffen gab es noch, die Startrampen standen einsatzbereit in den Abstellhallen, und die Soldaten sowie Zivilbeschäftigten kamen jeden Morgen zum Dienst. Noch konnten wir uns nicht wirklich vorstellen, wie das ist, wenn eine Gemeinschaft aus Hunderten von Soldaten und Zivilbeschäftigten, die in vielen Jahrzehnten zu einem festen Ganzen zusammengewachsen war, auseinanderbricht. Noch erkannten wir nicht, welche persönliche Tragweite für uns alle die Auflösung der Marine, der NVA und der gesamten DDR haben würde.

Natürlich wusste ich, es ist erstens keine vorübergehende Erscheinung, sondern etwas Grundsätzliches und generell Neues. Zweitens, es gibt keinen Menschen, keine Führungsgruppe innerhalb der DDR und der Streitkräfte, die diesen Prozess auch nur annähernd und zielgerichtet steuert. Drittens musste jeder für sich selbst seine Zukunft gestalten. Ich stellte mir die Aufgabe, diesen Prozess bei meinen Unterstellten, soweit sie nicht selbst schon zu ähnlichen Schlüssen gekommen waren, in Bewegung zu setzen.

Zuerst informierte ich meine Stellvertreter, direktunterstellten Kommandeure und Fachoffiziere. Wir beschlossen gemeinsam die nächsten Schritte im Küstenraketenregiment. Als erstes überdachten wir die für Anfang September 1990 bis ins Detail geplanten und organisierten Ausbildungsmaßnahmen unseres Regiments. Gegenstand der Ausbildung war die zweite und auch die abschließende Etappe der Gefechts- und spezialtechnischen Ausbildung unter extremen Personaleinschränkungen.

Der Stellvertreter für Ausbildung skizzierte in kurzen Zügen die katastrophalen Bedingungen innerhalb der Volksmarine, soweit sie das Küstenraketenregiment-18 betrafen. Im Vergleich zum letzten Ausbildungshalbjahr war die Marine nicht mehr in der Lage, Schiffe und Boote für Ausbildungszwecke auslaufen zu lassen. Die landgestützten Einheiten, insbesondere die funkmeßtechnischen Stationen waren derart dezimiert, daß sie teilweise eine überlappende Funkmeßbeobachtung nicht gewährleisten konnten bzw. nur nach einem festgelegten Zeitplan hätten sicherstellen können. Selbst das wäre noch organisierbar gewesen, aber der ungenügende Ausbildungsstand des Personals dieser Beobachtungsstellen reichte in keiner Weise für unsere Ausbildung. Die personellen Einschnitte und die fehlenden praktischen Erfahrungen in der gedeckten Zielzuweisung für die Küstenrakentruppen gewährleisteten nicht mehr die Erfüllung unserer Aufgaben. Obwohl die Instandsetzungsbasen über nahezu unbegrenzte freie Kapazitäten verfügten, Treib- und Schmierstoffe uneingeschränkt zur Verfügung standen, bewegte sich nichts. Kaum eine schwimmende Einheit, ein Truppenteil schon gar nicht, lief zur Ausbildung aus. In der Volksmarine gab es zu dieser Zeit nur noch einen ganz normalen Tagesdienst unter Garnisonsbedingungen.

Deshalb entschlossen wir uns, alle in diesem Zusammenhang stehenden Ausbildungsmaßnahmen ersatzlos zu streichen. Wir wären die letzten in der Volksmarine gewesen, die auf Truppenebene unter diesen komplizierten Bedingungen eine geordnete und annähernd effiziente Ausbildung durchgeführt hätten. Ich informierte Vizeadmiral Born über meinen Entschluss, die Ausbildung einzustellen. Er nahm ihn zur Kenntnis, ihm blieb nichts weiter übrig.

Der Stellvertreter für Ausbildung stornierte den gesamten Ausbildungsplan bei der Abteilung Ausbildung im KVM, auch ohne nur den geringsten Widerspruch zu spüren. Die gesamte Flotte und auch die NVA standen wie unter Hypnose, auch die vorgesetzte Seite erweckte sie nicht. In der Truppe saß die Enttäuschung sehr tief über diesen Zustand und über die Rolle der alten sowie neuen Regierung.

Die Auflösung beginnt

Der Tag der deutschen Einheit stand fest, die Vorstellung von einer eigenen Armee in Ostdeutschland zerplatzte damit wie eine Seifenblase. Auch die Küstenrakentruppen der Volksmarine existierten nur noch auf Abruf. Wir entschlossen uns, alles zu unternehmen, um uns würdevoll und angemessen von unserer Waffengattung zu verabschieden. Diesen Vorsatz hielten wir bis zum Verlassen der letzten Technischeinheit, bis zur Entlassung des letzten Soldaten aus dem Regiment durch.

Der Stellvertreter für Ausbildung, Fregattenkapitän Roesner, äußerte eine Idee. Wenn wir schon kein Feldlager im herkömmlichen Sinne zur Erhöhung der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft durchführen, dann lasst uns doch eine Ausbildungsmaßnahme unter dem Motto »Der letzte Raketenschlag« für uns selbst organisieren. Begeistert stimmten alle zu. Ich beauftragte den Stabschef und Stellvertreter für Ausbildung, geeignete Maßnahmen in Absprache mit allen Angehörigen des Regiments und des KVM zu einzuleiten.

Ein zweiter Vorschlag kam von dem neuen Leiter der Arbeitsgruppe für staatsbürgerliche Ausbildung, Korvettenkapitän Löffler. Er betraf unser Traditionskabinett, die Politmaterialien und die nicht kleine Truppenbibliothek. Wir entschlossen uns, das gerade renovierte und neu eingerichtete Traditionskabinett aufzulösen. Dieses kleine Museum dokumentierte die

Entwicklung des Regiments von den früheren Küstenraketenruppen aus den sechziger Jahren und berichtete über Leben und Wirken des Truppenteils. Es gab eine Chronologie mit allen wichtigen Eckdaten und Fotos. Auch alle Geschenke, die der Truppenteil in über zehn Jahren seiner Existenz von den unterschiedlichen Repräsentanten und Vorgesetzten, Freunden und Waffenbrüdern erhalten hatte, einschließlich der Auszeichnung als »Bester Truppenteil« waren dort ausgestellt. Alle Erinnerungen an harte Arbeit, an erfolgreich bestandene Bewährungsproben.

Wer die größte Bindung zu und die meisten Verdienste in diesem Truppenteil besaß, bekam Erinnerungsstücke. Ich überreichte zu entsprechenden Anlässen in den darauffolgenden Wochen alle im Kabinett angesammelten Stücke. Viele freuten sich sehr darüber und verstanden zugleich, daß damit der Auflösungsprozess begann.

Alle im Küstenraketenregiment vorhandenen Politmittel, nicht nur DDR-Fahnen, Fotos, politische Werbe- und Agitationsmaterialien, sondern Musikinstrumente, Film- und Fotoausrüstungen, Spiele und Sportmaterialien wollten wir nicht einfach verschenken, sondern für ein geringes Entgelt verkaufen. Mit einer Ausnahme. Einem Heim für behinderte Kinder in Graal-Müritz überreichten wir neuwertige Spiele. Mit viel Freude kam die kleine Delegation aus dem benachbarten Kinderheim zurück. Selbst das in Eigeninitiative errichtete Gerätelager auf dem Fußballplatz, eine DDR-Standard-Gartenlaube, verkauften wir nebst Sportgeräten.

Ich erwarb neben einigen Andenken ein gut erhaltenes »Weltklang«-Saxophon sowie ein mit einer kleinen Beule versehenes »Weltmeister«-Akkordeon. Auch den im Regiment selbstgedrehten 8-mm-Film über den vorletzten Raketenschießabschnitt erstand ich auf einer Auktion. Mehrere Videokopien davon fanden auch Abnehmer.

Aus der Bibliothek mit einem Bestand von mehreren tausend Büchern entnahm ich guterhaltene Exemplare und verschenkte sie an Armeeingehörige, die den Truppenteil verließen. Ich selbst nahm mir die gesammelten Werke von Karl Marx und Friedrich Engels mit. Denn wo diese Bände irgendwann landeten, war mir von Anfang an klar. Die restlichen Bücher endeten wohl in einem Müllcontainer.

Das eingezahlte Geld kam in eine gemeinsame Kasse, die meine Sekretärin verwaltete. Wie gut wir mit dieser Kasse beraten waren, stellte sich nach dem 3. Oktober 1990 heraus.

Untaugliche Alternative

Die in der Gesellschaft verbreitete Euphorie, marktwirtschaftlich zu denken und das Geschäft in eigene Hände zu nehmen, machte auch vor den Toren unseres Regiments nicht halt. Es gab eine Reihe origineller und anspruchsvoller Vorschläge. Man stellte sich beispielsweise vor, das gesamte militärische Gerät wäre aus Schwarzenpost entfernt. Das Objekt firmiere unter einer Dienstleistungs- und Service Gesellschaft »Rostocker Heide« inklusive Hotel, Restaurant, Sauna, Fitness- und Sonnenstudio und Autowerkstätten, Abschlepp- und Reparaturdienst, Lagerhallen für den Handel oder die Landwirtschaft, medizinische und stomatologische Betreuung für das gesamte Gebiet der Rostocker Heide. Obwohl uns diese Gedanken bis hinein in das Jahr 1991 nicht losließen, erkannten wir recht schnell, daß unser Objekt einfach zu groß war, um es auch nur ansatzweise kostengünstig zu bewirtschaften. Die gesamte Marktsituation auf dem Dienstleistungssektor erschien uns verführerisch günstig, war uns aber im Grunde genommen recht unbekannt, von Eigentumsfragen ganz zu schweigen. Auch der Gedanke, ein Asylantenheim in einem Teil des Objektes einzurichten, kam auf. Zu diesem Zeitpunkt erschienen die neuen Vertreter der Kommune Rövershagen, die sich gern ein Bild über unser Objekt verschaffen wollten. Die Kommune trennte sich bei der Größenordnung dieses Objektes schnell von ihren Vorstellungen und wollte abwarten, was die Bundeswehr mit diesem Objekt vorhat. Die legte mehr Wert auf eine günstige Anbindung an die wirtschaftliche Infrastruktur, als es beispielsweise die NVA getan hatte, die aus rein

militärischer Sicht der operativ-taktischen Entfaltung oder der Geheimhaltung, sowie des Schutzes, der Sicherung und auch der Verteidigung entschied. In Standorten wie Eggesin oder Dranske sagten sich die Füchse wirklich gute Nacht. Natürlich schnitt ein Standort wie Hohe Düne in Warnemünde, direkt an der offenen See gelegen, für die zivile oder auch militärische Weiterverwendung entschieden günstiger ab als das Küstenraketenregiment-18 inmitten der Rostocker Heide. So kam es dann später auch.

Die Schnellbootgeschwader der Bundesmarine verlegten in die ehemalige Marinebasis der 4. Flottille. Kein Mensch der Bundesmarineführung dachte daran, Truppen auf den Bug bei Dranske zu stationieren. Ich glaube, die betroffenen Offiziere wären in ihren ersten Streik getreten, wenn die Bundeswehrführung anders entschieden hätte.

Die Ereignisse konnten wir damals nicht voraussehen und hielten uns an diesem oder jenem Strohalm fest. Besonders für viele Zivilbeschäftigte bedeutete die endgültige Standortverteilung der Bundeswehr im Raum Rostock die berufliche Rettung.

Durch die gemeinsame und offene, von jeglichen Hoffnungen noch nicht losgelöste Besprechung war es mir anschließend leichter ums Herz, obwohl jede Regung in dieser Richtung mir seelische Schmerzen bereitete. Ich konnte meinen Leuten in die Augen schauen. Das half mir, viele ähnlich gelagerte Probleme zu lösen.

Auf der Suche nach Arbeit

Es dauerte gar nicht lange, da bekam ich Meldungen aus den Küstenraketenabteilungen und aus anderen Einheiten, daß dieser oder jener Berufssoldat wünschte, das Regiment zu verlassen. Keinem machte ich auch nur andeutungsweise irgendwelche Schwierigkeiten. Denn mir war es nun egal, ob die Gefechtsbereitschaft mit 80 oder 55 Prozent gehalten werden konnte. Es interessierte sowieso keinen mehr. Alle, die schon jetzt einen guten Job im zivilen Leben bekamen, verschafften sich enorme Vorteile gegenüber den anderen. Es ging um die Existenz. Einen Berufsförderungsdienst (BFD), Umschulungen und andere Berufsangebote gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Es verließen uns nicht nur Unteroffiziere, auch Offiziere stellten den Antrag auf Entlassung. Das Arbeitsvermittlungsbüro im ehemaligen Kommando der Volksmarine entstand erst Ende 1990/Anfang 1991. Besonders jene hatten eine Chance, relativ schnell einen guten und sicheren neuen Job zu bekommen, die in der Armee zivilrelevante Berufe ausübten. Mein Stellvertreter für Technik, Fregattenkapitän Jürgen Galda, fand als Kfz-Spezialist und vor allem als Praktiker in dieser Branche schnell bei der DEKRA als Sachverständiger eine Anstellung. Er verließ uns im September, nahm aber noch an unserer geplanten Verabschiedung teil. Immer wenn ich ihn traf, sagte er mit Gorbatschow: »Verlasst die Armee, wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.«

Auch der Oberoffizier für Finanzökonomie, Kapitänleutnant Frank Kretzschmann, kam zu mir und teilte mir seine Entscheidung mit, das Regiment Ende August zu verlassen. Der studierte Finanzökonom kam erst nach seiner Ausbildung zur Marine. Heute ist er Abteilungsleiter einer nicht kleinen Bank in Rostock. Frank Kretzschmann war bis zu seinem Abschied ein guter Berater in dieser komplizierten Zeit für das Regiment. Er betrieb eine vorausschauende Finanzpolitik und verletzte dabei keine militärischen oder andere Bestimmungen. Auch ihm fiel es schwer, den Truppendienst mehr oder weniger über Nacht zu quittieren.

Seine Verabschiedungsfeier fand im Erholungsgebiet der Volksmarine auf dem Darßer Ort statt. Die Führung des Küstenraketenregiments-18 saß in gewohnter und kameradschaftlicher Runde, aber die Stimmung von früher kam nicht mehr auf. Trotzdem wünschte ich mir an diesem warmen Sommerabend, alle meine Unterstellten so würdevoll wie ihn zu verabschieden. Diesen Wunsch konnte ich ab dem 3. Oktober nicht mehr verwirklichen.

Langsam und stetig setzte sich das Personalkarussell in Bewegung und es drehte sich bis zum Jahresende immer schneller, die Herzlichkeit beim Absprung wurde immer formaler und später gehörte der Abschied zum Alltag. Meist blieb es bei einem kräftigen Händedruck und den Worten: »Bleib gesund, mach's gut.«

Die Parole lautete: Solange wie nötig bleiben, die besten Angebote gründlich prüfen, das Risiko weitestgehend minimieren, aber auch gefühlsmäßig die Gelegenheit beim Schopfe packen und den Sprung wagen; aber nicht allzu lange warten.

Über die mit der personellen Auflösung der Streitkräfte verbundene Änderung der öffentlichen Wertschätzung der Offiziere vor und nach dem 3. Oktober 1990 sprach damals fast niemand in der Öffentlichkeit. Wer wollte denn schon Mitgefühl für eines der Machtinstrumente des SED-Staates zeigen bzw. sich im Interesse der Soldaten positiv und motivierend äußern? Selbst wenn Eppelmann sehr schnell die Tragweite des Gesamtproblems NVA, die letztlich diametral seiner ureigensten Lebensvision gegenüberstand, überblickt und in seinen Auftritten, Reden und bei Gesprächen dies auch ehrlich zum Ausdruck gebracht hätte, waren ihm doch die Hände mehr oder weniger gebunden. Nach der Vereinigung lief sowieso alles nach anderen Gesetzen.

In seinen später erschienenen Büchern bestätigte Eppelmann seine von mir damals empfundene Haltung gegenüber der NVA. Er betrachtete die DDR-Armee als reformfähig; nach seinen Vorstellungen wäre die NVA, zwar sehr stark reduziert, Bestandteil des beigetretenen Deutschlands geblieben.

Erst als viel später die Kalikumpel von Bischofferode mit großem PR-Aufwand ums Überleben kämpften, ihren Betrieb besetzten und in den Hungerstreik traten, erinnerte ich mich an jene für das Küstenraketenregiment genauso bedeutsamen Tage. Und das war noch viele Wochen vor der Vereinigung Deutschlands, als sich die Menschen vor Überfreude förmlich in den Armen lagen und an eine euphorische wirtschaftliche Prognose für Gesamtdeutschland glaubten, und die beiden deutschen Regierungen mit den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges die größten Abrüstungsvorschläge in der Geschichte Europas zu Papier brachten. Gemeint ist, neben dem Abzug der sowjetischen Streitkräfte vom Territorium der DDR, die Abrüstung der NVA.

Ging es damals um die NVA, dann listete man in den Berichten in erster Linie die Massen von Waffen auf und verwies auf die angeblich nicht zu beseitigenden Umweltlasten. Militärische Analytiker und Journalisten suchten in Archiven nach teuflischen Angriffsplänen, sensationellen Waffenprojekten und nach Beweisen für den Waffenhandel mit terroristischen Organisationen. Beweisen wollten sie die allgemeine Kriegsvorbereitung der NVA und des Warschauer Paktes gegenüber der ausschließlich friedenstragenden Bundeswehr und NATO. In diesem geistigen Umfeld interessierte sich weder die DDR-Bevölkerung noch die DDR-Regierung für die Belange, Probleme und Sorgen ihrer Soldaten.

Der letzte Raketenschlag

Am 10. September wurden die Küstenrakentruppen inoffiziell aus dem Bestand der Volksmarine verabschiedet. Veranstalter und Gäste waren wir hauptsächlich selber, aber wir versäumten nicht, alle ehemaligen Kommandeure und Angehörigen des Regiments einzuladen, die große Verdienste beim Aufbau und im Truppenleben erworben hatten – Fregattenkapitän d. R. Kurt Stippkugel, Kapitän zur See Lothar Schmidt, Kapitän zur See Dr. Joachim Dix, Fregattenkapitän Wolfgang Schädlich und natürlich alle Berufssoldaten und Zivilbeschäftigten des Regiments. Es sollte in erster Linie ein Tag für die im KRR-18 längerdienenden Soldaten und Zivilbeschäftigten sein.

In unmittelbarer Nähe des Stammobjektes wollten wir letztmalig einen Raketenschlag mit allen zehn Startrampen zeigen. Obwohl diese Übung nicht wie gewohnt mit einem Gefechtsalarm begann, saß bei den Stammbesatzungen der 1. KRA und den neu ausgebildeten

Berufssoldaten der 2. KRA jeder Handgriff. Die Kolonne stand abmarschbereit. Trotz alledem hatten wir es geschafft, nicht nur die acht Startrampen gefechtsbereit zu halten, sondern auch die zwei neuen Startrampen zusätzlich in den Bestand aufzunehmen, sie mit fachfremden Berufssoldaten zu besetzen und erfolgreich auszubilden.

Ich verabschiedete die Soldaten zur Erfüllung ihrer letzten Aufgabe. Die ungefähr fünfzig Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere bildeten den eisernen Kern des Regiments. Ich belehrte die Jungs kurz und bündig, keinen Unfug zu treiben, vor allem in Zusammenhang mit Alkohol, und verlas den Marschbefehl.

Am frühen Vormittag rollten alle Startrampen über den Bahnübergang in Richtung Rövershagen. Von Bord her wusste ich, wie sich die Raketenschnellboote in einen Dieselnebel einhüllten, wenn sie aus dem Päckchen ablegten, und ein Schiff nach dem anderen zur offenen See strebte. So empfand ich den nicht weniger starken Abgasqualm der noch nicht warmgelaufenen Motoren der Startrampen über der F 105.

Mit einer kurzen Grußerweisung verabschiedete ich diese Kolonne. Alle Angehörigen des Regiments, außer den Diensten und einigen Angestellten der Küche, waren auf dem Truppenübungsplatz. Als ich eintraf, informierten mich Stabschef und Ausbilder über die laufenden Maßnahmen, anschließend planten und präzisierten wir den Ablauf.

Bei der Begrüßung der Gäste fiel mir gleich ein Herr mittleren Alters in einem Trenchcoat auf, den ich zuvor noch nie gesehen hatte. Unter den Zivilisten erkannte ich den ehemaligen Kommandeur Kurt Stippkugel, die fast komplette Mannschaft der Zivilbeschäftigten sowie Mitarbeiter des Armeefilmstudios, die wir über das Kommando Volksmarine gebeten hatten, diese Veranstaltung in Bild und Ton für die Archive der Marine und Armee festzuhalten.

Es dauerte nicht lange und der mir unbekannt Herr kam zu mir und stellte sich als Peter-Michael von Maydell von der »Bild«-Zeitung vor. Durch wen er informiert wurde, hier in einem Noch-Sperrgebiet der NVA mit seinem Fotografen aufzutauchen, bleibt mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel. Ich informierte ihn über die Zukunft der Soldaten und des Regiments und er bat mich um meine schriftlich vorliegende Abschiedsrede. Ich halte nichts von der »Bild«-Zeitung und hatte da meine Zweifel an dem Vorhaben von Herrn von Maydell, über uns zu berichten.

Ich täuschte mich nicht. Am 12. September 1990 erschien in der Ausgabe für Mecklenburg-Vorpommern auf der letzten Seite ein Foto mit der Überschrift »Zapfenstreich für hundert Millionen«. Dann folgten vier Sätze. Wieviel Falschaussagen man in wenigen Zeilen machen kann, habe ich selbst unter der schönfärberischen und zensierten SED-Propaganda nicht erlebt. Doch schon zu dieser Zeit hatten wir gelernt, über so etwas zu lächeln und die Sache zu den Akten zu legen.

»Rostock. Letzter Aufmarsch für Honeckers Lieblingsregiment. Auf dem hermetisch abgeschirmten Panzerschießplatz Wiethagen bei Rostock rollten elf selbstfahrende SS-21-Startrampen auf, präpariert für Nuklear-Sprengköpfe.

Ein Offizier des Raketenküstenregiments-18 der Volksmarine: »Über 100 Millionen sind sie wert. Alles für unsere Freunde, die Sowjets und wir kriegen keinen Pfennig, sind am 30. 9. arbeitslos.« Die Offiziere sind hochqualifizierte Elektronikspezialisten, Diplom-Ingenieure, in der Sowjetunion geschult. Der Kommandeur Fregattenkapitän Goedde: »Wir müssen uns einen Zivilberuf suchen.«

Der Ort Rostock stimmt. Aber wenn Honecker uns überhaupt gekannt haben sollte, seine Lieblingstruppe waren wir gewiss nicht. Und wenn der Übungsplatz, der mit seinen zwei Quadratkilometern niemals ein Panzerschießplatz hätte sein können, hermetisch abgeriegelt gewesen wäre, dann hätte dieser mutige Reporter uneingeladen niemals dort auftauchen können. Statt elf Startrampen waren auch nur zehn da. Nun zum Thema: SS-21-Startrampen und nukleare Sprengköpfe. Es ist möglich, daß auch bei den Styx und deren Nachfolgetypen, die wir im Bestand hatten, solche technischen und einsatzkonzeptionellen Varianten von dem Hersteller erörtert worden waren. Es gab aber nie Gespräche, geschweige Kriegsspiele oder

Übungen in der Volksmarine, die den Einsatz von Massenvernichtungswaffen mittels taktischer Seezielraketen in Betracht zogen. Das NATO-Hauptquartier hätte Kopf gestanden, Wiener Abrüstungsgespräche wären ins Stocken geraten, wenn sie »Bild« geglaubt hätten. Das mit den 100 Millionen könnte fast stimmen und bezieht sich ausschließlich auf den Wert der zehn Startrampen. Es kursierten damals viele Gerüchte, auch dieses, daß die Technik des Küstenraketenregiments an die damalige Sowjetunion zurückgegeben werden sollte.

Und natürlich gab es nicht nur Elektroniker, ein paar andere Spezialisten gab es auch noch. Aber die Richtung stimmte zumindest in diesem Satz.

Die Bildunterschrift war nun völlig falsch: »Sowjetische Kettenfahrzeuge mit ausgefahrenen Raketenrampen bei der letzten Übung.« Unsere Fahrzeuge rollten auf Rädern, und das sah man sogar auf dem Bild.

Doch was passierte nun wirklich auf unserer Abschiedsübung?

Der Stabschef, Fregattenkapitän Brennecke, ließ die Truppe vor den zehn aufgefahrenen Startrampen antreten. Die Gäste bat ich, vor der Truppe Aufstellung zu nehmen, das Armeefilmstudio filmte von allen Seiten.

Als ich die Truppe und unsere Gäste anlässlich unserer letzten Ausbildungsstunde offiziell begrüßte, sah ich bei den meisten Offizieren, Fähnrichen und Unteroffizieren weiße Hemden mit schwarzen Schlipsen. An der linken Brusttasche trugen sie Aufnäher. Fregattenkapitän Domigalle hatte diese vor einigen Wochen sticken lassen. Sie stellten eine goldene Startrampe auf blauem Untergrund dar. Das Zeichen für unsere Waffengattung. Es sah sehr schön aus. Warum hatte man früher auf so etwas nicht mehr geachtet? Ich spürte den Zusammenhalt der Truppe. Alle wollten mit dieser Kleidung ihre Haltung zum Ausdruck bringen.

Mir wurde in diesem Moment klar, daß wir alles abbauen mussten, was diese Truppe und die anwesenden ehemaligen Kommandeure mit viel Schweiß aufgebaut hatten. Dabei sollte ich noch Hoffnung und Optimismus ausstrahlen. Da ich wusste, daß es hier um mehr ging als nur um eine Übungsstunde, hatte ich meine Rede auf einem kleinen Handzettel vorbereitet.

»Meine Damen und Herren! Werte Gäste!

Heute ist ein historisch bedeutsamer Tag für die Volksmarine.

Zum letzten Mal befinden sich die Soldaten des Küstenraketenregiments-18 mit ihrer Technik im Felde. Diese Tatsache stellte bis zum heutigen Tag ein gewohntes Bild im Leben der Küstenraketenruppen der Volksmarine dar, es gehörte zum Leben des Truppenteils.

Das Wichtigste bei allen unseren Aktivitäten waren und sind unsere Menschen. Ob Kommandeur oder Kraftfahrer, Funker oder Koch, alle haben stets ihr Bestes gegeben und haben dazu beigetragen, daß wir bis zur heutigen Zeit ein stabiles, eng zusammengeschweißtes Kampfkollektiv waren und sind.

Die Wende in der DDR, die sich anbahnenden Veränderungen in der gesamten militärpolitischen Situation in Europa und in der Welt sowie der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland mit allen seinen Konsequenzen geben diesem Küstenraketenregiment der Volksmarine keine Chance.

Auch die durch uns praktizierte Loyalität gegenüber Staat und Regierung stellt kein Heilmittel dar.

Ein total neuer Lebensabschnitt tritt besonders für unsere Berufssoldaten und Zivilbeschäftigten ein. Ein abrupter Abbruch, das Herausreißen aus einem mit vielen Entbehrungen lieb gewonnenen militärischen Leben. Das Suchen nach neuen, vorrangig zivilen Arbeitsfeldern bestimmt heute und morgen unser Leben. Trotz des tragikhaften Beigeschmackes unseres Schicksals möchte ich Optimismus verbreiten und besonders Ihnen, liebe Unterstellte, wünschen, daß es Ihnen schnell gelingt, sich durch das neue Leben zu schlagen. Unsere gute fachliche Ausbildung und unsere gute menschliche Erziehung, das relativ junge Alter und unsere Zuversicht für eine bessere Zukunft sind gute Paten, das Quentchen Glück dabei soll nicht vergessen werden.

Liebe Soldaten! Meine Damen und Herren!

Ich, der letzte Regimentskommandeur der Küstenrakentruppen der Volksmarine möchte mich an dieser Stelle beim Chef der Volksmarine für sein Vertrauen in meine Person, für die ständige Unterstützung und das Verständnis, aber auch für seine Bemühungen mit seinem Führungsorgan, uns in eine vereinte Flotte Deutschlands einzubringen, danken.

Den ehemaligen Kommandeuren Fregattenkapitän der Reserve Kurt Stippkugel, Kapitän zur See Lothar Schmidt, Kapitän zur See Dr. Joachim Dix möchte ich danken für die vielen Anstrengungen beim Aufbau dieser Waffengattung, bei der Indienststellung des Truppenteils, bei der Lösung der vielfältigen militärischen Aufgaben im DHS, bei Übungen, Inspektionen und Raketenschießabschnitten. Unser besonderer Dank gilt auch dem ehemaligen Stabschef, Fregattenkapitän Schädlich, der als unser Ehrengast extra aus Berlin zu uns gekommen ist und das praktiziert, worüber ich spreche, den Stolz zur Truppe, die Bindung zu den Menschen.

Tiefe Empfindungen möchte ich auch jenen Angehörigen des Regiments entgegenbringen, die wie Stabsoberfähnrich Lehmann, Stabsoberfähnrich Breitmoser, Korvettenkapitän Herfter, Korvettenkapitän d.R. Eckert, Korvettenkapitän Hösel, Fregattenkapitän Brennecke, Korvettenkapitän Flemming, Korvettenkapitän Herms, Stabsoberfähnrich Neumann, Stabsfähnrich Höne, Stabsobermeister Ecke, Stabsobermeister Lebert, die Zivilbeschäftigten Thomas, Dinse, Reiß, Düwel, Peters, Berger, Alex und Hausschild, die ich hier nur stellvertretend für viele nennen möchte, die von der Pike auf das Bild des Truppenteils geformt und mit vervollkommen haben. Ich möchte mich bedanken bei meinen Stellvertretern und unterstellten Kommandeuren für unsere wirklich echte, kameradschaftliche Zusammenarbeit in dieser komplizierten Zeit. Den Zivilbeschäftigten unseres Regimentes gilt ebenso an dieser Stelle Dank und Anerkennung. Durch ihre Arbeit, deren Palette sich von der medizinischen Betreuung, über das immer schmackhafte Essen bis hin zur Telefonvermittlung erstreckte, wurden erst Voraussetzungen geschaffen, damit ein echtes Funktionieren des Truppenteils möglich wurde. Und besonders der Truppe, die letztendlich die Befehle umgesetzt hat, gilt mein uneingeschränkter Dank. Besonders den Matrosen und Unteroffizieren, die ihre Wehrpflicht und ihren Dienst auf Zeit ableisten, wünsche ich in der vereinten deutschen Flotte viel Erfolg, Gesundheit und Wohlergehen.«

Ich schaute in die Gesichter der Soldaten. Bei vielen schien es mir, daß ihre Gedanken sehr weit weg waren: Was wird aus meinem persönlichen Schicksal? Werde ich den Sprung schaffen? Andere dachten möglicherweise daran, wie beschämend es ist, daß sich keine gesellschaftliche Kraft nach dem Sturz der SED berufen fühlte, sich zu den Soldaten der DDR zu bekennen. Wofür, werden sich einige gefragt haben, habe ich mich einen großen Teil meines Lebens eingesetzt, Entbehrungen auf mich genommen, als es anderen materiell wesentlich besser ergangen ist als mir?

Vor mir standen Soldaten, denen es ganz und gar nicht gleichgültig war, ins Ungewisse zu gehen. Wie ich blickten sie wohl zurück, ließen Erfolge und Niederlagen im Zeitraffer an sich vorüberziehen. Paradox für so manchen: Der Staat, dem sie dienten, lag am Boden, aber sie waren stolz auf das, was sie erreicht hatten. Auch in den Gesichtern der Zivilbeschäftigten las ich Ähnliches.

Hätten wir damals voraussehen können, was uns erwartete, hätte sich die Masse der Soldaten auf der Stelle verabschiedet und wäre gegangen.

Nach meiner kurzen Rede gab der Stabschef den Befehl zum Aufsitzen. Zehn Startrampen, besetzt mit exzellenten Könnern ihres Faches, viele von ihnen im weißen Hemd und Krawatte, rollten in die Startstellung. Taktisch gesehen gibt es so etwas nicht, daß auf so einem beschränkten, kleinen Raum zehn Startrampen einen Raketenangriff durchführen. Aber an diesem Tag übten wir nicht gefechtsnah. Wir wollten uns selbst noch einmal beweisen, daß wir gut waren und daß die Technik zuverlässig war. Es war unser Abschied.

Die Startrampen kamen von ihrem letzten Raketenangriff zurück. Die Tür der ersten Startrampe ging auf, und der erste Kommandeur des Regiments fuhr eine Ehrenrunde auf dem Truppenübungsplatz. Der zweite Kommandeur, Kapitän zur See Schmidt, setzte sich auch ans Steuer.

Kapitän zur See Dix, Fregattenkapitän Schädlich eiferten ihm nach und jagten die Startrampen nicht zimperlich durch die Gegend. Mit dem Fahrschullehrer im Rücken probierten nun einige Frauen und Männer, mit den großen Maschinen durchs Gelände zu preschen. Wenige Monate früher oder später wäre so etwas nicht möglich gewesen. Das Fest begann. In einem 25 Meter langen Zelt, in dem eigentlich mehrere Raketen für den Verschuß unter feldmäßigen Bedingungen vorbereitet wurden, stand nun eine ebenso lange, weißgedeckte Tafel. Der letzte Tagesordnungspunkt sah vor, daß wir die Geschichte des KRR-18 als eine Art Revue passieren lassen wollten. Jeder der ehemaligen Kommandeure sprach und erzählte von den guten und schweren Zeiten seiner Regentschaft.

Danach begannen die Gespräche an der langen Tafel. Einige redeten sich ihre Sorgen von der Seele, andere schwiegen und hörten einfach zu. Alle spürten den inneren Zusammenhalt der Truppe, die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Da alle Redner diesem Thema besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatten, und kein Angehöriger daran zweifelte, daß es in Zukunft nicht mehr so sein werde, erkannten wir eine Tugend, die wir früher zu selbstverständlich fanden, als daß wir darüber geredet hätten. Wir fühlten uns an diesem Abend wahrscheinlich ein letztes Mal in Uniform glücklich.

Zu vorgerückter Stunde, wir hatten schon alle etwas getrunken, kam es zu einem Zwischenfall. Ein Berufsunteroffizier wollte nicht begreifen, weshalb alles umsonst gewesen sein sollte. Er war nicht nur Turbinenspezialist und Elektromechanikermeister, sondern fuhr auch eine mobile Instandsetzungswerkstatt, die er jahrelang gepflegt, gewartet und einsatzbereit gehalten hat. Jetzt nahm er einen Stein und schlug die Scheibe an der Beifahrerseite ein. Tränen und Trauer gab es doch noch bei vielen. Nachdem sich die große Runde aufgelöst hatte, zogen sich die Soldaten in ihre Einheiten zurück. Die meisten zündeten ein kleines Lagerfeuer an.

Am nächsten Morgen rollte die Kolonne aus dem Waldstück der Rostocker Heide auf die Straße Graal-Müritz nach Rövershagen. Ich saß im UAZ-483, einem Geländejeep, und beobachtete wie die Startrampen sich zur Marschformation ordneten. Nach Hinrichshagen, in einer über fast zwei Kilometer langgestreckten Linkskurve, drehte ich mich um, eigentlich eine typische Bewegung eines jeden Kolonnenführers, um zu kontrollieren, ob sich die Kolonne vorschriftsmäßig aufgefädelt hat. Ich sah die Kolonne von zehn Startrampen hinter mir. Hinter mir befand sich auch ein wichtiger Teil meines Lebens. Als ich mich wieder umwandte und meinem Kraftfahrer signalisierte, daß die Marschgeschwindigkeit von 50 Stundenkilometer erreicht war, nahm ich mir vor, ab jetzt nie wieder rückwärts zu blicken, sondern mein Schicksal im Vorwärtsgang herauszufordern.

Das Ende der NVA

Bis zum Tag der Vereinigung am 3. Oktober verblieben noch drei Wochen. Wir richteten unseren Truppenteil »vereinigungswürdig« her, wir entsorgten ihn also.

Ich ging davon aus, daß es Befehle, Durchführungsanordnungen oder sogenannte Vorabempfehlungen gab, die Pannen in der NVA bei der Vereinigung verhindern sollten. Und ich dachte mir, daß sie gemeinsam von östlichen Abrüstern und Erfüllungsgehilfen künftiger Vorgesetzter aus dem Westen ausgearbeitet worden waren.

In manchen Dienststellen, zu denen ich gute Verbindungen unterhielt, lief die Entsorgung von sensibler Technik nach einem selbst für den längerdienenden NVA-Angehörigen nicht auf Antrieb überschaubaren Plan ab.

Das Ministerium Eppelmann hatte im Zusammenhang mit dem vorbereiteten Austritt aus dem Warschauer Pakt eine erste Kategorie sogenannter sensibler Technik festgelegt. Dazu gehörten ausschließlich Spezialnachrichtentechnik und Dokumentationen. Sie wurden eingesammelt und an die sowjetischen Streitkräfte übergeben. Andere Truppenteile übergaben geheimzuhaltende Waffensysteme, Geräte und Verschlusssachen, gemäß eines speziellen Plans, an die Westgruppe oder vernichteten sie in eigener Zuständigkeit. Wir im Küstenraketenregiment übergaben die Geräte 55, moderne Sprachverschlüsselungsgeräte, die wir aus den zwei neuen Startrampen ausbauten, und einige Blöcke, Geräte aus der Nachrichtenzentrale, sowie Verschlusssachen aus der VS-Stelle einem zentralen Abholdienst. Die faktische Entwaffnung der gesamten Armee schritt voran. Abrüstungsminister Eppelmann sprach bewusst von Entsorgung und vom entsorgungstechnischen Management. Das klang ziviler, friedfertiger, ja geradezu ökologisch.

In der Führung der Bundeswehr und bei den mit der Übernahme der NVA beauftragten Stabs- und Fachoffizieren herrschte unbeschreibliche Angst vor dieser Aufgabe. Hätten sich nämlich zu diesem Zeitpunkt die militärische Führung der NVA sowie einige Verbandschefs und Truppenkommandeure der NVA geweigert, sich entwaffnen zu lassen, zumindest bis zur einvernehmlichen Klärung aller sozialen Fragen der Zukunft der Berufssoldaten, wäre der Termin der Vereinigung am 3. Oktober 1990 ins Wanken geraten. Um es im seemännischen Jargon zu sagen: Der Hintern ging den westlichen Auflösern auf Grundeis.

Der Westen bewältigte die Auflösung der NVA sehr pragmatisch: Trenne einfach die Munition von den Kanonen und konzentriere das Sensiblere von beiden in wenige, sichere, falls notwendig von außen zu schützende Objekte.

Flankenschutz gab es in dieser Zeit vom MfAV. Es praktizierte eine Salamischeiben-Taktik, saß Entscheidungen gnadenlos aus und faselte beständig von Loyalität. Diese ideologisch geschnürte Packung führte zur aktiven Selbstaufgabe einer Armee, die in der Geschichte ihresgleichen sucht. Andere Armeen hätten ihre Waffen in Stellung gebracht oder geputscht.

Das Prinzip der Trennung von Waffen und Munition ließ sich verständlicherweise nicht hundertprozentig durchsetzen, denn es ging um mehrere hunderttausend Tonnen Munition. Doch diese Aktion senkte das Restrisiko. Die Armee und Flotte konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte, nicht mehr durch ultimative Forderungen den Termin der Vereinigung gefährden.

Für die Weiterverwendung, Aussonderung, den Verkauf oder die Verschrottung konnte man sich nun Zeit lassen, denn es bestand keine akute Gefahr mehr. Inzwischen waren ja auch die Soldaten weg, die diese Waffen hätten einsetzen können.

Das Zeitfenster, um die NVA erfolgreich zu entwaffnen und Deutschland zu vereinigen (Juli/August 1990) war sehr klein. Die Aktivitäten fanden genau während drei Wochen Ende September 1990 statt. Zu keinem anderen Zeitpunkt wäre dieser Operationsplan aufgegangen. Wären die Befehle zur Auflösung der NVA und damit zur Entlassung der Soldaten früher erteilt worden, hätten sie die angekündigte Absicht zum Erhalt eines eigenständigen Territorialheeres in Ostdeutschland als Farce enttarnt.

Die Selbstentwaffnung

Vom Raketen- und Waffentechnischen Dienst des Kommandos der Volksmarine erhielten wir den Befehl, die gesamte Munition des Küstenraketenregiments zur RTTB-18 und in das Munitionslager-18 (ML-18) zur Einlagerung zu transportieren. Von diesem Tag an rollten die Transportfahrzeuge, vornehmlich die gewaltigen Kraz-255 B, Tatra-813, aber auch die W-50 und andere Kfz in kleineren und größeren Kolonnen in Richtung Hanshagen bei Greifswald und nach Seltz bei Altentreptow.

Sie transportierten die Gefechtsteile der Raketen P-21 und P-22. Jedes wog 376 Kilogramm und enthielt fast 300 Kilogramm TGAG-5. Das ist ein hochwirksames Sprengstoffgemisch

aus Trotyl, Hexagen und Aluminium. Keine Seezielrakete der NATO kann man diesbezüglich mit der Sprengwirkung und der Sprengstoffmasse vergleichen. Eine »Exocet 38 MM« bringt gerade 160 Kilogramm auf die Flugbahn, eine »Harpoon« schon 230 Kilogramm.

Zu den wichtigen Gefechtsteilen, die wir abtransportierten, gehörten auch elektrische und mechanische Zünder, die den Initialsprengstoff enthielten. Hunderte von Pyroladungen, die beim Start und während des Fluges der Rakete unterschiedliche Funktionen auslösen, gingen auf die Reise. Nicht zu unterschätzen sind die Pulverstangen für das Starttriebwerk »SPRD 192«. Neudeutsch könnte man sie als Booster bezeichnen. In jedem Triebwerk saßen sieben lange Pulverstangen. Vor dem Abtransport mussten sie ausgebaut werden. Die Raketentechnische Kompanie hatte alle Hände voll zu tun, die 64 Raketen des 1. Kampfsatzes, die in den Bereitschaftsstufen I und II lagerten, zu entmunitionieren.

Bei dieser einmaligen umfangreichen Abrüstungsaktion durfte keine Übertragungsladung mit 750 Gramm Schwarzpulver verschwinden. Meine Unterstellten enttäuschten mich nicht. Gewohnt, mit Munition vorschriftsmäßig umzugehen, ergab sich keine Differenz in den Beständen.

Neben der Hauptmasse an Raketensprengstoff lagerte im KRR-18 nicht wenig herkömmliche Munition. Beispielsweise sieben Kampfsätze 23 mm-Munition für die Flak Zu-23. Diese befand sich in einem Bunker. Zirka sechs bis sieben LKW transportierten sie ab. Hinzu kamen noch der gesamte Truppenvorrat und Teile des Operativen Vorrats an Schützenwaffenmunition für Maschinenpistolen und Pistolen. Diese Munition füllte allein einen ganzen Bunker von 400 Quadratmetern. Außerdem besaßen wir noch reaktive panzerbrechende Waffen, die RPG-7, besser als Panzerfaust bekannt. Davon führten wir über 120 Stück ab. Auch Handgranaten, Leucht- und Signalmunition sowie Übungsmunition verluden wir. Nicht zu vergessen die Pioniermunition, also Zündschnüre, Plastiksprengstoff und Zündkapseln sowie tragbare »Strela-Fla-Raketen«.

Unser Regiment war munitionsseitig entsorgt. Übrig blieben 120 Stück Neun-Millimeter-Pistolenmunition. Diese befanden sich in den Magazinen und im Steckbrett der Objektwache. Einerseits fühlten wir uns erleichtert, alle Bestände an Munition ohne Differenzen abgeführt zu haben, andererseits hatten wir das Gefühl, als Soldaten nichts mehr wert zu sein. Ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, entwaffneten wir uns selbst. Erst viele Jahre später begriff ich, welche unvorstellbare Verantwortung wir insbesondere gegenüber den Wehrpflichtigen, den Bürgern im Lande und auch der Umwelt bezüglich der Sicherheit beim Umgang, bei der Aufbewahrung und Lagerung sowie beim Transport von Munition, flüssigen Raketentreibstoffen und radioaktiven Stoffen hatten. Mit dem Erkennen der Tragweite meiner Verantwortung entwickelte sich bei mir auch Stolz, daß kein Unterstellter und auch kein waffeneinsetzender Kommandant eines Schnellbootes oder einer Startrampe in den vielen Jahren meiner Tätigkeit im Raketen- und Waffentechnischen Dienst zu Schaden gekommen war. Und so wie ich dachten viele Vorgesetzte.

Sicherheit ohne Hochspannung

Sicherheit bei der Lagerung von Munition stand in der NVA an vorderster Stelle. Alle Bereiche in Dienststellen der NVA, in denen vorwiegend Munition, Raketen, flüssige Raketentreibstoffkomponenten, radioaktive oder andere Kampfstoffe lagerten, wurden durch eine Hochspannungsanlage (HSA) geschützt. Diese Anlagen waren im Sinne der Technischen Überwachungsordnung der NVA überwachungspflichtig. Sie durften nur durch zugelassene Betriebe projektiert, errichtet und von der Technischen Überwachung der NVA, dem armeeigenen TÜV, inspiziert und kontrolliert werden. Zugelassene Inspektoren bildeten das Wachpersonal aus. Erst nach abgelegter HSA-Berechtigungsprüfung durfte ein Soldat die Anlage bedienen. Immerhin betrug die Spannung zwischen stromführendem Leiter und Erde 20 Kilovolt.

Die meisten Dienststellen der NVA, die über eine HSA verfügten, waren in einen Unterbringungs- oder Wirtschaftsbereich und in eine Technische Zone oder Gefechtspark getrennt. Zwischen diesen beiden Zonen, im NVA-Sprachgebrauch hießen sie Wohnzone und Technische Zone (Gefechtspark), lagen oft mehrere hundert Meter. Die Technische Zone, von der HSA eingezäunt, konnte sich auch unmittelbar an die Wohnzone anschließen. Kleinere militärische Objekte wie die damalige Raketen-Torpedotechnische Basis in Hanshagen umgab komplett eine HSA.

Die Errichtung und der Einsatz von Hochspannungsanlagen hingen von Größe, Zweckbestimmung und örtlichen Gegebenheiten ab. Auch wichtige Führungspunkte und Schutzbauten umschloss in der Regel eine HSA. Diese Anlagen galten als sicherer Schutz gegen das unbefugte und rechtswidrige Eindringen in besondere Sicherungsräume. Sie gehörten zum Sicherheitsverständnis der Armeeingehörigen und der Zivilbeschäftigten der NVA. Keiner fand Anstoß an der Zweckmäßigkeit und an der Vernichtungswirkung dieser Anlagen. Ich persönlich kannte viele Dienststellen in der NVA mit einer HSA. Diese Schutzanlage wirkte vernichtend und abschreckend.

Die Abschreckung verblasste in der Regel für alle längerdienenden Soldaten, sie gewöhnten sich einfach daran. Die todbringende Wirkung für alle, die ihr zu nah kamen, blieb aber erhalten. Mit der Übernahme der NVA durch die Bundeswehr änderte sich die Auffassung über diese Anlagen. Sie wurden im wahrsten Sinne des Wortes verteufelt, teilweise zum Symbol der verbrecherischen und inhumanen Sicherheitspolitik der NVA erhoben.

In einigen Gesprächen mit Bundeswehroffizieren gewann ich den Eindruck, als ob all diese Anlagen wie heimtückische und tödliche Fallen auf all diejenigen warteten, die ahnungslos im Wald spazieren gehen.

Es ist wahr, daß die Hochspannungsanlagen Objekte schützten, die meist entfernt von Siedlungsgebieten, in Waldstücken lagen. Natürlich gab es keine HSA inmitten einer Großstadt. Die Waldstücke kennzeichneten Mitarbeiter vom Militärforst so als Sperrgebiet, daß man diese erste Warnung nicht übersehen konnte. Ging jemand trotz dieses Hinweises weiter in Richtung des betreffenden Objektes, so traf er erst einmal auf einen zwei Meter hohen Maschendrahtzaun, der wenige Meter vor einer Betonmauer stand. Am Drahtzaun befand sich wiederum ein Warnschild, das auf die HSA hinter der Betonmauer hinwies. An manchem Objekt fehlte die Betonmauer. Das Raketenlager der 6. Flottille auf dem Bug befand sich beispielsweise in einem militärisch gesicherten Objekt, deshalb fehlt dort dieser Betonzaun. Auch das Munitionslager der 6. Flottille hatte nicht durchgängig diesen Betonzaun. Alle Angehörigen der Flottille wurden aber belehrt, daß sie in diesem Bereich unbefugt nichts zu suchen hatten. Kurzum, niemand wurde bei einem Waldspaziergang gefährdet.

Menschen, die versuchten, Handgranaten, Waffen und Munition zu stehlen, gingen bewusst ein tödliches Risiko ein. Ich wünschte mir, daß um jedes Waffen- und Munitionslager, um jede Sprengstoff- oder Munitionsfabrik in der ganzen Welt eine HSA stehen würde.

Aber auch eine HSA ist kein Allheilmittel, sie schreckt im ersten Moment ab. Im Berührungsfall signalisiert sie den Kontakt und erzielt auch dann tödliche Verletzungen, wenn der Betroffene lediglich in die Nähe der stromführenden Drähte kommt. In meiner ganzen Dienstzeit ist mir aber kein Fall bekannt, daß Menschen an einer HSA versehentlich zu Tode gekommen sind.

Nach bundesrepublikanischer Rechtsauffassung mussten alle HSA rigoros abgeschaltet werden. Das war natürlich in allererster Linie ein Politikum. Munition und andere gefährliche Güter lagerten in den Konzentrierungsräumen, also in den Munitionslagern oder Basen. In diesen Tagen standen genügend Kräfte zum Schutz und zur Sicherung zur Verfügung. Selbst Offiziere gingen zum Wachdienst, um Veruntreuung und Diebstahl von Munition zu verhindern.

Die sicherheitspolitische Lage war in diesen Tagen, im Gegensatz zu den Vormonaten, entspannt. Die DDR-Regierung hatte mit großen Teilen der Bevölkerung im Vereinigungsrausch den Boden unter den Füßen verloren und die NVA war entwaffnet. Einen günstigeren Zeitpunkt der Außerbetriebnahme der HSA gab es nicht. Die Rechnung ging auch hier auf. Nebenbei konnte man sich auch noch als Saubermann darstellen, der sich von solchen tückischen Tötungsanlagen betont distanzierte.

Im KRR-18 schaltete nun der Errichter der HSA, das Pionierbauregiment-2 aus Bernau, die Hochspannungstransformatoren ab und klemmte dafür ein System an, das bei Berührung nur ein Signal erzeugte. Dieses Sicherungssystem mit unterschiedlichen Sensoren und Videoüberwachung hatte es auch bei den bewaffneten Organen der DDR gegeben. Es entsprach den Prinzipien westlicher Militärs.

Die Hochspannung wurde Ende September abgeschaltet, die Munition war zu diesem Zeitpunkt schon abtransportiert, aber noch lagerten zirka 180 Tonnen flüssiger Raketentreibstoff in dem Areal, das früher durch die HSA geschützt wurde. Die zwei Komponenten des Raketentreibstoffs, der Oxydator und der Brennstoff, waren, um die Gefährlichkeit zu beschreiben, Munition und HSA in einem. Die maximale Arbeitsplatzkonzentration von Melange und Samin beträgt 5 ml je Kubikmeter. Das ist ungefähr ein Fingerhut voll, bezogen auf jeden Raumkubikmeter. Ist zum Beispiel ein Laborraum sechzig Kubikmeter groß, so dürfte nicht einmal ein Laborglas mit einem halben Liter des Treibstoffes offen stehen. Die Gefährlichkeit dieser Treibstoffkomponenten potenziert sich, wenn sie miteinander in Kontakt kommen. Sie entzündeten sich unter Freigabe von großer Energie.

Ich kenne mich mit diesen Stoffen sehr gut aus, denn ein halbes Jahr nahm ich an einem entsprechenden Qualifizierungskurs in Uljanowsk in der Sowjetunion teil.

Um das Thema Zaun abzuschließen, etwas Privates und etwas Zauniges. Als die Anlagen an der ehemaligen Westgrenze abgebaut wurden, wollten wir mit den Streckmetallfeldern die marode Umzäunung um die Wohn- und Wirtschaftszone des Küstenraketenregiments sanieren. Das kostete kein Geld. Auf dem Dienstweg besorgten wir das Material und schafften es während der Fahrschulenausbildung von Tarnewitz nach Schwarzenpfost. Nachdem das Schicksal des Küstenraketenregiments besiegelt war, erwies sich das gesamte Streckmaterial als überflüssig. Ich ließ also von den Hunderten von der Westgrenze herantransportierten Streckmetallstreifen 20 bis 30 Stück auf einen Kraz laden und fuhr das gekaufte Material zu meinem Wochenendgrundstück nach Marlow. Ich errichtete einen nur einen Meter hohen »antifaschistischen Schutzwall« um meinen Garten im Marlower Siedlerverein »Alte Burg«. Dieser Zaun wird vielleicht nicht gerade hundert, bestimmt aber zwanzig Jahre stehen. Das Kuriose dabei, den Gartennachbarn und Anwohnern aus Marlow gefiel dieser Zaun. Mit den Resten umgrenzten vier Nachbarn ihre Gärten wie eine kleine DDR.

Wir starteten die nächste Entsorgungsaktion. Jetzt war die mobile Auftank- und Transportanlage (ATA) für die flüssigen Raketentreibstoffe dran. Die Spezialaufbauten befanden sich auf handelsüblichen, natürlich sowjetischen Fahrzeugen wie Ural-325 D, Kraz-255 B und Sil-131 M. Mit diesen Mitteln und Kräften sollten bei Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, gemäß dem Plan der Überführung des KRR-18 vom Friedens- in den Kriegszustand, die Raketen mit den Treibstoffkomponenten Melange-20k und Samin (TG-02) betankt werden. Im Normalzustand standen die ATA, genauso wie die Raketen, enttankt, neutralisiert bzw. gereinigt und abgestellt in der Technischen Zone.

Mir sind die Zusammenhänge unklar, weshalb gerade die ATA so schnell abgebaut werden musste. Aus meiner Sicht gab es keine plausiblen Erklärungen. Eins wusste ich, daß diese Spezialtechnik unheimlich teuer in der Anschaffung war. Denn bei der Komponente Melange-20k handelte es sich um ein Salpetersäuregemisch. Es ist nicht nur sehr toxisch, sondern auch stark ätzend. Die gesamten Materialien des Spezialaufbaus bestanden deshalb aus Chrom-,

Nickel- und Vanadiumlegierungen, handelsüblich unter dem Begriff V2A bekannt. Die Vorbereitungen zum Abtransport nahmen einige Tage in Anspruch. Selbst unter diesen Umständen erfassten wir vorschriftsmäßig die Belege mit Fahrgestell-, Motor- und Aufbauummern. So setzten sich nach ein paar Tagen der Vorbereitung die Kolonnen der ATA tagein, tagaus in Richtung Demen in Marsch. Denn im Regiment befand sich nicht nur die Technik für zwei tatsächlich vorhandene Küstenraketenabteilungen, sondern auch die gesamte ATA der 3. KRA, die personell noch nicht aufgestellt war, aber konserviert im Bereich der Tankzone stand. Sicherlich wäre sie zur Aufstellung gekommen, wenn die kleinen Raketenschnellboote vom Typ 205 (OSA-1) endgültig ausgemustert worden wären.

In Demen lagerten wir die gesamte Spezialtanktechnik in der dortigen Raketenbrigade-5 ein. Später erfuhr ich, daß große Teile der ATA der NVA bei Brest auf einer riesigen Abstellfläche vergammeln.

Mit dem Abtransport der ATA passierte das letzte besondere meldepflichtige Vorkommnis, ein Verkehrsunfall. Ein Ural-375D fuhr in Demen auf das vor ihm stehende Fahrzeug auf. Ein Werkstattwagen des KRR fuhr mit den fähigsten Spezialisten, mit Fregattenkapitän Galda nach Demen, um die Blechschäden zu beheben. Das war Galdas letzter Einsatz in seiner langjährigen Dienstzeit bei den Landstreitkräften und der Volksmarine. Schweren Herzens trennte er sich vom Küstenraketenregiment. Die DEKRA hatte schon seine Fähigkeiten als Kfz-Ingenieur und Sachverständiger erkannt.

In der Folgezeit verluden wir noch sechs mobile 23-mm-Flakgeschütze. Diese hatten wir erst vor reichlich einem Jahr erhalten. Heute ging alles wieder retour. Dann bewegte sich eigentlich nichts mehr. Das änderte sich erst mit dem Golfkrieg.

Personalentscheidungen im Chaos

Es begann ein Abrüstungsprozess spezieller Art, der weitaus schwieriger war, als eine Technikeinheit von A nach B zu bringen. Schon vor der Vereinigung begann unter der Führung von Eppelmann und Hoffmann die personelle Ausdünnung. Am 10. August 1990 wurde auf einer außerordentlichen Kommandeurstagung im Kommando Volksmarine mitgeteilt, daß die NVA personell zu reduzieren sei. Mit sofortiger Wirkung löste sich der gerade gegründete Bereich der staatsbürgerlichen Bildung auf.

Auf dieser Kommandeursberatung teilte der Chef der Volksmarine weiter mit, daß gemäß Befehl Nr. 26/90 des Ministers, alle ehemaligen Politoffiziere und die Mitarbeiter für staatsbürgerliche Arbeit zu entlassen seien. Mit großer Wahrscheinlichkeit übernahm die Bundeswehr keine Politoffiziere und diese würden dann nach der Vereinigung mehr oder weniger in Unehren entlassen, d.h. gefeuert.

Im Nachhinein erwiesen sich die Aussagen als falsch. Es bestand kein Zwang, auch nur einen Politoffizier oder Offizier für staatsbürgerliche Arbeit zu entlassen. Der zu diesem Zeitpunkt propagierte Rausschmiss für diese spezielle Verwendungsgruppe hätte ohne weiteres auch im Rahmen der Entlassung aller NVA- Angehörigen umgesetzt werden können. Ich kann mich nicht erinnern, den Befehl Nr. 26 in Händen gehalten zu haben. Das einzige, was ich fand, war ein Brief des Chefs der Nationalen Volksarmee und ein sechsseitiges Papier mit den Erläuterungen zur Beratung am 10. August. Darin wurde die Entlassung empfohlen. Den Inhalt erläuterte ich den Angehörigen meines Truppenteils.

Damals herrschte eine chaotische Informationssituation. In Extremfällen ging an den Fernschreibgeräten das Papier aus, weil das MfAV die Änderungen zur 010/0/003-Innendienstvorschrift laufende Meter durchtickerte, in anderen Fällen erreichte mancher Befehl diesen oder jenen Truppenteil überhaupt nicht. Einige Festlegungen des MfAV erfuhren wir lediglich aus der Tageszeitung.

Autoritätsgläubig entließen wir auf dieser Basis Leute, deren aktuelle Rechtsstellung im Grunde genommen nicht antastbar war. Als im Nachhinein das Ministerium auf die

katastrophalen Folgen reagierte, waren die Bauernopfer schon gebracht. Der Kampf um die nackte Existenz fand in einem Nebel aus nichteindeutigen Informationen, aus Hast und aus eigener Interpretation statt. Oft fragten wir uns, ob dahinter System oder Dummheit steckte – wahrscheinlich beides.

Wir waren gewohnt, Befehle auszuführen. Nach der Bekanntgabe durch den Chef der Volksmarine überlegte ich mir, wie ich es den betroffenen Unterstellten mitteilen sollte. Für mich war klar, daß mir und allen anderen Kommandeuren, Chefs und Leitern befohlen wurde, die Politoffiziere und die Mitarbeiter für staatsbürgerliche Arbeit in ihrem ureigensten Interesse zu entlassen. Ich teilte schon am nächsten Tag jedem betroffenen Offizier die ungeschminkte Wahrheit mit.

So erklärte ich vier gestandenen Soldaten, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, die NVA bis zum 30. September zu verlassen. Bis zu diesem Zeitpunkt war nicht klar, ob nach Auflösung der NVA, also nach dem 3. Oktober 1990, eine Abfindung überhaupt gezahlt würde und ob dann dies auch für Politoffiziere zuträfe.

Die Korvettenkapitäne Herrmann, Barten und Just, ehemalige Politoffiziere, saßen nun vor mir. Hermann war ein robuster Typ, der alles beim Namen nannte und manchmal mit dem Kopf durch die Wand wollte. Wo etwas bewegt werden sollte, setzte ich ihn ein. Er fühlte sich bei der Truppe in der vordersten Reihe am wohlsten.

Peter Barten, ein sehr ausgeglichener und ruhiger Typ, erfüllte fleißig und ohne großes Aufsehen die an ihn gestellten Aufgaben.

Korvettenkapitän Just kam erst im Januar 1990 aus dem in Hinrichshagen benachbarten Grenzbataillon in die Volksmarine.

Korvettenkapitän Löffler fuhr früher als Kommandant eines Schnellbootes. Er wurde mir als geeigneter Offizier vorgeschlagen, als es galt, die Arbeitsgruppe Staatsbürgerliche Arbeit aufzubauen.

Langediente, erfahrene Einheitskommandeure und Truppenoffiziere in Dienststellungen einzusetzen, die vor Jahren ausschließlich Politikadern vorbehalten waren, erwies sich als ein richtiger, aber viel zu spät gefasster Entschluss.

Jeder der vor mir sitzenden Offiziere trug sein Schicksal mit Fassung, auch der schnell aufbrausende Hermann blieb ruhig. Ich entließ mit ihnen die ersten Weggefährten ins Nichts.

Später, als sich die Sachverhalte klärten und sich herausstellte, daß einiges doch nicht so ablief wie gedacht, waren die Offiziere schon entlassen. Im Grunde genommen entledigte sich die Bundeswehrführung schon im Vorfeld auf diese Art und Weise der für sie höchst anrühigen Politikader der NVA. Die Herren werden sich gesagt haben: Das ist ein Problem, dessen wir nicht Herr werden, lasst doch die NVA bis zur Übernahme dieses in eigener Zuständigkeit klären. Mit Politoffizieren des SED-Regimes werden wir weder sprechen noch verhandeln. Deshalb empfehlen wir... Das notwendige Durcheinander bei der Durchsetzung eines Entlassungsbefehls organisiert schon das Abrüsterministerium ohne unsere Hilfestellung. Sind diese Gedanken abwegig? Erhärtet wird die Vermutung auch durch andere Tatsachen wie zum Beispiel den Befehl Nr. 28/90. Er betraf nicht das Küstenraketenregiment, denn er regelte die Entlassung von Berufssoldaten mit einem Lebensalter ab 55 Jahren in die befristete erweiterte Versorgung, d.h. in den Ruhestand. Tatsächlich saßen in vielen Führungspositionen zu alte Offiziere. Befähigte jüngere Kader bekamen dadurch selten eine Chance. Wie gezielt man diese Personalsituation und die zum Teil berechtigte Argumentation nutzte und dazu das Gerücht einstreute, das beträfe auch Berufssoldaten ab 50 Jahren, war schon bestechend. Es gab sogar das Gerücht, Berufssoldaten, die mit Frauen sowjetischer Herkunft verheiratet sind, seien zum 30. September zu entlassen.

Kein einziger Befehl wurde von oben so »durchgestellt«, wie es in der NVA üblich war. Chaos, Gerüchte und Diskriminierung beförderten einen gewollten Selbsterlegungsprozess der NVA.

Jeder Tag bot etwas Unerwartetes und Sensationelles. Nie gab es etwas Positives, für uns Erlösendes oder Klärendes. Oft begann ich an mir selbst zu zweifeln. Heute sage ich mir: Ich hätte es darauf ankommen lassen müssen, aufrecht und ehrlich zu provozieren. Jeden Politoffizier hätte ich irgendwo auf einer Planstelle einer Küstenraketenabteilung oder in den Rückwärtigen Diensten »verschwinden« lassen können. Ex-Politoffizier Herrmann hätte dann mit den bald eintreffenden Angehörigen der Unterstützungsgruppe angeregt über die Tagespolitik diskutieren können. Aber gerade das wollte die Bundeswehr ja verhindern. Trotzdem verspüren noch heute alle ehemaligen Offiziere, die durch den Befehl 26 entlassen wurden, eine gewisse Genugtuung. In der DDR traten sie in die Streitkräfte ein und in Ehren wurden sie auch in der DDR entlassen.

Der personelle Kahlschlag, der nach dem 3. Oktober einsetzte, glich mehr einer Diskriminierung einer ganzen Berufsgruppe in der neuen Bundesrepublik. Der letzte Enthauptungsschlag traf die Generalität und Admiralität. Kein Admiral, kein General der NVA blieb nach dem 3. Oktober auf seinem Posten.

Um die Brisanz des Themas zu verdeutlichen, versetze ich mich jetzt in die Funktion eines zukünftigen Drei-Sterne-Generals West, bevor dieser den Rest der NVA übernahm: Was haben wir vor dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland in den Streitkräften der DDR erreicht?

1. Die teilweise oder vollständige Entwaffnung wichtiger Truppenteile und Verbände der NVA durch Trennung der Munition und Raketen von den Einsatzmitteln mit anschließender Konzentrierung in gesicherten Räumen.

2. Der politische Gegner in Form von Politoffizieren und Politorganen ist handlungsunfähig und größtenteils entlassen.

3. Der militärische Forschungs- und Lehrkörper ist, wenn nicht entlassen, schachmatt gesetzt, die Ausbildung eingestellt.

4. Der Grad der Selbstzerfleischung innerhalb der NVA und der von vorgesetzter Stelle nicht dementierte Glaube vieler NVA-Offiziere an gemeinsame deutsche Streitkräfte schufen günstige Bedingungen für weitere Abbauaktivitäten nach dem 3. Oktober.

5. Es bewährte sich die Strategie, Generäle und Admiräle bis zuletzt auszuhalten. Es entstand kein Führungsvakuum vor der Übernahme.

6. Die mittelfristig praktizierte Salamischeibentaktik funktionierte bis zum 3. Oktober 1990 hervorragend. Die Entwaffnung und Paralyse der NVA, als Abrüstung dargestellt, wäre sonst auf einmal nie möglich gewesen, ohne einen offenen Militärputsch zu provozieren.

7. Nach der Übernahme der Befehlsgewalt sind Nägel mit Köpfen zu machen.

8. Das Restrisiko verringerte sich durch die Maßnahmepunkte 1 bis 6 soweit, daß eine Übernahme der NVA problemlos erfolgen konnte.

9. Es gibt keinen anderen Bereich in der untergehenden DDR, in dem vorab in einer unvorstellbar kurzen Zeitspanne auch nur annähernd solche Ergebnisse schon in der Vorbereitungsphase erreicht wurden.

10. Der zweite Staatsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR schuf die rechtlichen Voraussetzungen, nach dem 3. Oktober mit allen möglichen Mitteln die NVA endgültig zu beseitigen.

Die Realisierung dieser zehn Punkte lief ab wie in einem Stummfilm. Wir waren Zuschauer und Akteure zugleich. Wolltest du etwas sagen, keiner verstand dich. Du konntest weinen oder lachen, keiner hörte es. Man konnte einfach dagegen nichts machen, außer, man verließ einfach das Theater. Man brauchte nicht einmal Mut dazu. Es gab keinen, der einen daran hinderte oder versuchte, zum Bleiben zu überreden. Hatte man sich aber zum Gehen entschieden, dann stand man einsam auf der Straße.

Minister ohne Vertrauen

Das Ende der NVA war gekommen. Es herrschte in allen Teilstreitkräften eine bittere Enttäuschung. Alle Angehörigen der NVA fühlten sich in diesem kurzen Zeitraum gleich zweimal verraten. Das erste Mal durch Honecker und das zweite Mal durch Eppelmann. Das Ministerium für Abrüstung und Verteidigung zeigte sich mit seinem ureigensten Anliegen überfordert und nicht in der Lage, die unterstellten Organe, Truppen und Einrichtungen zu führen. Es bestand akuter Handlungs- und Klärungsbedarf. Alle wussten aber, daß nicht mehr gehandelt wird. Denn es gab nichts mehr zu entscheiden.

Um der Truppe die gesamte Lage wenigstens zu erklären, möglicherweise diesen oder jenen Sachverhalt richtig darzustellen oder zu korrigieren, rief am 12. September der Minister alle Kommandeure ins Tagungszentrum nach Strausberg. Die Stimmung war mehr als gereizt. Schwerpunktmäßig sollten die Festlegungen zum Einigungsvertrag und deren Bedeutung für die NVA dargelegt und erläutert werden. Genaues darüber wusste keiner. Wer die »Frankfurter Allgemeine« vom 29. August gelesen hatte, war schon etwas informiert.

Eventuelle Erwartungen erfüllten sich nicht. Antworten auf konkrete Fragen zur Zukunft der NVA, zur Reduzierung der NVA, zu sozialen Problemen gab es nicht. Der Chef der NVA, Admiral Theodor Hoffmann, versuchte zwar einiges zu klären, aber wir, die aufmerksamen Zuhörer merkten, daß er für uns nichts mehr tun konnte. So nahm er diese letzte Kommandeurstagung zum Anlass, sich bei allen anwesenden Kommandeuren zu bedanken und sich zu verabschieden.

Es war für ihn nicht leicht, und die Kommandeure dankten ihm für seine ehrlichen und kameradschaftlichen Abschiedsworte mit einem langen und herzlichen Beifall wie ihn keiner der ranghöchsten Militärs der DDR je erhalten hatte.

Anschließend versuchte Minister Eppelmann das Ruder herumzureißen. Auch er konnte überzeugen, die eingeladenen Kommandeure hörten diszipliniert zu, aber die allgemeine Unzufriedenheit spürte man in jedem Gesichtsausdruck. Den Vertrauensverlust, den der Minister binnen eines halben Jahres einstecken musste, konnte er jetzt nicht mehr wettmachen. Nach seinem ersten Auftritt am 2. Mai bis Ende Juli 1990 vertrauten ihm fast ausnahmslos alle Kommandeure. Er war zwar Pfarrer und nicht Gott, dennoch erschien er uns als ein Hoffnungsträger, der versuchte, die gesellschaftliche Stellung der Soldaten in der DDR in seiner Funktion als Minister zu erkennen, sein persönliches Schicksal als Wehrdienstverweigerer mit seiner neuen Funktion in Einklang zu bringen und uns letztlich fühlen ließ, daß die Soldaten der DDR genauso Menschen sind, die ihre Pflicht erfüllten wie der Bauer auf dem Lande, der Schlosser in der Werft und die Verkäuferin hinter dem Ladentisch.

Ich habe sein Buch »*Fremd im eigenen Haus*« sehr aufmerksam gelesen und versucht, mich in seine Person zu versetzen. Er verfügte mit seinem Mandat über das moralische Recht, uns sofort nach Hause zu schicken. Warum hat er sich für einen anderen Weg entschieden? Oder war das alles nur Täuschung? Im Grunde scheiterte er nicht an sich selbst, sondern vermochte, wie der Zauberlehrling, die Kräfte, die er rief, nicht mehr zu beherrschen.

Eine kleine Episode aus dem Tagungszentrum soll die nicht zu unterschätzende Dramatik jener Tage verdeutlichen. In der Diskussion meldete sich der Kommandeur eines Pionierregiments. Der Mann mit einer riesigen Statur polterte mit einer tiefen Stimme los: »Herr Minister, meine Soldaten und ich haben hauptsächlich das militärische Handwerk gelernt, zu unseren Aufgaben gehört es, Sprengladungen herzustellen und zu zünden. Was sollen wir machen, wenn wir von heute auf morgen auf der Straße sitzen?« Er bekam keine wirkliche Antwort. Sichtlich enttäuscht fuhren die Kommandeure in ihre Standorte zurück. Jetzt gab es nur noch eine Frage: aussteigen oder weitermachen? Wenige Tage vor der Vereinigung teilte ich dem gesamten Personalbestand mit, daß ich mich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe, Kommandeur des Küstenraketenregiments-18 auch nach dem 3. Oktober 1990 zu bleiben. Das war ein Sprung ins kalte Wasser, denn zu diesem Zeitpunkt

kannte ich die neuen Arbeitsbedingungen nicht vollständig, konnte nicht genau einschätzen, welche Schlussfolgerungen meine Unterstellten gezogen hätten, wenn ich den Dienst zum 3. Oktober quitiert hätte. Sie folgten mir. Und ich glaube, sie taten es nicht deshalb, weil ich sie dazu animierte, sondern weil sie nicht anders dachten als ich. Ich konnte also mit meiner Meinung nicht falsch liegen. Wer aber eine bessere Alternative sah, dem riet ich zu gehen. Jeder musste dies mit sich selbst ausmachen.

Anschluss mit Degradierung

Die letzten Tage des Septembers vergingen merklich schnell. Obwohl jeder im Küstenraketenregiment den sich ausbreitenden Stillstand empfand, erfüllten wir in diesen Tagen ein umfangreiches Arbeitspensum.

Das Regiment verfügte zu diesem Zeitpunkt noch über 38 Prozent der Sollstärke des gültigen Stellen- und Ausrüstungsnachweises, kurz STAN-85 genannt. Grundwehrdienstleistende kamen nicht mehr ins KRR-18. Es blieben schließlich 50 Offiziere, 51 Unteroffizier und Fähnriche sowie 44 Soldaten im Grundwehrdienst und 56 Zivilbeschäftigte.

Diese Soldaten bekamen in den nächsten Tagen Bundesmarineuniformen. Es existierte ein konkreter Plan, der die Ausrüstungstage auch des Küstenraketenregiments vorsah. Ich hatte ein Gefühl wie beim Umtausch der DDR-Mark in die Deutsche Mark. Ich empfand kein Glück dabei. Ich stellte mir die Frage: Wie werden mich meine Unterstellten in der neuen Uniform anschauen? Soldaten im Grundwehrdienst diskutierten ja schon abends in den Stuben über den äußerlich feststellbaren Wertewandel der Offiziere.

Ich selbst war verunsichert, als ich ehemalige Mitstreiter, Vorgesetzte oder einfach mir bekannte Offiziere in der neuen Uniform sah. Besonders spürte ich das, als wir Monate später den sowjetischen Nachbarn vom »Regiment nebenan« gegenüber saßen. Selbst meine engsten Mitarbeiter befragte ich nie, wie sie sich fühlten. Aber ich spürte, daß sie so ähnlich wie ich empfanden.

Natürlich fühlte sich die Bundesmarine überfordert, für jeden eine vollständige Ausrüstung bereitzustellen. Das war jedem von uns klar. Deshalb gaben wir jeder zwei Jacketts der Volksmarine ab, an denen die Schlaufen für die Schulterstücke abgetrennt und die Kolbenringe der entsprechenden Dienstgrade an- und eingenäht wurden. Als sehr angenehm empfand ich den bequemen blauen Sweater mit den verstärkten Ellenbogen und den mit Klettverschluss versehenen Dienstgradlaschen. Die NVA hatte sich nichts Ähnliches einfallen lassen. Erst viel später erfuhr ich vom Chef des B/A-Dienstes, dass viele gute Ideen und Vorschläge in diesem Fachbereich dem Rotstift zum Opfer gefallen sind. Raketen und andere Bewaffnung waren immer wichtiger als Bekleidung und Ausrüstung.

Uns fehlte das normalerweise zur kompletten Uniform gehörende Namensschild. In anderen Einheiten beschafften sich das einige schnell. Wir im Küstenraketenregiment zeigten uns etwas konservativ. Es gab bis zu meinem Weggang keinen, der sich ein Schild extra anfertigen ließ. Dieses äußere Merkmal ließ bei gemeinsamen Treffen und Besprechungen West und Ost schnell erkennen.

Die Führung eines Dienstgrades nach dem 3. Oktober war ein Bestandteil der Übernahmemodalitäten der NVA durch die Bundeswehr. Wo sie konkret geregelt und festgeschrieben wurden, kann ich bis zum heutigen Tag nicht sagen. Die ersten Weisungen erhielten wir mündlich, auf dem Dienstweg. Sie lösten ein mittleres Chaos aus. Ein nicht ungewohnter Zustand für uns. An einem der folgenden Tage kam ein klärendes Fernschreiben aus dem MfAV. Links stand der alte Dienstgrad in der NVA, rechts der vorläufig neue Dienstgrad im besonderen Dienstverhältnis der Bundeswehr.

Im Regelfall wurde mit einigen Ausnahmen jeder NVA-Angehörige um eine Stufe heruntersetzt. Ein Fregattenkapitän wurde Korvettenkapitän, ein Fähnrich wurde Bootsmann. Der Fähnrich-Dienstgrad, den es in der Bundesmarine nicht gab, wurde der

entsprechenden Portepe-Unteroffiziersdienstgradgruppe der Bundesmarine zugeordnet. Wer also Stabsfähnrich war, wurde Hauptbootmann. Manch junger Leutnant fand sich nach dem 3. Oktober als Unteroffizier wieder.

So hanebüchen, wie die von der DDR-Regierung formulierte Rechtsstellung der NVA-Angehörigen bei der Übernahme war, so diskriminierend empfanden wir die Herabsetzung im Dienstgrad. Im zweiten Staatsvertrag stand bezüglich der Beibehaltung oder Veränderung der Dienststellung/Dienstgrad überhaupt nichts.

Die Bundeswehrführung besaß weder einen Plan noch eine Vorstellung, wie dieses Problem umgesetzt werden sollte; es war nur klar: keine Politniks, keine Generäle/Admiräle.

Bürokratisch und scheinbar gefühllos glich sie anhand der Regelbeförderungszeiten der Bundeswehr die einzelnen Dienstgrade der NVA an. Von Anfang an, doch spätestens mit der Beitrittserklärung der Volkskammer der DDR, wussten die Verantwortlichen der Bundeswehrführung und des Eppelmann-Ministeriums, das voraussichtlich nicht viele längerdienende Offiziere, Fähnriche und Unteroffiziere von der Bundeswehr übernommen werden. Daß sich bei jenen der Bundesminister für Verteidigung vorbehielt, den endgültigen Dienstgrad festzulegen, ist allzu verständlich und durchaus logisch.

Die pauschalen Herunterstufungen im Dienstgrad berührte aber die Besoldung nicht. Warum also demütigte man Soldaten, die in den meisten Fällen in ihrem Beruf auch ihr Leben sahen, und die sich von Stufe zu Stufe ihren Dienstgrad erkämpft hatten?

Schlimmer kann man einen Soldaten nicht treffen. Dann lieber eine öffentliche Degradierung im Sinne der militärischen Bestimmungen der NVA. Runter mit den Schulterstücken, dann weiß man, was man wert ist.

Die durchgängige Degradierung der NVA-Offiziere bei der friedlichen Übernahme der gesamten Streitkräfte machte keinen Sinn. Es sei denn, man wollte zeigen, wer der Herr im Hause ist.

Als einige die »inneren Verletzungen« der ehemaligen NVA-Soldaten durch diesen Angleich mitzuempfinden begannen, war schon alles zu spät. Einen Rückzieher riskierte niemand.

Diese bürokratische und pauschale Festlegung über Dienstgrad und Dienststellung der ehemaligen NVA-Angehörigen schuf keine Vertrauensbasis für eine gesamtdeutsche Truppenreduzierung. Deshalb ziehe ich besonders vor allen meinen Offizieren den Hut, die diesen Gram hinunterschluckten und die neue Uniform mit dem niedrigeren Dienstgrad anzogen. Ich durfte auf Grund einer dienstgradgerechten Verwendbarkeit als Kommandeur des Küstenraketenregiments-18 den Dienstgrad Fregattenkapitän als einziger behalten. Stolz war ich nie mehr darauf.

Mit der Auflösung der SED und der Herauslösung dieser Partei aus den Strukturen der NVA wurden alle parteiinternen Dokumente vernichtet. Jeder Armeeangehörige erhielt seine Personalunterlagen. Sie enthielten nichts Geheimes oder Anrühiges, die persönlichen Unterlagen kannte außer den Vorgesetzten und Kaderoffizieren niemand.

Ich blätterte nun meinen militärischen Werdegang durch, sah mein Bewerbungsschreiben aus dem Jahr 1970, meine Zensuren von der Akademie und las die Attestationen meiner Vorgesetzten über mich.

Es war eine richtige Entscheidung, die Unterlagen den Betroffenen auszuhändigen. Vielleicht hätte sich dieser oder jener irgendwann noch rechtfertigen müssen, daß er im Sinne des Arbeiter- und Bauernstaates stets vorbildlich seine Pflicht erfüllt hat.

Der Oberoffizier für Kader führte als letzte Amtshandlung noch eine kleine Schönheitsoperation durch, er wandelte die weiblichen Armeeangehörigen zum 3. Oktober in Zivilangestellte um. Denn in der Bundeswehr gab es nur im Sanitätswesen und bei den Militärmusikern weibliche Uniformierte. Meine Sekretärin, Petra Zülow, kam bis dahin sowohl in Zivil als auch in Uniform einer Stabsobersmeister(in) und sah in beiden Anzugsarten adrett und schick aus. Ich ahnte damals nicht, mit welcher innerlichen Hingabe sie

Berufsunteroffizier war. Erst später erfuhr ich, wie weh es ihr getan hat, den Soldatenrock abzulegen.

Wenige Tage vor dem 3. Oktober bekam ich eine Liste mit den Namen der Offiziere und Beamten, die mit Wirkung vom 3. Oktober 1990 in das Küstenraketenregiment-18 als Unterstützungsgruppe kommandiert wurden. Fregattenkapitän Haprich kannte ich bereits. Unlängst begutachtete er in unserem Regiment mit der Spezialistengruppe die Raketen, Bewaffnung und die Munition. Auf dem Zettel standen noch die Namen von Fregattenkapitän Eberhard Eicke, Fregattenkapitän Jörg-Peter Linde, Korvettenkapitän Millmann, Oberbootsmann Günther Radtke, Regierungsoberinspektor (ROI) Peter Knuth sowie Herr Amende, ein Mitarbeiter der Bundeswehrverwaltung.

Für jeden ließ ich ein Arbeitszimmer im Stabsgebäude herrichten. Platz gab es auf Grund der Entlassungen genug. Wo es notwendig wurde, rückten meine Mitarbeiter zusammen oder zogen um.

Fregattenkapitän Eberhard Eicke stellte sich als Leiter der Unterstützungsgruppe vor. Kapitän Linde sprach als erster das für uns nicht deutbare Wörtchen LUG für Leiter der Unterstützungsgruppe aus. So schnell hatte sich im Regiment eine Abkürzung noch nie durchgesetzt.

Das Dienstzimmer vom LUG ließ ich genau gegenüber meinem Zimmer einrichten, um die Wege zueinander so gering wie möglich zu halten. In sein Vorzimmer platzierte ich den Oberbootsmann, bei dem ich annahm, daß er Sekretärs- und Koordinationsarbeiten für den Leiter ausführen wird. Wir waren für den Empfang gerüstet.

Der 3. Oktober 1990 rückte immer näher. Der Chef der Volksmarine beorderte seine Kommandeure zum letzten Mal in das Kommando der Volksmarine. Er verabschiedete sich von seinen Unterstellten. Er belobigte alle Kommandeure, Chefs und Leiter mit einer Geldprämie und einigen Erinnerungsgeschenken. Ich erhielt einen schönen Porzellanteller mit dem Wappen der Volksmarine. Zu dieser Zeit gab es schon einen Berater aus der Bundesmarine im Kommando der Volksmarine. Kapitän zur See Kamper löste schon am 30. August den sowjetischen Berater Vizeadmiral Kolmogorow ab. Vizeadmiral Born teilte uns mit, daß er mit Wirkung vom 3. Oktober als Chef der Volksmarine außer Dienst sei und als ziviler Berater für den Flottillenadmiral Horten zur Verfügung stehe.

Born versprach all sein Wissen und seine Kraft einzusetzen, um gerechte Lösungen bei der Eingliederung der Volksmarine in die gesamtdeutsche Marine zu finden. Wo dies nicht möglich sei, wolle er sich für einen sozial abgefederten Übergang der ehemals unterstellten Soldaten und Zivilbeschäftigten einsetzen. Mit der sachlichen Verantwortung wurde Kapitän zur See Klaus Karnowka beauftragt.

Anschließend lud Admiral Born zu einem kleinen Imbiss ein. Während des letzten Zusammenseins sprach ich einen Toast aus. Ich bedankte mich im Namen aller anwesenden Kommandeure für die gute Zusammenarbeit und für die erwiesene Unterstützung in der kurzen, aber nicht einfachen Zeit der gesellschaftlichen Wende in der DDR und in ihren Streitkräften.

Am 4. Oktober erfuhr ich, daß einige ältere Vorgesetzte durch den Befehl 43/90 des Ministers³¹, unter ihnen auch der Chef des Stabes, Konteradmiral Rolf Rödel, und der Chef der Rückwärtigen Dienste des KVM, Konteradmiral Gerhard Müller, nicht mehr im Dienst sein sollten. Sie wurden auch außer Dienst entlassen. Nach dem 3. Oktober 1990 gab es keinen diensttuenden General und Admiral der NVA mehr im neuen Zuständigkeitsbereich des Bundeswehrkommandos Ost. Der einzige General, den man mit seinem Dienstgrad in das Bundeswehrkommando Ost übernehmen wollte, war Generalmajor Kaden. In Anbetracht der Tatsache, daß er der einzige Vertreter der Generalität der Ex-NVA sein sollte, verzichtete er auf diese Ehre und wurde wie alle außer Dienst entlassen.

Zur Verabschiedung hatte der Kommandeur des MHG-18 aus Parow den Überflug mehrerer Staffeln Transport- und UAW-Hubschrauber über das Kommando beantragt und auf die Minute genau donnerten sie im Tiefflug über das Kommando der Volksmarine.

Ausmarsch der Truppenfahne

Anschließend fuhr ich nach Schwarzenpfost und bereitete mit dem Stabschef die letzte Musterung zur offiziellen Verabschiedung von der NVA, von der Volksmarine und von der DDR vor.

Am 2. Oktober trafen die Tagesbefehle gleich beider deutscher Verteidigungsminister ein. Stoltenberg hatte sein Fernschreiben 25 Minuten eher abgeschickt als Eppelmann. Aufmerksam las ich den letzten Befehl der NVA und anschließend den ersten der Bundeswehr.

Die letzte Musterung des Küstenraketenregiments sollte keine große Show werden. Kein ehemaliger NVA-Soldat wollte das. Ich glaube, es entsprach den Wunsch aller Angehörigen, verhalten und ohne großes Aufsehen Abschied zu nehmen. Trotzdem bestanden wir auf einer traditionellen Regimentsmusterung.

Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Der Stabschef erstattete wie gewöhnlich die Meldung und wir schritten die Front ab, von der Regimentsfahne bis zum letzten Antreblock mit den Zivilbeschäftigten. Zum letzten Mal stand ich vor dem Rest des Regiments, nicht einmal mehr 40 Prozent der Sollstärke. Die Zivilbeschäftigten stellten fast die meisten Musterungsteilnehmer. Neben der Truppenfahne sah ich Fregattenkapitän Peter Schwarz mit seiner Abteilung. Wir waren ein Einstellungsjahrgang und kannten uns sehr gut. Peter Schwarz war ein guter Kommandeur, prinzipienfest und gewissenhaft. Selbst seine zeitweilige norddeutsche Sturheit brachte mich niemals aus der Fassung. Neben ihm stand Andreas Herfter mit vierzehn Offizieren und Fähnrichen. Es war die 2. Küstenraketenabteilung – unsere Seniorentruppe. Sie verfügte annähernd über den gleichen Gefechtswert wie siebzig Mann einer herkömmlichen KRA.

Neben dieser Abteilung baute sich die stark reduzierte 1. Küstenraketenabteilung unter Führung des Fregattenkapitäns Domigalle auf: Offiziere, Fähnriche und Berufsunteroffiziere, dann die Unteroffiziere auf Zeit und die Matrosen. In der ersten Reihe standen Korvettenkapitän Schmidke, Oberleutnant Uwe Walter, Oberleutnant Steinbach und andere. Dann folgte die nicht mehr große Truppe der Raketentechnischen Batterie unter Führung von Oberleutnant Rohde und die Reste der Rückwärtigen Dienste, geführt von Stabsobersmeister Szillat. Neben den Uniformierten stand ein Teil der Zivilbeschäftigten.

Rechts von mir hatte der Stabschef und links von mir hatten die Stellvertreter für Ausbildung, Raketenbewaffnung, Technik sowie der Oberoffizier Kader Aufstellung genommen.

Ich verlas in der richtigen Reihenfolge die beiden Tagesbefehle, zuerst den von Eppelmann, dann den von Stoltenberg. Die Befehle waren gut ausformuliert, es gab nicht viel daran zu deuteln. Nur eine Passage schien mir sehr optimistisch. Es hieß dort, daß nicht alle Soldaten der NVA in die Bundeswehr übernommen werden könnten, und daß in den nächsten vier Jahren mit Entlassungen zu rechnen sei.

Offensichtlich hatte der Autor dieses Befehls vier Jahre mit vier Monaten verwechselt. Ein typisches Beispiel, wie man mit Hoffnungen, Zukunftsplänen und Idealen in dieser Zeit spielte. Wenn es hieß, »nicht wenige werden ... ausscheiden«, konnten das die Soldaten der verschiedenen Gruppen unterschiedlich auslegen. Die Grundwehrdienstleistenden begrüßten dies vermutlich; Berufssoldaten wahrscheinlich nicht. Der oben erwähnte Zeitraum von vier

Jahren war für Berufssoldaten meines Alters eine Mogelpackung. Das merkten zu diesem Zeitpunkt aber nur wenige. Viele, die die Dinge auf sich zukommen ließen, waren dann sehr überrascht über jähe Wendungen in der persönlichen Weiterverwendung. Kurzum, wir wussten zu keinem Zeitpunkt genau, woran wir mit den Aussagen und Befehlen waren, ahnten aber immer instinktiv, wie es möglicherweise ablaufen könnte.

Ich wollte nicht, daß Stoltenbergs erster Befehl die letzte Regimentsmusterung abschloss. Deshalb richtete ich ein letztes Mal als Kommandeur des Küstenraketenregiments der Volksmarine ein paar Worte an meine Unterstellten:

»Meine Damen und Herren !

Zum letzten Mal ist das Küstenraketenregiment der Volksmarine in seinem derzeitig stark reduzierten personellen Bestand angetreten.

Mit Übergabe der Truppenfahne am 7. Oktober 1984 entstand das Regiment und mit dem heutigen Ausmarsch der Truppenfahne wird es verschwinden.

Wenn am 3. Oktober 00.00 Uhr die DDR und die NVA aufhören zu existieren, so bleibt ein Teil von ihnen weiterhin bestehen – die Geschichte.

Zur Geschichte unseres Truppenteils gehören sieben Raketenschießabschnitte, bei denen 14 Raketen gestartet und vierzehnmal die Feueraufgabe erfüllt wurde. Für viele Berufssoldaten und Zivilbeschäftigte war das Regiment Arbeits- und Dienststätte, in der mit viel Zuversicht, Fleiß, fachlichem Können und Engagement alle anstehenden Aufgaben erfüllt wurden.

Auch die Unteroffiziere auf Zeit und die Grundwehrdienstleistenden waren stolz, zu dieser Waffengattung zu gehören, auch wenn sie das nicht immer gleich zum Ausdruck brachten. Wenn heute und morgen keine Raketen und Startrampen, die uns in den Jahren ans Herz gewachsen sind, gefragt sind, so bringen wir in die Vereinigung Deutschlands und deren Streitkräfte einen unschätzbaren Wert mit, den sich viele der Angehörigen noch gar nicht bewusst sind

- den Stolz auf die Küstenraketenruppen,
- das Zusammengehörigkeitsgefühl der Truppe und
- die Liebe zur Arbeit und zum militärischen Dienst.

Der 10. September – der Tag des letzten historischen Raketenangriffs des KRR – brachte wohl diese Tatsachen zum Ausdruck. Ich habe auf der Musterung dieses Tages, insbesondere vor allen Berufssoldaten, den ehemaligen Kommandeuren und Zivilbeschäftigten, meine Gedanken dazu geäußert.

Heute nehmen wir Abschied von der DDR und ihrer Armee. Der Abschied von Idealen, die sich als Illusion erwiesen, ist immer bitter und qualvoll. Und auch die Einsicht, daß der »Feind« nicht immer der Feind ist, braucht Zeit zum Reifen. Reifen müssen auch Einsichten, zu denen Sie sich durchringen und von denen Sie sich fortan leiten lassen müssen. Einsichten wie die, daß eine Armee allein der Verfassung und der darin festgeschriebenen freiheitlich-demokratischen Grundordnung verpflichtet sein muss und niemals wieder einer einzigen Partei, die von sich behauptete, das Monopol auf Wahrheit zu besitzen.

Nein, wir werden niemals ablegen können, was uns in den vergangenen 41 Jahren DDR prägte. Hieße das doch, uns selbst zu verleugnen. Schließlich klingt bei diesem Abschied von der Vergangenheit auch Wehmut an. Hatten wir doch mit diesem Land und seiner Armee unser Leben verbunden. Dieser Geschichtsabschnitt bleibt ein Glück unseres Lebens. Es lässt sich nicht einfach abschütteln, als wären wir nicht dabei gewesen. Eines stimmt, wir sind mit uns noch lange nicht im Reinen. Wir haben noch vieles mit uns auszumachen.

Es heißt, es wird nach dem 3. Oktober in den gesamtdeutschen Streitkräften keine Soldaten erster und zweiter Klasse geben. Möglich, daß das auch ein Umdenken bei jenen verlangt, die heute noch allzu schnell dazu neigen, aus der Sicht und in der Sprache des Siegers über uns zu urteilen, die wir dem Berufssoldatenstand der NVA angehörten. Wie sollte

zusammenwachsen was zusammengehört, wenn fortan Misstrauen an die Stelle jener Mauer träte, die inzwischen weichen musste und der wir bei Gott keine Träne nachweinen.³²

Auf Wunder zu hoffen nach dem 3. Oktober, das ist blauäugig. Unseren Menschen steht noch ein langer Weg bevor, bis wir dort angelangt sind, wo wir hinwollen. «

Dann kam der Moment, als das Fahnenkommando mit der Truppenfahne ausmarschierte. Es bestand aus zwei Offizieren und einem Fähnrich. Oberleutnant Wedler und Leutnant Tischer eskortierten mit den Paradesäbeln die Fahne, Fähnrich Frenzel trug sie. Der übliche Vorbeimarsch geriet diesmal kläglich. Die Truppe marschierte sang- und klanglos, ohne Paradeschritt, an der Truppenfahne und an uns vorüber. Das war's. De facto sind die Soldaten von ihrem auf die DDR geleisteten Fahneneid entbunden.

Die Truppenfahne des Küstenraketenregiments stand bis dahin in einer Wandvitrine in meinem Dienstzimmer. Jeder, der zu mir kam, sah sie. Doch alle Truppenfahnen mussten nun auf Befehl des MfAV im Kommando der Volksmarine nach der Musterung abgegeben werden. Von dort aus gingen sie ins Armeemuseum nach Dresden, wo sie wahrscheinlich auch jetzt noch sind.

Diese Fahne hätte ich niemals abgeben dürfen, selbst wenn man mich deswegen entlassen hätte. Heute bereue ich das sehr. Kein Mensch interessiert dieses Banner mehr. Es ist registriert, eingemottet und liegt in einer schwarzen Plastikhülle. Für mich und besonders für meine Vorgänger war es ein Leben.

Mittwoch, der 3. Oktober 1990: Wie sollten wir diesen Tag begehen? Zu den Vorreitern der deutschen Einheit gehörten wir gewiss nicht, wohl aber zu den Verlierern. Unser Berufsleben und zum Teil auch unser politisches Schicksal besiegelte der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik. Und so begingen wir diesen Tag nicht überschwänglich, sondern mehr nachdenklich – ein besinnliches Beieinandersein unter Gleichen, ohne uns abzuschotten. Wir luden Kapitänleutnant Schiller und Fregattenkapitän Himmerkus aus dem Führungsstab der Marine des BMVg ein. Große Überredungskünste brauchte ich nicht, um diese Offiziere nach Schwarzenpfost zu bekommen. Ich begrüßte sie und wir fuhren zuerst in ihre Unterkunft zum Darßer Ort. Dort hatte ich für jede Familie einen Bungalow gemietet. Somit befanden sich das erste und wahrscheinlich das letzte Mal Offiziere der Bundesmarine in einem NVA-internen Erholungsgebiet. Unsere Gäste interessierten sich für die Technische Beobachtungskompanie und die Küstenbeobachtungsstation. Doch sie wollten weder eine Meldung vom »Noch-Diensthabenden« noch sich als neue Hausherren vorstellen.

Wir genossen lediglich aus der Höhe die Landschaft um den Darßer Ort. Den Abend verbrachten wir in Witthagen, in einem Köhler- und Meilerhof. Mitternacht hörte die DDR, unser Vaterland, auf zu existieren. Ich sprach einen Toast aus und sagte, daß wir niemals vergessen werden, was wir waren, woher wir gekommen sind und brachte die Hoffnung zum Ausdruck, in der Bundeswehr, in die wir nun in einem gesonderten Verhältnis aufgenommen wurden, nicht zu Soldaten zweiter oder dritter Klasse abgestempelt zu werden. Es blieb ein frommer Wunsch. Auch Kapitänleutnant Schiller hielt eine kurze Ansprache und wünschte uns für die ungewisse Zukunft Glück und Gesundheit.

Am nächsten Tag bummelten wir durch die Hansestadt Stralsund und trafen uns am Abend zu einem gemütlichen Grillabend auf dem Darßer Ort. Dazu hatte ich auch die gesamte Unterstützungsmannschaft, die an diesem Tag in Warnemünde ankommen sollte, eingeladen. Erstens bot dieser Abend die Möglichkeit, daß wir uns vor Beginn der Arbeit kennenlernen konnten, zweitens wollte ich das Heft des Handelns nicht aus der Hand geben. Immerhin besaß ich noch die Verantwortung für die mir unterstellten Soldaten und Zivilisten und konnte nicht zulassen, bei der Auflösung des Küstenraketenregiments eingeschränkt, ausgegrenzt oder bevormundet zu werden. Drittens wollte ich mehr darüber erfahren, wohin die gemeinsame Reise in der nächsten Zukunft gehen würde.

Doch meine Rechnung ging nicht auf. Die gesamte Unterstützungsgruppe, für die ich einen Kleinbus im Küstenraketenregiment bereitgestellt hatte, kam nicht zum Darßer Ort.

Soldaten ohne Heimat

Punkt halb sieben stand wie immer Matrose Kubitzke mit dem Wartburg in Rostock-Toitenwinkel, vor dem Wohnblock in der Olof-Palme-Straße. An diesem sonnigen Donnerstagmorgen schien eigentlich alles wie gewohnt. Doch meine Uniform sah anders aus. Es fehlten die gewohnten silbernen Schulterstücke nebst Schlaufen und Knöpfen. Als Dienstgradbezeichnung trug ich an den Ärmeln nun die in der Bundesmarine üblichen sogenannten Kolbenringe. An der Volksmarineuniform reduzierte sich die Dienstgradbezeichnung auf ein Gewebestück der Größe 10 mal 7 Zentimeter, das an jeden Ärmel eine Handbreit über dem Ärmelende angenäht war.

Es sah alles ein bisschen abenteuerlich aus. Angeblich konnte die Bundesmarine zu diesem Zeitpunkt nicht alle Berufssoldaten, die aus der NVA kamen, mit den neuen schwarzen Anzügen ausrüsten.

Warum sollte man noch viel Geld investieren, da die meisten von uns sowieso keine Zukunft in dieser Armee hatten. Übrigens lagen die 6-Knopf-Jackett-Uniformen seit Oktober in Waren.³³ Viel später, einige Tage vor meiner Entlassung, bekam ich einen echten Bundesmarineanzug. Als Andenken hängt er nun in meinem Schrank.

Auch die Interimsspange der Medaillen, Orden und anderer Abzeichen trug ich nicht mehr. Heute denke ich darüber nach, ob es Befehle, Anordnungen oder ähnliches gab, die dies regelten oder festlegten. Ich kann mich nicht daran erinnern. Gefühlsmäßig legte ich wohl alles ab, was früher für mich ganz normal gewesen war. Warum entfernte ich zum Beispiel das Absolventenzeichen der Militärakademie »Friedrich Engels« von der Uniform und warum trug ich nicht mehr den Anstecker für den Friedrich-Engels-Preis?³⁴ Anpassung an den neuen Dienstherren? Damals dachte ich nicht darüber nach.

Alles verschwand, was äußerlich auf NVA oder DDR hinwies, und wir regten uns darüber nicht im Geringsten auf.

An diesem Donnerstagmorgen fuhren wir, nachdem wir festgestellt hatten, daß wir trotz der anderen Uniform die alten geblieben waren, nach Schwarzenpfost. Der Diensthabende, auch im gemischten Volksmarine-Bundesmarine-Look, kam mit einem für uns ungewohnten »Schunkelschritt« auf mich zu und meldete. Früher gab es ein straffes und lautes »Achtung!«, und der Offizier vom Dienst (OvD) exerzierte drei, vier Schritte dem Regimentskommandeur oder an Bord dem Brigadechef an der Stelling entgegen, bevor er mit zackiger Grußerweisung meldete bzw. Seite pfiff. Das neue Ritual erschien mir unmilitärisch und ich setzte die morgendliche Meldung des OvD für immer aus.

Wie jeder andere ging ich nun durchs KDL, begrüßte mit Handschlag den Wachmann und unterhielt mich einfach mit ihm. Was sollten denn jetzt noch für Ereignisse eintreten, über die ich gleich am Eingangstor informiert werden müsste. Ich ging in mein Dienstzimmer. Auch dort hatte sich einiges verändert.

Es fehlte die große Schrankvitrine, in der einst die Truppenfahne stand. Das Bild von Erich Honecker hatte ich schon gleich nach seinem Sturz entfernt. Einen neuen politischen Kopf wollte damals weder Kapitän zur See Dix noch ich im Nacken haben. Die Wand wirkte kahl.

Ich ließ ein Foto des letzten Raketenstarts von 1989 vergrößern, auf Sperrholz aufziehen, rahmen und aufhängen. Nun füllte es die gesamte Wand aus – leider nicht in Farbe, aber das Schwarz-Weiß-Foto war billiger und passte besser zur Situation des Küstenraketenregiments. Mit dieser Erinnerung im Rücken ordnete ich nun den Tagesplan und nahm die Meldung der Abteilungskommandeure und Stellvertreter entgegen. Ungewohnt und traurig klangen die Stimmen der alten Mitstreiter, wenn sie sich am Telefon meldeten. Die meisten betonten nun besonders ihren neuen, niederen Dienstgrad. Ich spürte ihre Demütigung.

Bevor die Unterstützungsgruppe eintraf, erwartete ich noch Gäste. Kapitänleutnant Schiller nebst Frau und Fregattenkapitän Himmerkus plus Sohn kamen zu einem Kurzbesuch ins

KRR. Wir begrüßten uns, als wären wir schon jahrelang Bekannte und Freunde. Ich zeigte ihnen das Stabsgebäude und lud sie in mein Arbeitszimmer ein. Bei Kaffee und Kuchen unterhielten wir uns noch einmal über unsere privat organisierte Vereinigungsfeier mit all den neuen Eindrücken und Begegnungen, die für beide Seiten nicht nur interessant waren, sondern auch das gegenseitige Verständnis gefördert hatten – eine beispielhafte deutsch-deutsche Annäherung.

Mein Stellvertreter für Raketenbewaffnung fuhr eine Startrampe an die Waschrampe und bereitete für unsere Gäste eine kleine Demonstration vor.

In der Zwischenzeit zeigte ich ihnen die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« die auf meinem Schreibtisch lag. In der Ausgabe vom 4. Oktober 1990 stand ein von mir geschaltetes Inserat im großen Stellenmarkt. Wochen zuvor hatte ich mich entschieden, diese Annonce aufzugeben, sie kostete über 500 DM. Mein erster Versuch, mich als »Führungspersönlichkeit« zu vermarkten. Ich begab mich also in eine für mich völlig neue Welt. Meine Gäste, die zwei Bundesmarineoffiziere, waren in ihr aufgewachsen. Das unterschied uns. Und trotzdem fanden wir uns sympathisch. Herzlich verabschiedete ich mich von Kapitänleutnant Schiller und Fregattenkapitän Himmerkus.

Alte Rituale mit neuen Köpfen

Nun bekam ich die Nachricht, daß die Unterstützungsgruppe eingetroffen sei. In Sekundenschnelle lief ein Gedankenfilm vor mir ab. Was mögen das für Menschen sein? Einige westdeutsche Soldaten und sogar ein Bischof weilten schon im KRR-18. Sie kamen, wir unterhielten uns, und sie gingen wieder. Es veränderte sich nichts. Die, die heute kommen, verlassen sehr wahrscheinlich nach dir das Regiment. Sie werden verändern, vieles auf den Kopf stellen. Konkretes weißt du noch nicht, dem Gefühl nach bist du auf alles vorbereitet. Ab heute wird nichts mehr so sein, wie es früher war. Gestern sind sie meiner Einladung, aus was für Gründen auch immer, nicht gefolgt. Ja, sie haben sich nicht einmal entschuldigt. Wie wirst du mit denen auskommen? Hass, nein, Schicksal, innere Fügung, Verbitterung?

In der NVA war es üblich, wenn der Vorgesetzte im unterstellten Truppenteil ankam, daß der Kommandeur ihn an der Objektgrenze begrüßte, in der Regel also am KDL. Der Leiter der Unterstützungsgruppe besaß natürlich den Status eines neuen Vorgesetzten. So sehr ich diese ungeschriebene Verhaltensregel anerkannte, in diesem Fall konnte ich ihr nicht folgen. Die Westdeutschen, die hier das Licht auszuschalten hatten, wollte ich nicht schon am Eingang herzlich willkommen heißen. Ich ging ins Vorzimmer, wo Petra Zülow nicht minder aufgeregt an ihrem Schreibtisch saß.

Ich schaute aus dem Fenster auf die schmale Betonstraße mit der kleinen Parktasche vor dem Stabsgebäude. Ein VW-Bus der Bundeswehr fuhr im Schritttempo hinter einem Wachmann her, der das Fahrzeug zum Stab lotste. Als der Wagen hielt, packten die Insassen ohne Umschweife Taschen und viele Metallkoffer aus.

Ich ging auf den Flur, um die Ankömmlinge wenigstens vor meiner Tür in Empfang zu nehmen. Schnellen Schrittes kam ein älterer, hagerer Fregattenkapitän die Treppe herauf. Ich begrüßte den Leiter der Unterstützungsgruppe Eicke. Auch die anderen keuchten jetzt, mit Koffern und Taschen bepackt, die Treppe herauf. Ich zeigte jedem die vorbereiteten Arbeitsräume.

Sie begannen sofort, alles auszupacken. Als ich das ehemalige Arbeitszimmer meines Stellvertreters für RD und das jetzige Zimmer des LUg betrat, schlug Kapitän Eicke mit einem Hammer Nägel in die Wand. Mehrere DIN A5 große schwarz-weiße Porträts hingen dort schon. Weizsäcker, Stoltenberg und Wellershof, das Foto von Admiral Mann platzierte er gerade als letztes in die genannte Reihe. Mit vielem hatte ich gerechnet, aber damit nicht. Vor Tagen hingen dort noch Stoph und Keßler, nun begannen schon wieder die alten Rituale mit

neuen Köpfen. Später las ich in den Memoiren von Jörg Schönbohm, was der Befehlshaber Ost Tage vor dem 3. Oktober gesagt hatte, als er Bundeswehrsoldaten für das Beitrittsgebiet einwies: »Es gelte vom ersten Tag an, Glaubwürdigkeit zu beweisen und damit Vertrauen zu schaffen...«³⁵. Offensichtlich musste Kapitän Eicke an dieser letzten Einweisung des Befehlshabers nicht teilgenommen haben.

Anschließend erwartete ich die Gruppe in meinem Arbeitszimmer, ich bat die Herren, Platz zu nehmen. Meine Sekretärin Petra kochte einen starken Kaffee, wie gewohnt brühte sie ihn türkisch.

Mitglieder der gerade aus dem Westen angereisten Unterstützungsgruppe rührten irritiert in ihren Tassen herum und beobachteten erschreckt den herumschwimmenden Kaffeesatz. Sie erlitten wohl gerade einen Kulturschock. Schnell gefasst versicherten sie, es sei schon alles okay und tranken ziemlich verunsichert dieses Gebräu. Ab diesem Zeitpunkt gab es für Gäste nur noch in der Kaffeemaschine zubereiteten und gefilterten Kaffee bei mir zu trinken. Petra bereitete für uns aber weiterhin auf diese archaische Weise den Kaffee.

Die am Tisch sitzenden Herren wollten nun unverzüglich zur Sache kommen. Ich stellte mich und meinen beruflichen Werdegang vor und berichtete kurz über den aktuellen Stand des KRR. Neudeutsch heißt das wohl »Briefing«. Aber das Wort lernte ich erst später kennen.

In meinen Bericht gab ich zu verstehen, daß es eigentlich nicht der Unterstützungsgruppe bedürfe, um das KRR aufzulösen. Daß die Bundesmarine unserem Truppenteil dennoch solche Bedeutung schenke, ehre uns, aber es hätte auch ausgereicht, wenn ein Berufssoldat/Verbindungsoffizier vor Ort gewesen wäre, um die Abrüstung im annähernd gleichen Zeitrahmen zu verwirklichen. Mir war von vornherein klar, daß kein westdeutscher Soldat oder Angestellter auch nur einen Finger bei der praktischen Umsetzung rühren würde.

In der gesamten Marine Ost waren 85 Soldaten aus der Bundesmarine und 15 Beamte aus den Wehrverwaltungen eingesetzt; sieben weilten allein im KRR-18.

Anschließend bat ich Fregattenkapitän Eicke, seine Aufgaben zu umreißen. Ich wollte mir ein Bild über unsere beginnende Zusammenarbeit machen. Als Fregattenkapitän Eicke begann, verstand ich, weshalb seine Truppe so groß war. Das Küstenraketenregiment der ehemaligen Volksmarine sollte er bis zum 30. November 1990 personell und materiell auflösen. So, damit stand jetzt auch der zeitliche Rahmen fest. Diese Eile, mit der es jetzt losgehen sollte, verwunderte mich doch ein bisschen. Obwohl ich wusste, daß Abbauen, Abreißen und Aufgeben immer schneller geht als etwas aufzubauen. Auf Grund meiner Kenntnisse über das KRR und der schon bis zum damaligen Tag erbrachten Leistungen fand ich diesen Termin unrealistisch und nicht umsetzbar. Die Herren glaubten mir nicht, ihnen fehlte verständlicherweise der Überblick und die Sachkenntnis.

Es lag aber auf der Hand, daß die gesamte Organisations- und Strukturveränderung von NVA auf Bundeswehr erst viel später greifen würden. Die Bundesmarine unterschätzte einfach die Schwierigkeiten infrastruktureller Übergangsprozesse. Gesellschaftspolitisch wollte ich den Übergang schon gar nicht bewerten. Es deprimierte mich nicht, es machte mich wütend. Und ich fragte mich, wozu wir im Vorfeld so viel Gedanken ausgetauscht hatten. Offensichtlich ging es nicht um fachliche, sondern um politische Lösungen. Die Dauer der eigentlichen Auflösung des Regiments gab mir übrigens recht.

Ich wollte mich aber nicht mehr ärgern, mich nicht mit den Angehörigen der Unterstützungsgruppe streiten, nicht den Ast absägen, auf dem ich saß, aber ich wollte von den Westdeutschen lernen, was ich für mein persönliches Leben in der Bundesrepublik brauchte.

Was bedeutete es, ob Fregattenkapitän Eicke am 30. November 1990 oder erst zwei Monate später Vollzug meldete? Einsetzen und kämpfen wollte ich mich nur noch für einen sozialen Abgang meiner Unterstellten und für meinen eigenen Ausstieg.

Nachdem wir in unserer ersten gemeinsamen Sitzung ausreichend Informationen ausgetauscht hatten, stand der vorläufige Fahrplan fest. Erst später merkte die Unterstützungsgruppe, auf

was sie sich mit dem Termin eingelassen hatte. Sie versuchte, den Plan zu modifizieren und begann später, den Zieltermin und den Inhalt zu korrigieren.

Die Mentalität der Westdeutschen

Zum vereinbarten Termin versammelte sich der Personalbestand des KRR im Kinosaal. Dieses erste Zusammentreffen hinterließ bei mir zwei wichtige Erkenntnisse. Hier ging es nicht mehr um Hausherr und Gast, sondern um eine neue Art des Zusammenlebens und -wirkens. Fregattenkapitän Eicke hielt sich mit den entscheidenden Aussagen sehr zurück und nannte nicht einmal den konkreten Zieltermin der Auflösung des KRR.

Das konnte nur zu Missverständnissen und falschen Hoffnungen führen.

Hatte der LUG vor diesem Auditorium die Courage verloren? Ich forderte Kapitän Eicke auf, die konkrete Aufgabe mit den geplanten Eckterminen so zu benennen, wie er sie mir bekanntgegeben hatte. Aus Enttäuschung über seine Salamtaktik schlug ich dabei einen etwas schärferen Ton an.

Ich erkannte an diesem Nachmittag eine westdeutsche Mentalität, der ich in meinem weiteren Leben in den alten Bundesländer nicht selten begegnete: Ein ganz konkretes Ziel im Auge zu haben, aber eine abwartende, teilweise nicht deutlich erkennbare, manchmal loyale, ja sogar freundschaftliche, manchmal auch eine scheinbar gleichgültige Stellung beziehen. Kam dann aber der entscheidende Moment, setzt man alle zur Verfügung stehenden Kräfte ein, um das Ziel zu erreichen.

Dies Lavieren entsprach nicht meiner Mentalität. Wenn ich dafür war, dann war ich dafür, wenn ich dagegen war, brachte ich auch dies zum Ausdruck.

Wir aus dem Osten wirkten kompromissloser, zielgerichteter, offener und positionsklarer. Man kann auch sagen offener, ehrlicher und dabei natürlich auch naiver. Wir gaben zu, wenn wir in einer Sackgasse steckten. Dabei wirkten wir in unserer Art bisweilen steif, gedrechselt, weniger lebendig. So bedauerte man uns oder stuft uns in eine entsprechend primitivere Kategorie Mensch ein.

Da ich nicht bereit war, meine Haltung gleich am ersten Arbeitstag im vereinten Deutschland abzulegen, brachte ich natürlich die U-Gruppe und ihren Leiter genau in die Position, die ihnen nicht genehm war. Sie mussten so auftreten, wie sie sich fühlten: als Auflöser und Sieger.

Auf dem kurzen Rückweg in den Stab äußerte Kapitän Eicke seine Unzufriedenheit über seinen misslungenen Start im KRR. Offensichtlich passte das nicht in sein Konzept. Doch mir ging es darum, die gesamte Belegschaft nicht länger hinzuhalten. Einmal musste Schluss damit sein. Damit gab ich den Mitgliedern der U-Gruppe zwar Gesprächsstoff über meine fehlende Beweglichkeit, meine Steifheit und mangelnde Kompromißfähigkeit, aber sie wussten jetzt, woran sie an mir waren. Trotzdem wollte ich keinen Konfrontationskurs einschlagen, im Gegenteil, ich war an einem harmonischen Verhältnis interessiert, obwohl für mich eine Weiterverwendung in den Streitkräften aussichtslos schien.

Deshalb wollte ich lernen, mich in dem für mich neuen Leben in der Bundesrepublik zurechtzufinden. Einen mir angebotenen Lehrgang an der Führungsakademie in Hamburg nutzte ich dafür, auch wenn die Teilnahme nicht über die Weiterverwendung in der Bundesmarine entschied, wie es auf dem Ankündigungsschreiben stand. Ich wäre auch zu einem zweiwöchigen Workshop der Bildenden Künste nach Hamburg gefahren. Mir schien es höchste Zeit zu sein, die Westdeutschen und ihr Land kennenzulernen, um meine eigene Zukunft besser gestalten zu können.

Ich übergab also die Dienstgeschäfte an den Stabschef und meldete mich bei Kapitän Eicke für vierzehn Tage nach Hamburg ab. Nie ist es mir so leicht gefallen, mich von meiner gewohnten Aufgabe und meiner Umgebung in Schwarzenpfost zu verabschieden. Also, Sankt Pauli sei begrüßt.

An der Führungsakademie

Die Teilnahme an diesem Funktions- und Sonderlehrgang in der Führungsakademie der Bundeswehr (FüAkBw) erschien mir wie ein Kuraufenthalt. Die Würfel im zurückgelassenen Küstenraketenregiment waren gefallen. Hier konnte ich anfangen, eine neue Lebensweise zu erlernen. Was ist für mich persönlich wertvoll? Welche Vergleiche zu dem bisher Erlebten bieten sich an? Wie kann ich das ramponierte Bild des NVA-Soldaten, diese oder jene falsche Darstellung korrigieren?

Mit diesen Gedanken brauste ich mit dem »Wartburg« nach Hamburg und landete dort im vornehmen Stadtteil Blankenese. Der Sonderlehrgang MilLdVg fand in der FüAkBw, in der Clausewitz-Kaserne statt. Schnell gewöhnte ich mich an neue Worte, Abkürzungen und deren Bedeutung.

Um bei den ehemaligen NVA-Offizieren ein gewisses Verständnis der Sicherheits- und Verteidigungspolitik der Bundesrepublik Deutschland zu entwickeln, veranstaltete die Bundeswehr im ersten Monat nach der Vereinigung nicht wenige Funktions- und Sonderlehrgänge. Der, an dem ich nun teilnahm, widmete sich der militärischen Landesverteidigung. Da ich zum gleichen Thema an der Dresdener Akademie Vorlesungen und Seminare gehört hatte, interessierte ich mich nun für das Gegenstück.

Ich wohnte im Gebäude 23, einem mehrstöckigen Wohnheim, und bezog dort ein großzügiges Einzelzimmer. Die Ausstattung unterschied sich nicht wesentlich von der im Wohnheim in Dresden. Doch in diesem großen Zimmer wären an der Militärakademie (MAK) in Dresden drei Offiziershörer untergebracht worden. Wir mussten damals unsere Zimmer selber reinigen, hier gab es Personal dafür, meist ausländische Mitbürger.

Das großzügig angelegte Gelände wirkte kaum wie eine militärische Einrichtung, wenn nicht die meisten Passanten Uniformierte gewesen wären. Die Straßennamen innerhalb des Akademiegeländes waren uns ehemaligen NVA-Soldaten noch nicht so geläufig: Breslauer Straße, Königsberger Straße oder Tilsiter Straße. Aber es gab auch eine Rostocker Straße. Ich dachte amüsiert daran, den Münsteraner Platz in Karl-Marx-Stadt-Platz umzubenennen.

Als Lehrgangsleiter fungierte der Oberst im Generalstab (i.G.) Strauß. Bei der Vorstellungsrunde der Teilnehmer im Salon traf ich ein paar Bekannte: Volker Boche, Chef der 7. Brigade Dranske/Bug, Gert Wilhelm, Kommandeur des MHG-18 Stralsund-Parow, Peter Siesing, Oberoffizier Sicherstellung MAVg Strausberg und Wilfried Anders, FlaggOffizier Schiffsführung Marinekommando Rostock. Die restlichen Teilnehmer aus dem Osten kamen aus anderen Teilstreitkräften. Zu unserer Gruppe gehörten auch vier ältere westdeutsche Soldaten und ein ziviler Beamter. Offensichtlich legte man mehr Wert auf Wissensvermittlung als auf direkte personelle Ost-West-Kontakte.

Am nächsten Tag begann der Unterricht mit Vorträgen und Seminaren – die Hauptunterrichtsformen. Die Themen: Auftrag und Organisation der FüAkBw, Grundlagen der Sicherheits- und Verteidigungspolitik, militärstrategische Konzeptionen der NATO, Nationale und völkerrechtliche Rechtsgrundlagen für den Einsatz von Streitkräften, Vorsorgegesetzgebung in der Bundesrepublik Deutschland.

Anschaulicher und lebensnäher empfand ich den Besuch des Verteidigungsbezirkskommandos-25 (VBK-25) und der Bezirksregierung in Lüneburg. Wir lernten die Aufgaben und die Organisation eines VBK kennen und auch den Aufbau sowie die Struktur der inneren Verwaltung einer Bezirksregierung bei der zivilen Verteidigung. Vieles ähnelte der Organisation und Struktur in der DDR.

Der Unterschied: Alles schien lockerer und offener, nicht so geheimnisvoll, wie ich es aus der Arbeit der DDR-Wehrbezirks- und Wehrkreiskommandos kannte. Jeder gab bereitwillig Auskunft. So eine Offenheit und Informationsbereitschaft wäre in der NVA und in den territorialen Verwaltungen und Einrichtungen der DDR undenkbar gewesen.

Oft gingen Volker Boche, Gert Wilhelm und ich in Blankenese spazieren. Am Elbufer beobachteten wir Seeleute natürlich die vielen ein- und auslaufenden Schiffe. Dabei tauschten wir uns auch über unsere berufliche Zukunft aus. Keiner hegte ernsthafte Absichten auf eine Karriere in der Bundesmarine. Von der Teilnahme an diesem Lehrgang versprachen wir uns wenig für unser berufliches Weiterkommen. Unsere Devise: Teilnehmen und schauen.

Während der Seminare beschäftigten wir uns mit den Rechtsgrundlagen für den Aufenthalt und die Befugnisse der in Deutschland stationierten ausländischen Streitkräfte, mit der Einordnung der Streitkräfte in den Rechtsstaat und mit dem Territorialheer.

Trotz der stocktrockenen Lehrveranstaltungen bekam ich interessante Einsichten.

Die Bundeswehr ist nach ihrer Zweckbestimmung und ihrem Auftrag im Grunde nichts anderes als die NVA. Trotzdem ist sie besser in das gesellschaftliche System ihres Staates integriert als es die NVA war. Alle Bereiche, die die Streitkräfte auch nur annäherungsweise berühren, sind rechtlich und gesetzlich ausgelotet sowie parlamentarisch und bürokratisch abgesichert. In den Gesetzen der DDR gab es dagegen nicht viel, was die Stellung der Streitkräfte verfassungsmäßig bestimmte. Auch aus diesem Grunde gab es kaum Komplikationen, die NVA juristisch aus dem Staatsgebilde DDR herauszulösen und zu beseitigen.

Konstruieren wir folgenden hypothetischen Fall: Wäre zum Beispiel die NVA keine von der SED geführte und nur auf einer verfassungsrechtlichen und parlamentarischen Basis, im Staatsdienst handelnde Armee gewesen, hätte man sie nicht so einfach im Handstreich auflösen können. Ich bin heute davon überzeugt, die NVA wäre, ohne der führenden Rolle der SED untergeordnet zu sein, eine genauso gut ausgebildete und vaterlandsverbundene Armee gewesen. Die Ursachen dafür, daß es nicht so war, waren nicht nur hausgemacht, der Einfluss der UdSSR seit Beendigung des Großen Vaterländischen Krieges und damit des Zweiten Weltkrieges trug wesentlich dazu bei.

Die Sektion Marine der Führungsakademie lud uns ein, die Aufgaben, Anforderungen und Studienbedingungen der Marineoffiziere kennenzulernen. Ich fand diese Geste der Lehroffiziere dieser Sektion sehr kameradschaftlich. Wir Marineoffiziere aus dem Osten hatten alle eine Akademie in Dresden oder Leningrad absolviert und merkten schnell Unterschiede und Übereinstimmendes. Mein erster Eindruck: Hier ging es viel lockerer und gelassener zu als damals in Dresden, besonders was den Ablauf, die Verfahrensweise und Methoden betrifft.

Ein wesentlicher Unterschied: Wer an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg studiert hatte, besaß einen regulären Abschluss mit einer zivil verwertbaren Anerkennung. Das war bei der NVA nicht so.

Und das spürten nun wir Offiziere nach der Vereinigung. Nach Artikel 37 des Einigungsvertrages stehen die in der ehemaligen DDR erworbenen Hochschulabschlüsse in den alten Ländern der Bundesrepublik nur dann einander gleich, wenn sie gleichwertig sind. Die Feststellung der Gleichwertigkeit obliegt den Wissenschaftsministerien der Länder. Diese stimmen erst zu, wenn eine Arbeitsgruppe der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Bundesrepublik Deutschland (KMK)³⁶ die Gleichwertigkeit bestätigt hat.

Erste Ergebnisse sollten voraussichtlich Ende März 1991 vorliegen. Na schön. Ich schrieb an das Sekretariat der KMK nach Bonn. Da es in Mecklenburg-Vorpommern Gleichartiges noch gar nicht gab, wandte ich mich anschließend an das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Schleswig-Holstein. Und sieh da, ich erhielt die Bescheinigung über die Bewertung meines Abschlusses an der Höheren Kaspischen Seekriegsschule in Baku. Somit konnte ich wenigstens mit dem Diplomingenieur etwas anfangen. Ich hatte sogar Glück, weil normalerweise das Gleichwertigkeitsverfahren nur an zivilen Hochschulen festgestellt wurde.

Für meinen an der Militärakademie in Dresden erhaltenen Abschluss eines Diplom-Militärwissenschaftlers erreichte ich, obwohl rangmäßig höher eingestuft, keine Gleichwertigkeit. Damit musste ich leben, man kann ja nicht alles haben.

Ganz besonders gefiel mir die Reisetätigkeit eines zukünftigen Akademikers in der Bundeswehr. Ich fand es hervorragend, daß jeder Absolvent mehrere Wochen in jedem NATO-Partnerland verbringt und dabei alle relevanten Bereiche seines Fachgebietes kennenlernt. Das gezielte Bekanntmachen mit dem Partner, in dessen Bestand man Aufgaben zu erfüllen hat, bereichert das Wissen anschaulich und einprägsam. Und es wächst die Fähigkeit, sich in fremden Sprachen zu üben. Was haben sich meine Mitstreiter mit Russisch herumgeschlagen. Gelernt haben sie doch nichts von Dauer.

Von unseren Waffenbrüdern in den Bruderländern, wie es damals hieß, wussten wir in der NVA wenig. Nur das, das sie wie wir den Frieden schützten und den Sozialismus verteidigten. Hier verschenkten wir viel Vertrauen und natürlich Wissen voneinander. Darüber täuschten auch nicht die vielen und herzlichen Begegnungen während meines Aufenthaltes und während meines Studiums in der Sowjetunion hinweg.

Ein weiterer Höhepunkt des Lehrgangs in der Führungsakademie war der Besuch des seinerzeitigen Stellvertreters des Bundeswehrkommandos Ost, Generalleutnant Werner von Scheven, bis zu seiner Versetzung nach Strausberg, Kommandeur der FüAkBw. Einen Aufenthalt in seiner Heimatstadt Hamburg nutzte er, um zu den Offizieren aller Teilstreitkräfte aus Ost und West zu sprechen.

Wenige Tage zuvor, am 11. Oktober 1990, hatte die erste Kommandeurstagung unter Leitung des Generals Schönbohm in Strausberg stattgefunden. Hier nach Hamburg kam nun sein Stellvertreter. Er sprach über den Auftrag der Streitkräfte in einem geeinten Deutschland, über »Die Bundeswehr in Staat und Gesellschaft und die Grundsätze der Inneren Führung«. Von Scheven wirkte sehr locker, ruhig und gelassen. Seine Wortwahl zeichnete sich durch Einfachheit und Ausgewogenheit aus. Ich hatte manchmal den Eindruck, in einem falschen Auditorium zu sitzen. Obwohl in Uniform, gab er sich nicht wie ein Militär, jedenfalls nicht wie jene, die ich aus der NVA kannte.

Das Militärische präsentierte sich in der DDR immer etwas starr und unnahbar. Ein Beispiel, wie Offiziershörer in Ost und West in das Wochenende gingen, soll das illustrieren. An der Akademie in Dresden fanden sogar noch Vorlesungen am Samstag statt. Punkt 11.10 Uhr ertönte das Pausenzeichen, wie die Besessenen sprangen wir in unsere Autos und jagten der Küste entgegen, um wenigstens ein paar Stunden zu Hause zu sein. Das erschien uns entwürdigend und kindergartenhaft, gestandene Offiziere so zu maßregeln.

Hier in Hamburg stand Freitag 15 Uhr mein Fahrer vor der Tür. Und ich fuhr in aller Ruhe mit meinen Kollegen von der Küste gen Heimat.

Auf verlorenem Posten

In Schwarzenpost angekommen, kam es mir vor, als sei die Zeit hier stehengeblieben. Doch während meiner Abwesenheit waren die ersten Raketen und andere »sensible« Technik nach dem Westen abtransportiert worden. Das fand ich ja toll. Ich hatte noch die Worte nicht weniger westdeutscher Militärs in den Ohren, daß es sich um veraltete Technik, Technik der vorangegangenen Generation, alte Röhrentechnik und was sonst noch handelte. Nun schien doch ein gewisses Interesse vorzuliegen, wenn schon wenige Tage nach der Übernahme der NVA das Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung sich die ersten sechs Raketen, Zubehörteile, Werkzeuge und Baugruppen gemäß einer Liste kommen ließ. Also geht der Weg doch nicht direkt zum Schrottplatz, sondern über eine wehrtechnische Erfassungsstelle. Zu NVA-Zeiten noch als »Vertrauliche« oder »Geheime Verschlusssache« eingestuft, befanden sich die Raketen nun in den Labors der Wehrtechnischen Dienststelle 81 in Greding. Diese ist zuständig für das gesamte Fernmeldewesen und die Elektronik. Besonderes Interesse

bestand an den Raketen vom Typ P-22. Offensichtlich wusste man noch wenig über infrarotgesteuerte Seezielraketen. Nicht nur die ehemalige Volksmarine und die Baltische Flotte verfügten über die Raketentypen P-21/22 sowie deren Träger- und Einsatzmittel. Im Nordmeer, im Schwarzen Meer, in vielen arabischen Staaten, in Kuba und auch in Indien besitzen die Seestreitkräfte sowohl seegestützte als auch landgestützte Raketen dieser Typen. Es bestand also ein nachrichtendienstliches Interesse. Die westdeutsche Aufklärung vervollkommnete so ihre Aufklärungsergebnisse aus erster Hand.

Die Transporte von Raketen und Raketentechnik zu Erfassungs- und Forschungszwecken setzten sich bis weit in das Jahr 1991 fort. Die Anforderungen erhielten wir direkt per Fernschreiben. Und wenn uns die angeforderten Teile ausgingen, so bekamen wir diese von der RTA der 6. Flottille. Wir waren aber gut bevorratet und hätten noch jahrelang solche Aufträge erfüllen können. Nun gingen die Lieferungen zur WTD-71 in Surendorf und zur WTD-91 in Meppen.

Der Auftraggeber für die gesamten Tests, Feldversuche, Funktionsüberprüfungen und ECM war das Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung (BWB) Abteilung III/4 und II/5. Den Analysebericht erarbeitete die IABG Ottobrunn für das Amt für Studien und Übungen. In den Tresoren der Dienststelle Benzenberg liegt angeblich der abschließende Untersuchungsbericht, er ist sicherheitstechnisch eingestuft, also geheim. Zu Zeiten der NVA geheim, erklärte die Bundeswehr nach der Übernahme die Technik für »offen« und nach Abschluss aller Studien wieder für geheim. Das ist mehr als eigenartig.

Die Entsorgung des »NVA-Gerümpels« lief teilweise über die Labore und Erprobungsstellen der WTD des BWB. Wehrmaterial, für das sie sich nicht interessierte, wie die Tieflader oder anderes pioniertechnisches Gerät, ging direkt in den Golfkrieg.

So lange noch solches Interesse bestand, konnte das KRR natürlich noch nicht materiell aufgelöst werden. Dafür setzte aber wieder der Prozess der personellen Entsorgung ein. Nachdem erst einmal die Militärabwehr, die Militärjustiz, die Politorgane und deren Nachfolger aus der NVA entlassen worden waren, traf es jetzt die Masse der NVA-Angehörigen.

Das Ziel, bis zum 30. November 1990 das gesamte Regiment aufzulösen, erwies sich Ende Oktober als Flop. Als nächster Termin kam der 31. Dezember 1990 ins Spiel. Zu diesem Zeitpunkt sollten laut Einigungsvertrag alle versorgungsrechtlichen Leistungen auslaufen.

Natürlich wollte die Bundeswehrführung auch auf dem Gebiet der neuen Bundesländer neue Truppenteile aufstellen, doch die Organisation für die neue Struktur gesamtdeutscher Streitkräfte war noch nicht abgeschlossen. Gemäß der Weisung Nr.1 stand fest, daß 519 Truppenteile der ehemaligen NVA aufgelöst werden sollten.³⁷ Die Marine traf es besonders hart. Von 8.500 Soldaten mussten 7.000 gehen.³⁸

Das wussten wir aber zu diesem Zeitpunkt nicht, wir ahnten es lediglich. Die Mannschaft von General Schönbohm im Bundeswehrkommando-Ost (Bw-Kdo.-Ost) bekam in diesem Zusammenhang ein gewaltiges Problem. Schönbohm musste die Waage halten zwischen der Auflösung der NVA und der Gewinnung von ehemaligen NVA-Angehörigen für eine halbwegs geordnete Auflösung und vor allem für einen späteren Aufbau neuer Truppenteile in Ostdeutschland. Mittel, um das zu dirigieren, besaß Schönbohm anfangs nicht. Er nutzte nur das gesprochene Wort und das beherrschte er brillant.

Soldaten mit Einschränkungen

Schönbohm »verzauberte« durch sein Auftreten und sein Reden die ehemaligen NVA-Angehörigen derartig, daß in kürzester Zeit ein gewisses Vertrauensverhältnis entstand. Die überzeugende Art des Befehlshabers der Bundeswehrkommandos Ost (Bw-Kdo. Ost) förderte besonders bei den »unbelasteten« jüngeren Soldaten die Motivation für ein Verbleiben in den Streitkräften. Solches erschlichene Vertrauen und das angemahnte Umdenken schafften bei

der Zielgruppe mittleren Alters Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft. Nur für die längeredienten und »staatsnahen« Vertreter zeigte er kein Interesse. Die erste Gruppe wollte er für die Zukunft der Bundeswehr gewinnen, die zweite solange wie nötig halten und die letzte Gruppe möglichst schnell abschieben. Jeder Tag, an dem er vertrauensbildend auftrat, sich den jeweiligen Bedingungen anpasste und mit den Werten und Maßstäben der Bundeswehr maß, erwies sich als ein gewonnener Tag für die Schaffung fester Organisationsstrukturen im Bereich des neuen Bundeswehrkommandos und der Wehrbereichsverwaltung VII.

Daß wir uns in einer Übergangsperiode befanden, fiel uns, die in den Truppenteilen der Dinge harren, gar nicht so deutlich auf. Es war aber die Periode des größten Machtvakuum in den Streitkräften. Damals erhielt man bewusst das alte System »need to know« aufrecht. Das vermied viele Verkomplizierungen und unvorhergesehene Überraschungen.

Im Küstenraketenregiment erhielt jeder Soldat bis Ende Oktober von der zuständigen Personalstelle ein Schreiben, das das Rechtsverhältnis definierte. Zu einem späteren Zeitpunkt kommentierte die Hauptabteilung Recht und Soziales dieses und bezog die im Einigungsvertrag enthaltenen Regelungen hinsichtlich der Rechtsverhältnisse und sozialen Leistungen für Soldaten der NVA einschließlich der Zivilbeschäftigten mit ein. Jetzt stand es endlich schwarz auf weiß, wie man uns bewertete.

Mit Inkrafttreten des Einigungsvertrages stufte man die NVA-Soldaten dienstgradmäßig herab, und gab ihnen einen neuen, vorläufigen Dienstgrad. Im Fall einer Weiterverwendung sollte dann irgendwann der endgültige Dienstgrad anerkannt werden. Soldaten der Bundeswehr waren wir nun, wenn auch mit Einschränkungen. Diese bezogen sich auf den Eid, die Laufbahnen der Soldaten, Geld- und Sachbezüge, die Heilfürsorge sowie die Versorgung im Dienstverhältnis eines Soldaten auf Zeit für zwei Jahre. Lediglich Wehrdienstleistende erhielten sofort den Status eines Soldaten im Sinne des Gesetzes. Aber auch hier gab es Unterschiede. Die Grundwehrdienstleistenden West erhielten eine Abfindung von 2.500 DM, die im Osten nur von 500 DM. Das ergab einen Konflikt. Nach dieser Panne wurde die Besoldung wenigstens angeglichen.

Später las ich, daß unser Dienstverhältnis ruhte. Das heißt, wir hatten keine soldatischen Rechte und Pflichten, brauchten eigentlich keinen Dienst leisten und keine Uniform tragen. Das traf aber nur für die Truppenteile zu, die in die neue Struktur nicht übernommen und deshalb kontinuierlich abgebaut wurden. Damit hätten wir maximal sechs Monate (über 50jährige bis zu neun Monaten) zu Hause sitzen können und nur auf unsere Kündigungen zu warten brauchen.

Schlüsselpersonal auf Zeit

Da aber ein Interesse vorlag, das Küstenraketenregiment-18 geordnet aufzulösen, drückte man befristet ein Auge zu und schloss einen Kompromiss: Die Dienstbezüge, also unser Gehalt, wurden in gleicher Höhe wie in der NVA weiter gezahlt. Jeder, der gehen wollte, konnte gehen. Die Masse verließ bis zum 31. Dezember 1990 den Truppenteil, und das Restpersonal wurde bis zur endgültigen Auflösung weiterverwendet und dann nach Hause geschickt.

Am 18. Dezember 1990 bekam ich von Kapitän Eicke ein Schreiben ausgehändigt, das mir die Weiterverwendung bis zum 30. September 1991 zusicherte. Für achtzehn weitere Berufssoldaten des ehemaligen KRR traf das ebenfalls zu. Damit stand das Nachkommando.

Jetzt gab es noch zwei besondere Fälle im Rechtsverständnis der ehemaligen NVA-Soldaten. Die Dienstverhältnisse der Zeit- und Berufssoldaten, die in fortbestehenden Truppenteilen in der Bundeswehr verwendet wurden, traten in ein modifiziertes »Dienstverhältnis eigener Art« ein. Jene Soldaten mussten sich für zwei Jahre (SaZ-2) verpflichten. Ergab sich in dieser »Bewährungsphase« kein Entlassungsgrund (Stasi) und bestand weiterhin ein Bedarf, bekamen sie als richtige Berufssoldaten der Bundeswehr einen endgültigen Dienstgrad

verpasst. Vorbildung, Ausbildung, Dienstzeiten, die Laufbahnzugehörigkeiten und die innegehabten Funktionen in der früheren NVA wurden dabei berücksichtigt. Wer älter als fünfzig Jahre war, bekam keine Chance.

Die Entscheidung über die Berufung traf der Bundesminister der Verteidigung. Bevor dieser einen Offizier zum Berufssoldaten ernannte, musste ein unabhängiger Ausschuss dem Kandidaten die persönliche Eignung bescheinigen. Dieser Ausschuss, dessen Zusammensetzung, Befugnisse und Verfahren durch die Bundesregierung geregelt wurde, entschied über Sein und Nichtsein. Damit sicherte die höchste Stelle rechtlich und gesetzlich, daß nicht der geringste Makel dem zukünftigen Berufssoldaten der Bundeswehr anhaftete. Das »demokratische und rechtlich legitimierte Auswahlprinzip« kam ohne Denunzianten nicht aus.

Da in einigen Bereichen des Bundeswehrkommandos Ost die Zeit- und Berufssoldaten wegliefen, baute man eine Bremse ein und schloss mit betroffenen Dienststellen einen pauschalen Kompromiss. Dieser Rettungsanker hieß »SaZ-2-Schlüsselpersonal«. Bei diesem Personenkreis nutzte man das berufliche Schicksal der betroffenen Berufssoldaten schamlos aus. Da sich die Ereignisse überschlugen, konnten sich die meisten noch gar nicht umprofilieren und sie standen ohne berufliche Alternative in der neuen Lebenssituation. In entlegenen Gebieten, in Dranske auf Rügen beispielsweise, traf solches Schicksal oft gleich beide Ehepartner. Jeder Strohalm schien willkommen. Und so klang das Angebot verlockend: Wir halten euch mit NVA-Geld noch über Wasser, dann müsst ihr auch für uns auflösen, verschrotten und abschieben. Wenn alles erledigt ist, könnt ihr gehen. Das war der Sinn des Kompromisses »SaZ-Schlüsselpersonal«.

Um eine geordnete Auflösung zu gewährleisten, entschied man sich mehr oder weniger aus dem Bauch heraus für einen kleinen Kreis von Berufssoldaten, denen man ein befristetes Dienstverhältnis für genau zwei Jahre anbot.

Die Unterstützungsgruppen kannten nun schon diese ehemaligen Berufssoldaten der NVA und konnten sich ein Bild machen über jeden einzelnen Kandidaten. Ich weiß nicht wie es kam, aber eines Tages hatte ich eine Liste in der Hand, auf der alle SaZ-2-Schlüsselpersonen des Bereiches des Marinekommandos Rostock standen. Die meisten kannte ich, und sie kamen aus der 6. Flottille.

Später wurde dieser Personenkreis teilweise in die zivile Gesellschaft MDSG (Material-, Depot- und Servicegesellschaft) integriert. Sie beschäftigte sich mit der Entlaborierung und Lagerung von Munition und anderen Gütern. Im KRR gab es kein Schlüsselpersonal. Das hieß, das KRR wollte man in weniger als zwei Jahren auflösen.

Besoldung und Versorgung

Um den gesamten Komplex abzuschließen, möchte ich die Besoldungs- und Versorgungsregelungen erläutern. Damit es nicht ins Unüberschaubare abgleitet, lasse ich die Regelungen für die unterschiedlichen Dienstverhältnisse (ruhende, eigener Art, Wehrpflichtleistende und SaZ-2) weg.

Unser Regiment wurde aufgelöst, und da gab es in der Masse nur abzuwickeln und weniger zu übernehmen. Da das durchschnittliche Lebensalter im KRR bei 34 Jahren lag, verzichte ich auch auf die Regelungen der befristeten erweiterten Versorgung und der Übergangsrenten. Bei uns betraf das nur zwei Stabsoberfähnriche.

Unsere Versorgung regelte sich natürlich nicht nach dem Soldatenversorgungsgesetz (SVG), sondern nach der auslaufenden Versorgungsordnung der NVA oder der Sozialversicherung. Wie gesagt, wir waren Bundeswehrsoldaten zweiter Klasse. Entsprechend der Festlegungen im Einigungsvertrag wurden die nach der Versorgungsordnung für die Angehörigen der NVA erworbenen Rentenanwartschaften und -ansprüche auf Grund von Dienstzeiten in der NVA bis zum 31. Dezember 1991 in die Rentenversicherung überführt. Diese prüfte man dann

später nach den allgemeinen Regelungen und durch Rechtsverordnung der Bundesregierung (Rentenüberleitungsgesetz) auf ihre Angemessenheit im Vergleich zu den Renten der Sozialversicherung und passte sie gegebenenfalls der Sozialversicherung im beigetretenen Teil Deutschlands an. Bei schweren Verfehlungen konnte die Rente auch gekürzt oder entzogen werden. Alle gesetzlichen Schattierungen für eine zukünftige Handhabung des Versorgungsrechtes schuf man in dieser Zeit. Wir, die Berufssoldaten, die bei ihrer Entlassung keine Ansprüche nach der erweiterten und befristeten Versorgungsordnung der ehemaligen NVA hatten, also weniger als 25 Dienstjahre und weniger als 50 Lebensjahre aufwiesen, bekamen bis zum 31. Dezember 1990, gemäß Abschnitt 901 und 912 der Besoldungsordnung der NVA, die vorgesehenen Übergangsgebühnisse bis 7.000 DM. Übergangsbeihilfen wurden seit dem 3. Oktober 1990 schon nicht mehr gewährt. Jene, die nach dem 31. Dezember 1990 noch verwendet wurden, mussten auf dieses Geld generell verzichten, denn sie bekamen ja weiterhin ihre monatliche Dienstbezüge. Die Übergangsgebühnisse wurden natürlich auf das Arbeitslosengeld angerechnet. Jeder Berufssoldat war also gut beraten, sich bis spätestens zum Jahresende einen neuen Job zu beschaffen, sonst würde das Arbeitslosengeld die 7.000 DM auffressen.

Zum Abschluss ein Vergleich, mit wieviel Geld ein Fregattenkapitän der Bundesmarine nach 15 Dienstjahren als Offizier nach Hause geht und mit welchen Bezügen ein NVA-Offizier gefeuert wurde.

Hier mache ich mal des Vergleiches wegen einen Schnitt, denn ich hatte mich als Berufssoldat verpflichtet, daß heißt für mindestens 25 Jahre. Ich vernachlässige mal ganz einfach 10 Offiziersdienstjahre, in denen meine Dienstbezüge noch gestiegen wären.

Zu jenem Zeitpunkt sähe das dann so aus. Mein Bruttogehalt würde bei zwei Kindern und Ortszuschlag Ib nach Bundesbesoldungsordnung A/West 1993 genau 7.599,76 DM betragen, Stellenzulage nicht berücksichtigt. Mit dem Ausscheiden aus den Streitkräften (gemeint ist die Bundeswehr) hätte ich Anspruch auf eine Pension, die 75 v.H. der Dienstbezüge des letzten Monats entspricht. Daß heißt, ich hätte monatlich eine Bruttorente von fast 6.100 DM. Ich brauchte also für meinen Lebenserhalt nicht einen Finger mehr zu rühren. Und das alles bis zu meinem Lebensende. Natürlich kann ich auch einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Dann gibt es eine Bemessungsgrenze, die besagt, daß ich in den alten Bundesländern 120 Prozent von meinem letzten Gehalt nicht überschreiten darf (in den neuen Bundesländern 130 Prozent). Das wären dann 9.120 DM in der alten Bundesrepublik. Erreiche ich diese Grenze, dann greift die Steuerprogression und der Fiskus streicht das Geld ein. Als zusätzliche Starthilfe bekommen die Berufssoldaten der Bundeswehr steuerfrei eine einmalige Abfindungssumme von 15.000 DM. Diese Übergangsbeihilfe entspricht den 7.000 DM, die wir als NVA-Soldaten erhielten.

Wie sieht es nun mit meiner wirklichen Pension aus? Diese berechtigte Frage veranlasste mich, an den Bundesminister der Verteidigung zu schreiben. Seit der Vereinigung waren fast drei Jahre vergangen und ich erhoffte nun eine doch auf Rechtsgrundlagen basierende und fundierte Antwort zu bekommen. Die erhielt ich auch prompt, drei Seiten lang. Für mich war sie deprimierend. Ich bekomme jetzt nicht einen Pfennig als Pension. Dazu hätte ich mindestens 25 Jahre bei der NVA sein und zum 31. Dezember 1990 ausscheiden müssen. Dann hätte ich einen Anspruch auf wenigstens 22,5 Prozent meines letzten Bruttogehaltes gehabt. Überschlage ich und nehme einen Durchschnittsverdienst von ungefähr 1.400 DM, dann kann sich jeder ausrechnen, was mir ab dem 65. Lebensjahr zusteht. Das ist das spezifische Opfer, das die ehemaligen NVA-Berufssoldaten bis an ihr Lebensende für die Vereinigung Deutschlands zu tragen haben.

Da der Einigungsvertrag vom 31. August 1990 die soldatenversorgungsrechtlichen Regelungen im Beitrittsgebiet nicht festlegt, mussten Neuregelungen her. So entstand in der Bonner Bürokratie die »Soldatenversorgungs-Übergangsverordnung«, kurz SVÜV. Diese unterzeichneten am 24. Juli 1991 der Kanzler und der Verteidigungsminister, danach

verabschiedete sie der Bundesrat. Die Regelung, die einen Teil der ehemaligen NVA-Soldaten betrifft, trat mit dem 3. Oktober 1990 rückwirkend in Kraft. Diese auf drei Blatt Papier gedruckte Bekanntmachung musste ich mindestens zehnmals aufmerksam lesen, um sie zu verstehen. Die Hälfte aller Erklärungen waren Bezüge zu anderen Regelwerken, Verträgen und Gesetzen, die mehr verwirren, als daß sie informieren. Was wurde also im Interesse der Ostsoldaten geregelt? Der Geltungsbereich dieser Verordnung bezieht sich auf Soldaten, die auf Grund der Wehrpflicht ihren Wehrdienst leisteten und die von ihrer ersten Ernennung oder Wiederernennung an verwendet oder dorthin versetzt wurden. Für uns also nicht. Auch unter dem Punkt, der die für die Versorgung der Soldaten auf Zeit maßgebliche Wehrdienstzeit berücksichtigte – Fehlanzeige. Die Versorgung greift nur am Tage der Ernennung zum SaZ-2. Und wenn der betroffene frischernannte SaZ-2 noch den Nachweis erbringt, daß er irgendwann Grundwehrdienst geleistet hat, dann bekommt er die geleistete Grundwehrdienstzeit auch noch angerechnet. Glück dem, der SaZ-2 wurde, Grundwehrdienst geleistet und noch nicht allzulange in der NVA gedient hatte. So einfach ist es, das auszudrücken. Kein juristisches Fachwissen benötigte ich dagegen beim Lesen § 3 der SVÜV. Dort steht unter Punkt (1): »Die Zeit der Verwendung eines Berufssoldaten oder eines Soldaten auf Zeit aus dem früheren Bundesgebiet zum Zwecke der Aufbauhilfe im Beitrittsgebiet wird doppelt als ruhegehalttsfähige Dienstzeit berücksichtigt, wenn sie ununterbrochen mindestens ein Jahr gedauert hat.«³⁹ Mit anderen Worten, die Berechnungszeit für die Rente der richtigen Bundeswehrsoldaten verdoppelt sich, wenn die obengenannten Bedingungen erfüllt werden.

Das alles war im Herbst 1990 im Realablauf nicht so eindeutig. Wir hatten auch keine konkreten Vorstellungen über die Dienstzeitversorgung der Bundeswehr. Bevor das System der Rechtsverhältnisse für die ehemaligen NVA-Angehörigen, aber auch die sozialen NVA-Auslaufleistungen griffen, vergingen mehr als sechs Wochen. Zwischenzeitlich herrschte ein Chaos an Interpretationen, offenen Fragen und natürlich Unsicherheit bei den Betroffenen.

Unterstützer und Auflöser

Für alle rechtlichen und Personalfragen im Küstenraketenregiment war Fregattenkapitän Jörg-Peter Linde verantwortlich. Er war

S1-Offizier und kam aus der Marineschule Flensburg-Mürwick. Kapitän Linde lernte ich im Laufe eines halben Jahres näher kennen. Er kam wie alle Mitglieder der Unterstützungsgruppe freiwillig in die neuen Bundesländer. Ich fragte ihn nie nach seinem Lebensweg oder militärischen Werdegang.

Alles, was ich über ihn weiß, erfuhr ich aus seinen eigenen Erzählungen. Die Marineschule war wahrscheinlich die letzte Station in seinem Soldatenleben. Beim Aufbau gesamtdeutscher Streitkräfte mitzuwirken, daran aktiv teilzunehmen, nahm der ehemalige Starfighter-Pilot als eine große Herausforderung an.

Ich hatte mir Piloten immer als entschlußfreudige, zackige und auf das I-Tüpfelchen genaue Menschen vorgestellt. Genau war er, sehr sogar. Jeder konnte mit seinen Fragen und Problemen zu ihm kommen. Eine Antwort bekam man zwar nicht immer gleich, aber doch ganz bestimmt. Kapitän Linde reichte die Anfragen weiter, erhielt irgendwann eine Klärung und reichte die dann an den Fragesteller weiter. Selbst wenn der Betroffene schon längst entlassen war, schrieb er ihm an seine Wohnadresse und teilte das Ergebnis seiner Bemühungen mit.

Ausgangspunkt aller Probleme blieb der Einigungsvertrag. Nichts ging ohne ihn. Das Vertragswerk nahm den Charakter einer Bibel an. Jede Anfrage wurde an den Regeln des Einigungsvertrags gemessen, dann systematisiert und analysiert, schließlich etappenweise oder komplett beantwortet.

Zu mir hatte Linde ein sehr gutes Verhältnis. Es kam nie vor, daß er sich mir gegenüber überheblich, großspurig oder arrogant verhielt. Hin und wieder diskutierten unsere Offiziere mit dem konservativen Linde. Es gelang aber keinen, den anderen von seinem Standpunkt zu überzeugen.

Am 20. März 1991 fuhr ich mit Kapitän Linde zur letzten Kommandeurstagung nach Strausberg. Danach lud er mich ein, mit ihm nach Westberlin zu fahren, um dort einen Freund von ihm zu besuchen. Ein Vorwand? Eigentlich wollte er nur mit dem Dienstwagen, einem Passat mit Bundeswehr-Kennzeichen und in Uniform über den Kurfürstendamm fahren. Westberlin unterlag zu diesem Zeitpunkt noch dem Viermächteabkommen. Deutschland durfte also »militärisches Gerät« und »Truppen« auf dem Territorium von Berlin (West) nicht stationieren und bewegen. Ich sollte also an einem Jungentreich teilnehmen. Gesagt, getan, ab ging es quer durch Berlin, über den Kudamm bis in eine noble Villengegend in der Herbertstraße. Dort wohnte ein ehemaliger Klassenkamerad von Kapitän Linde. Sofort lud er uns zum Abendessen in sein Stammlokal ein. Als er mich nach meiner beruflichen Zukunft fragte, erklärte ich ihm meine Situation. Sicherheitshalber sollte ich ihm meine Bewerbungsunterlagen mal zukommen lassen, vielleicht könne er etwas organisieren, einen Versuch solle es schon wert sein. Ich machte dies auch, bekam aber später eine Absage.

Kapitän Linde vermittelt mich und andere Offiziere auch an weitere Unternehmen. Sie lehnten aber eine Einstellung von Offizieren aus den neuen Bundesländern ab. Auch der Versuch, über Kapitän Linde in der Dynamit Nobel AG Fuß zu fassen, klappte nicht. Zu diesem Zeitpunkt war die Erfassung der Bestände an Munition der gesamten NVA noch lange nicht abgeschlossen und an die Ausschreibungen des Bundes zur Weiterverwendung bzw. Entlaborierung noch lange nicht zu denken.

Also konnten solche Unternehmen mir momentan nicht weiterhelfen. Jetzt sehe ich Kapitän Linde hin und wieder auf dem alljährlichen Marineball in Bonn. Eigentlich freuen wir uns jedesmal, wenn wir uns bei dieser Gelegenheit begegnen.

Korvettenkapitän Millmann, der auch zur Unterstützungsgruppe im Küstenraketenregiment gehörte, war ein ganz anderer Typ. Ich habe nie herausbekommen, welche konkrete Aufgabe er bei der Auflösung des Regiments erfüllte. Wenn ich ihn suchte, traf ich ihn in der Regel im Dienstzimmer der Korvettenkapitäne Herms, Herfter und des Oberleutnants Stadler. Sie kochten einen guten Kaffee und das öfter am Tag. In diesem Arbeitszimmer gingen immer die Diskussionen hoch her. Millmann, intelligent und kein zaghafter Mensch, erschien fast allen auf den ersten Blick überheblich. Aber es war nicht die Art von Arroganz, die die Ostdeutschen bei den sogenannten »Besserwissis« feststellten. Eines Tages geriet ich in seinem Zimmer in eine heftige Diskussion. Es ging um die Unterstützung beim Wiederaufbau Ost und um die versprochenen blühenden ostdeutschen Landschaften. Millmann geriet in Fahrt: »Glaubt nur nicht, daß hier im Osten auch nur eine müde Mark investiert wird, wenn es sich auf lange Sicht nicht lohnt. Vergesst die Gefühlsduselei der Politiker. Der Westen wird hier Aufbauhilfe nur soweit und solange leisten, wie es den investierenden Unternehmen Gewinn bringt oder zumindest diesen verspricht. Sie werden für euch aber auch nichts aufbauen und sagen, da habt ihr einen neuen oder sanierten Industriegroßbetrieb und nun produziert mal, damit ihr in Zukunft unser Konkurrent werdet. Es wird so sein, daß alles plattgewalzt wird, dann werden die Subventionen des Staates eingestrichen und nur da entsteht etwas, wo mit großer Wahrscheinlichkeit Profit gemacht werden kann. Schlagt euch alles andere aus dem Kopf!«

Ich dachte schon, in eine Versammlung meiner Stabsparteigrundorganisation geraten zu sein, aber die gab es ja schon längst nicht mehr. Millmann wuchs nur über sich selbst hinaus. Heute werte ich seine großkotzige Art zu diskutieren eher als vorausschauende Aufbauhilfe für uns ehemalige Staatsdiener und zukünftige Arbeitnehmer oder Angestellte.

Nachdem das KRR-18 auf eine Handvoll Soldaten geschrumpft war, ging Millmann im Dezember wieder nach Wilhelmshaven zurück. Zuvor organisierte er noch für eine Gruppe

Wehrdienstleistender eine Reise in seine Einheit, dem Marinetransportbataillon-2 in Wilhelmshaven, welches er als Kommandeur führte. Ich fand den Gedankenaustausch und das Kennenlernen eines westdeutschen Truppenteils als interessante Veranstaltung für eine zukünftige Integration zumindest auf der Mannschaftsebene.

Zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel 1990/91 bekam ich von Millmann einen Brief. Der letzte Satz lautete: »Erfolg auf Ihrem weiteren Lebensweg, aber den Tüchtigen gehört die Welt!«

Interesse für die Raketen

Mit der Übernahme der VM durch die Bundesmarine begann eine Serie von Demonstrationen und Vorführungen unserer Hauptbewaffnung, besonders der Startrampen.

Als der Komplex »Rubesh« 1980 eingeführt wurde, gab es eine ähnliche Situation. Alle interessierten sich für die Küstenraketenkräfte der Marine. Angefangen vom Minister und einigen anderen ZK-Mitgliedern bis runter zu den Abteilungschefs im KVM. Alle wollten sehen, staunen und urteilen. Diese Neugier und das Interesse spiegelte den Stolz auf dieses Waffensystem.

Vertreter der Bundesmarine zeigten nun zwar auch ein großes Interesse, hatten sich aber von vornherein schon dagegen entschieden. Sie bewunderten die Raketen beim Sehen, vernostalgiierten sie dann aber bei ihren anschließenden Fachsimpeleien.

Wir zeigten unsere Bewaffnung der BBC, einigen Militärattachés, Egon Bahr, Rainer Eppelmann, Waffenspezialisten der Bundesmarine und unseren Gästen am 3. Oktober, einem Militärdekan und einem Staboffizier der Inneren Führung sowie der Unterstützungsgruppe.

Wir entwickelten ein richtiges Routineprogramm. Interessierte Besucher gaben sich bei uns die Türklinke in die Hand. »Wann kommt Stoltenberg, und wann kommt der Kanzler?« so unkten wir nach jedem Besuch, denn jedes Mal kam ein Vertreter der nächsthöheren Hierachiestufe.

Während meines Aufenthaltes in Hamburg stellte sich der neue Kommandeur des Marinekommandos Rostock im Küstenraketenregiment vor. Flottillenadmiral Dirk Horten, der Laufbahn nach ein U-Bootmann, kam vom Marineamt. Ich lernte ihn als meinen direkten Vorgesetzten noch gut kennen.

Flottillenadmiral Horten schilderte seinen Eindruck vom Besuch des KRR auf der Kommandeurstagung der Marine im Februar 1991 in Olpenitz: »Ich persönlich habe ein Waffensystem gefunden, das mich beeindruckte. Das sind die Küstenraketen, wenn sie nach Eigenortung der Abschussrampe und im IR-Mode geschossen werden. Alles übrige Material...« Dieses Urteil machte ihn uns erst mal sympathisch, abgesehen vom letzten Satz, den ich nicht vollständig wiedergegeben habe. Doch dazu später mehr.

Anschließend besuchten uns Flottenchef Vizeadmiral Braun und Flottillenadmiral Geier, damals ein Abteilungschef im Marineamt. Ich berichtete, die Besucher staunten und fuhren wieder weg. Als nächster kam der Stellvertreter des Kommandeurs des Bw.-Kdo-Ost, Generalleutnant von Scheven. Ihn kannte ich schon vom Vortrag in der General-Schwarzkopff-Kaserne in Hamburg. Wir unterhielten uns, als kannten wir uns schon eine Ewigkeit. Die westdeutschen hohen Staboffiziere traten sehr locker auf, hörten aufmerksam zu – sehr umgängliche Gäste. Es störte sie nicht, wenn ein Fahrzeug schmutzig und nicht gewartet dastand. Vielleicht sahen sie auch einfach darüber hinweg, weil sie sowieso wussten, was demnächst mit dieser Technik, mit den Anlagen und dem Material passieren würde. Früher wären wir Spießbruten gelaufen, wenn ein Befehlshaber nicht gepflegte und gewartete Technik gesehen hätte.

Ich erinnere mich an eine Inspektion des Oberkommandos der Vereinten Streitkräfte in der RTA. Der Vertreter von Kulikow ging durch eine der drei fußballfeldgroßen Raketenhallen in der Technischen Zone. Er zeigte sich sehr beeindruckt von der Ordnung, von der Sauberkeit

und von den guten Lagerbedingungen und sagte: »So wie ihr die Raketen hier lagert, so gut lagern wir nicht einmal unsere Atomraketen.«

Gespräche und Perspektiven

Diesmal ging ich nur mit General von Scheven in die Technische Zone, wo eine Startrampe zur Besichtigung stand. Auf dem Rückweg zum Stab blieben wir am Zoneneingangstor stehen, und General von Scheven fragte mich nach meinen Zukunftsplänen. Ich erzählte ihm von meinen Bemühungen im zivilen Bereich, deutete aber auch mein Interesse für die sowjetischen Streitkräfte an: Abzug, Rüstungskontrolle, Kontakt- und Verbindungsmann. Schließlich beherrsche ich Russisch in Wort und Schrift und kannte die Sowjetunion besser als jeder Westdeutsche zu diesem Zeitpunkt. Wenn die Bundesrepublik schon an einer freundschaftlichen Beziehung mit der Sowjetunion auf Dauer interessiert sei, so sagte ich, dann müsse sie sich auf diesem Gebiet kompetentes Personal schaffen.

So versuchte ich dem General einige Überlegungen zu entlocken, die möglicherweise für mein persönliches Weiterkommen von Interesse hätten sein können. Wie schon so oft: Fehlanzeige.

Oft denke ich in der heutigen Zeit an dieses Thema, wenn es um die Osterweiterung der NATO geht. Die Deutschen, die im Interesse der Amerikaner nach Osten vermitteln wollen, tun sich sehr schwer. Liegt es vielleicht daran, daß bis zum heutigen Tag das Wesen der russischen Seele nicht verstanden wurde?

Die Vorführungen im ehemaligen KRR hielten auch Anfang 1991 ununterbrochen an. Selbst für drei Reserveoffiziere organisierten wir im Rahmen der 19. Info-Wehrübung eine Waffenbesichtigung.

Der Inspekteur der Marine, Admiral Hans-Joachim Mann, mein höchster Vorgesetzter, war mir von allen der angenehmste Besucher. Das spürte ich während seines Besuches, bei seinen Fragen und in allen Gesprächen, die wir führten. Nach seiner Meinung lief die Auflösung der Volksmarine nicht so ab, wie er es sich vorgestellt hatte. Er kannte die Grenzen seiner Macht und fühlte sich nicht sonderlich glücklich, wie wir aus dem aktiven Wehrdienst entlassen wurden. Schon im August 1990 begann er, in Absprache mit Admiral Born, den Abstieg der Berufssoldaten sozialverträglich zu steuern. Da fast das gesamte Offizierskorp der Volksmarine vor dem beruflichen Nichts stand, schrieb er über 400 mittlere und größere Unternehmen an und teilte diesen mit, daß sie für die zur Entlassung kommenden und entlassenen Offizieren der Volksmarine ein gewisses Interesse entwickeln mögen. Natürlich entschieden die Unternehmen selbst, ob sie Bedarf hatten und wer dazu geeignet war. Über solche Hilfe freute sich ein jeder. Ich auch. Am 14. September erhielt ich vom Chef des Stabes ein Fernschreiben, darin stand: »Im Rahmen der Vorbereitung von Berufssoldaten auf zivilberufliche Tätigkeiten ist vorgesehen, am 18. September 1990 im Klub von Saliw⁴⁰ eine Informationsveranstaltung mit dem Leiter eines Bankhauses aus der Bundesrepublik, Herrn Huhn und Kapitän zur See Reiß, durchzuführen.« Dann folgten Uhrzeiten, Verantwortlichkeiten und Teilnehmerschlüssel.

Vom Küstenraketenregiment nahmen Fregattenkapitän Roesner und ich teil. Als die Veranstaltung begann, kam der Chef Kader, Kapitän zur See Pahlig, mit den Gästen. Bankdirektor Rolf Huhn vom Bankhaus Merck, Fink und Co. trat in Uniform auf. Er war Korvettenkapitän der Bundesmarine gewesen. Und das ist es, was ich meine, wenn ich von Menschen und Seemännern rede.

Kapitän Huhn gab eine Reihe von Empfehlungen für die Vorbereitung des bevorstehenden Berufswechsels, vieles klang logisch und simpel. Kapitän Reiß, der speziell die Wünsche und Vorstellungen des Admirals Mann in der Personalpolitik umsetzte, ergänzte die Ausführungen. Nach dieser Veranstaltung ergriff ich die Initiative und versuchte, mit dem doch recht betagten Banker ins Gespräch zu kommen. Wir tauschten unsere Karten aus.

Genau ein halbes Jahr später bekam ich eine Anstellung bei einem Unternehmen, das mit dem Bankhaus des Direktors Huhn eng zusammenarbeitet. Ich weiß nun nicht, ob ich auf seine Empfehlung den Job bekam, oder ob meine Bewerbung bei jenem schweizerischen Unternehmen ausschlaggebend war, bei deren deutscher Tochter ich eine Anstellung fand.

Alles das lag natürlich noch vor mir, als ich Admiral Mann gegenüber saß. Er war, wie alle seine Vorgänger, sichtlich angetan von unserer Bewaffnung, doch sah er für das Küstenraketenregiment keine Verwendung.

Admiral Mann sah ich wenige Wochen später auf dem Marineball in der Bonner Beethovenhalle wieder. Dort unterhielten wir uns noch einmal bei einem Glas Bier und tauschten Gedanken und Eindrücke aus. Besonders hier spürte ich, daß es dem Inspekteur sehr nahe ging, daß sich nicht alles so entwickelte, wie der oberste Marinesoldat es gern gesehen hätte.

Mit dem Besuch von Admiral Mann endete die Besuchsserie westdeutscher Militärs, später kamen dann ausländische Interessenten.

Vom Stabsoffizier zum Aldi-Mitarbeiter

Im November und Dezember 1990 kam der personelle Exodus des KRR-18. Der Leiter der Unterstützungsgruppe hatte sich entschlossen, nur einen kleinen Personenkreis von Berufssoldaten des ehemaligen KRR über den 31. Dezember 1990 hinaus weiter zu verwenden. Niemand wusste etwas Genaues. Selbst die Ausgewählten ahnten ihre Weiterbeschäftigung nur dadurch, daß sie keine Kündigung erhielten.

Wie sah die Personalsituation und das gesamte Umfeld in dieser Zeit aus? Es gab keinen, der eine Weiterverwendung auf Zeit im KRR als den Grundbaustein seiner beruflichen Entwicklung betrachtete. Mancher handelte nach dem Motto: Ich bleibe solange, bis man mich rauschmeißt. Diese Haltung hatte unterschiedliche Ursachen. Entweder fehlende Angebote nach erfolgten Absagen oder Desinteresse und Abwartehaltung.

In dieser Zeit setzte ein großes Interesse an ehemaligen NVA-Soldaten in den Branchen ein, die in die DDR expandierten. Der Handel suchte angeblich Marktleiter. Er schulte die Bewerber zwar um, nutzte sie letztlich dann doch nur als billige Arbeitskräfte für das Auffüllen der Regale. Ich sah bei »Allkauf« oder »Divi« und in anderen Supermärkten in den schnell errichteten riesengroßen Zelten und in umgebauten Getreidehallen, vor den Toren der Stadt Rostock oder mitten in den Neubaugebieten Dierkow und vor Toitenwinkel, so manchen ehemaligen Kapitän zur See aus dem Kommando der Volksmarine. Ich gab aber die Hoffnung nicht auf, einen besserbezahlten Job mit einer gewissen Perspektive zu bekommen.

Der Sturz vom Abteilungsleiter im Kommando zum Aldi-Mitarbeiter drückte die Menschen gewaltig und war mit nichts vergleichbar, was die deutsche Nachkriegsgeschichte in diesem Bereich aufweisen konnte.

Die Versicherungsbranche schluckte nicht wenige ehemalige Offiziere des KRR und der Volksmarine, teilweise mit sehr attraktiven Posten. In dieser Zeit führte ich meinen Dienstplan in erster Linie nach Namen, nach den Familiennamen meiner Unterstellten. Fast täglich verabschiedete ich Offiziere und Berufsunteroffiziere. Die meisten gingen, weil sie irgendeinen Job gefunden hatten, der mehr oder weniger ein gewisses Einkommen gewährleistete. Die keine Anstellung fanden, blieben bis Anfang Dezember, meldeten sich arbeitslos. Das war die ungünstigste Variante. Der entlassene Berufssoldat, der sein Einkommen durch eine neue Erwerbstätigkeit nahtlos überbrücken konnte, bekam 7.000 DM Übergangsgebühren netto auf die Hand. Wer keinen Job erhielt, musste seine Abfindung mit dem Arbeitslosengeld verrechnen – ein Paradoxon. Erst als sich Kapitän Linde von der Unterstützungsgruppe mit diesem Thema beschäftigte, erfuhren wir etwas über die arbeitsrechtlichen und sozialen Übergangsbestimmungen.

Hilfe zum Berufswechsel

An einen späten Dezemberabend besuchte ich eine Veranstaltung des vom Marinekommando Rostock eingerichteten Büros für Hilfe zum Berufswechsel. Es sprach der Leiter des Rostocker Arbeitsamtes. Die Veranstaltung leitete ein Vertreter der Firma Borsch & Partner, der für die Akademie für Wirtschaftsverwaltung (AWV) in Bad Bramstedt Werbung machte. Vieles klang verheißungsvoll – Umschulung zur Führungskraft, Assistent für mittleres und gehobenes Management. Das wäre doch was.

Schnell durchschaute ich die Herren Borsch & Partner. Sie zockten Geld vom Arbeitsamt ab, bildeten unter dem Deckmantel »Kreativität und Kommunikationsfähigkeit« aus, sogar mit fünfmonatigem Betriebspraktikum im Westen. Ob die Betroffenen anschließend eine Anstellung bekommen würden, lag ganz in den Händen der Umschüler. Stutzig wurde ich eigentlich erst, als der Leiter des Rostocker Arbeitsamtes die Ausführungen des Redners von der AWV etwas bremste, als es um Zulassung und Kostenübernahme ging. Es stellte sich noch während der Veranstaltung heraus, daß zwar ein Antrag der AWV beim Arbeitsamt Rostock eingereicht, aber nicht bestätigt war. Die Ausbildung sollte aber bereits am 11. Dezember beginnen. Ich hätte mich kurzfristig und risikovoll entscheiden, also kündigen müssen. Zum Schluss geriet die Veranstaltung zum Eklat, als nach der Präsentation der Umschulungsmaßnahme, im Frage-Antwort-Teil, deutlich wurde, daß die akademieinterne Prüfung staatlich nicht anerkannt wird. Dennoch gingen viele meiner Unterstellten, auch aus dem Zwang heraus, nichts Besseres gefunden zu haben, diesen nicht einfachen Weg.

Ich bewarb mich auf eine Annonce der »Ostseezeitung« im März 1991 als Betriebsleiter der Iso-Glas GmbH in Nordhorn. Nur nicht zimperlich sein und sich etwas zumuten, dachte ich mir, gekocht wird überall mit Wasser. Als Diplom-Ingenieur bemühte ich mich als Bauleiter für Bauleitungsaufgaben bei der Ratzeburger Ingenieurgesellschaft mbH Riebesahm. Ein Angebot als Diplomingenieur der Fachrichtung Elektrotechnik im Betriebsbüro von Klöckner & Moeller in Rostock ließ ich ebenfalls nicht aus. Kurzum die Liste attraktiver Möglichkeiten schöpfte ich nahezu aus. Denn zu mir kam keiner, der mich fragte: »Na, was hätten Sie denn gern?« Nach jeder Absage fragte ich mich: »Was hast du falsch gemacht?« Man brauchte Geduld, Einfallsreichtum und natürlich auch eine große Portion Glück. Ich ließ keine Chance aus und bewarb mich sogar bei der AOK Rostock. Dann schrieb ich an große internationale Konzerne, an deutsche Werften und Banken. Ich wollte damit meine Chancen ausloten und überhaupt wissen, welchen Marktwert mein bisheriges Berufsleben besitzt. Ich schickte Bewerbungen an die Dresdner Bank, an Philips, Siemens, Howaldtswerke-Deutsche Werft und an Dornier Deutsche Aerospace.

Ich nutzte die Presse und Informationen und Tipps von Kameraden aus Ost und West. Zunehmend bot man auch im Marinekommando von Monat zu Monat vielseitigere und vor allem aussichtsreichere Posten an. Der Stellenmarkt der Tages- und Wochenpresse bot wenig Chancen auf einen Arbeitsplatz, die Angebote, die das Marinekommando an die Truppenteile und Verbände verschickte, entsprachen viel besser den Bedürfnissen ehemaliger NVA-Angehöriger. Idealfälle gab es aber selten. Irgendeinen Kompromiss musste jeder eingehen.

Das Büro zur Hilfe für den Berufswechsel erwies sich als eine sinnvolle und nützliche Einrichtung. Die Fernschreiben und die Mitteilungen mit Stellenangeboten und Umschulungsmaßnahmen wurden immer konkreter und vielseitiger. Die eingegangenen Informationen ließ ich in allen Einheiten verteilen. Zusätzlich hingen die Angebote an einer Tafel im unteren Geschoß des Stabes. Jeder konnte sich aussuchen, was ihm am meisten zusagte und reagieren.

Die Firma Hostert Fotomata aus Erkrath schickte beispielsweise ihren Service-Leiter ins Marinekommando und alle Interessenten bekamen bei ihm einen Termin.

Auch die Klöckner-Humboldt-Deutz AG (KHD) organisierte über Konteradmiral a.D. Steindorff eine großangelegte und erfolgreiche Werbekampagne. Das Büro zur Hilfe für den Berufswechsel vermittelte dorthin Arbeitsplätze.

Durch irgendeinen Kanal erhielt auch ich einen Vorstellungstermin. Ich war zwar Ingenieur, aber mit Motoren, Turbinen und anderen Antriebsanlagen hatte ich während meines Dienstes überhaupt nichts zu tun.

Trotzdem ging ich als »Raketschik«⁴¹ zu Herrn Steindorff, Direktor des Büros der KHD in Bonn. Herr Steindorff führte die Gespräche in Rostock. Wir trafen uns im Foyer des Hotels Warnow. Admiral a.D. Steindorff lud mich zu einem kleinen Drink in die Hotelbar ein. Vor einem Jahr hatte ich schon einmal in der gleichen Bar gesessen. Damals war ich der Gastgeber für Gardeoberst Otrakowskij von der Marineinfanterie aus Baltijsk und Oberstleutnant Budenko vom Küstenraketenregiment aus Donskoje.

Am 5. Dezember 1990 stieß ich mit Herrn Steindorff auf meinen Geburtstag an. Unserer Gespräch war von der ersten Sekunde an herzlich, kameradschaftlich.

Herr Steindorff kannte natürlich viele Persönlichkeiten, besonders aus der Industrie. Er schlug mir vor, mich bei einer Personalberatungsfirma zu melden. So erhielt ich von ihm die Adresse des Instituts für Personalberatung (IFP) in Köln. Dort könnte ich mich ohne Kostenerhebung testen lassen, wodurch mögliche Eignungen festgestellt werden können. Warum nicht, wenn es weiterhilft und nichts kostet.

Fast täglich gingen jetzt Meldungen über Stellenangebote und Umschulungsmaßnahmen vom Büro für Hilfe zum Berufswechsel im KRR ein. Schade, daß viele Angehörige des Regiments schon ihre Entlassung beantragt hatten und nicht mehr die Möglichkeiten nutzen konnten.

Erst mit Beginn des neuen Jahres arbeitete das Büro richtig und das Bw.-Kdo-Ost bot Informationsveranstaltungen für ehemalige NVA-Angehörige per Fernschreiben.

Mitarbeiter suchten vor allem Sicherheitsdienste, also Werkschutz, Sicherheitsservice, aber auch Störfallsicherheit und Katastrophenschutz. Die Angebote reichten vom einfachen Wachmann bis zum Geschäftsführer.

Auch im Bereich des Umweltschutzes gab es Möglichkeiten unterzukommen. Alles nicht schlecht. Man musste nur wissen, womit man sein täglich Brot verdienen, die Familie ernähren und – die Studiengebühren bezahlen wollte. Die Universitäten reagierten nämlich schnell. 4.000 DM betrug die Gebühren für die Ausbildung zum Umweltschutzingenieur. Die Rostocker Universität bot auch Zulassungen zum postgradualen Studium »Betriebswirtschaftslehre« an.

Am 1. November bekam ich ein Rundschreiben vom Bundesministerium der Verteidigung, Außenstelle Strausberg. Eine gerade eröffnete Stellenbörse listete in einer Anlage 40 namhafte deutsche Unternehmen mit Telefonnummern und Ansprechpartnern auf, an die man sich zwecks Stellengesuch wenden konnte.

Aus dieser Stellenbörse entwickelte sich später das Büro zur Hilfe für Berufswechsel im Marinekommando Rostock. Ich erkannte die Handschrift des Admirals Mann und des Bankiers Huhn. Trotz dieser uneigennütigen und für viele entlassene Berufssoldaten der Volksmarine hilfreichen Unterstützung gab es natürlich Rückschläge. Unverständlich blieb für uns, weshalb dieses oder jenes Unternehmen mich oder andere Bewerber aus dem KRR schlichtweg ablehnte. Bald merkten wir, daß vor allem Manager in Treuhand-Betrieben, im Verein mit den Betriebsräten, sich gegen ehemalige NVA-Soldaten entschieden⁴².

Das Büro zur Hilfe für den Berufswechsel vermittelte nicht nur, sondern half zum Beispiel ein Dienstzeugnis zu erstellen und informierte über die soziale Sicherung nach dem Arbeitsförderungsgesetz.

Berufsförderung – ein Ost-West-Vergleich

Einen Berufsförderungsdienst (BFD) wie in der Bundeswehr (alt) gab es für uns nicht. Die (echten) Bundeswehrsoldaten haben verschiedene Ansprüche auf diese Berufsförderung: Dazu gehören Eingliederungshilfen (Unterstützung bei der Erlangung eines Arbeitsplatzes, Einarbeitungszuschuß, Umschreibung militärischer Berechtigungen in zivile Scheine, Kostenerstattung bei Vorstellungsreisen, Erstattung von Umzugskosten, Eingliederungs- und Zulassungsschein), Maßnahmen sowohl während der Dienstzeit (berufliche Aus- und Fortbildung an Bildungseinrichtungen außerhalb der Bundeswehr und auch an der Bundesfachschule) als auch nach der Dienstzeit (allgemeinberuflicher Unterricht zur Erlangung der Fachschulreife/Fachhochschulreife, Abitur oder Fachausbildung).

Der Förderungsumfang richtete sich natürlich nach Länge der Verpflichtungszeit. Wenn man den funktionierenden Berufsförderungsdienst der Bundeswehr mit dem vergleicht, was im Osten davon übernommen wurde, so gab es eklatante Unterschiede.

Je weniger Bildung ein Soldat vor dem Eintritt in die Streitkräfte besaß und je länger dieser in der Bundeswehr gedient hatte, desto größer war sein Anspruch auf Berufsförderung. Nach zehn Dienstjahren stehen dem ausscheidenden Soldaten einviertel Jahr während und ein dreiviertel Jahre nach der Dienstzeit Berufsförderung zu.

Wäre ich Offizier der Bundesmarine gewesen, stünden mir lediglich zwei Jahre Fachausbildung nach der Dienstzeit zu, denn ich verfüge über einen Studienabschluss, der dem der Universität der Bundeswehr adäquat ist⁴³. Die Realität zeigte sich aber für einen ehemaligen NVA-Angehörigen anders. Weil beim Zusammenschustern des Einigungsvertrages einiges einfach nicht beachtet wurde. Die ehemaligen Angehörigen der NVA wurden nach ihrem Ausscheiden aus den Streitkräften lediglich nach dem Arbeitsförderungsgesetz (AFG) gefördert (Berufsberatung, Förderung der beruflichen Bildung, Arbeitsberatung und die Arbeitsvermittlung sowie finanzielle Leistungen wie zum Beispiel Berufsausbildungsbeihilfen, Arbeitslosengeld, Einarbeitungszuschuß). Doch hierbei bestimmte nicht der betroffene Leistungsempfänger seinen Beruf, sondern das Arbeitsamt, und das richtete sich danach, was gebraucht wurde.

Vergleicht man die Möglichkeiten der Soldaten erster Klasse und unsere, wird deutlich: Jeder ausgeschiedene westdeutsche Offizier, der auf Grund seines Lebensalters nicht gleich pensioniert wird und einen zivilen Job ergreift, erhält zusätzlich zu seinem Gehalt Übergangsgebühren und Übergangsbeihilfen.

Welche Förderungsleistungen standen nun dem entlassenen NVA-Soldaten zu, der das Glück hatte, sofort einen Arbeitsplatz zu bekommen? Für ihn galten eingeschränkte Fördersätze, zum Beispiel Unterhaltsgeld in Höhe von 58 v.H. als Darlehen, Sachkostenerstattung als Zuschuß⁴⁴.

Die 58 Prozent bezogen sich nicht etwa auf das Bruttogehalt, sondern auf das durchschnittliche Nettoarbeitsentgelt.

Und das war nicht zusätzlich oder oben draufgelegt, sondern damit musste der Betroffene sein Leben und das seiner Familie zumindest für die Zeit der Inanspruchnahme der Förderungsleistung gemäß AFG bestreiten. Die Ansprüche, die noch aus der NVA herrührten, waren teilweise aufgehoben oder liefen aus.

Die hilfreiche Tätigkeit des Büros zur Hilfe für den Berufswechsel wirkte in diesem Zusammenhang wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Hinzu kam, daß das Büro sich schon überlebt hatte, als es richtig zu arbeiten begann, denn zum Jahreswechsel 1990/1991 gab es kaum noch jemand, der hätte vermittelt werden können.

Die Berufssoldaten kümmerten sich in den Monaten November und Dezember vorrangig um ihr weiteres Berufsleben. Sie meldeten sich dazu jeweils bei ihren direkten Vorgesetzten ab. Einen militärischen Dienst gab es nicht mehr. Die bescheidenen Entsorgungsaufgaben führten die immer gerade anwesenden Soldaten im Truppenteil durch. Sie rüsteten mal eine KNBT⁴⁵ oder stellten mal Material für den Golfkrieg bereit.

Tagtäglich verließen mehrere Berufssoldaten das Küstenraketenregiment. Oft saßen wir zu dritt, manchmal sogar zu fünft in meinem Dienstzimmer. Ohne, daß es je eine Abmachung zwischen mir und dem Leiter der Unterstützungsgruppe gegeben hätte, verabschiedete ich meine Berufssoldaten persönlich. Das Formale erledigte Kapitän Linde.

Bewerbung als Staatsnaher

Jeder Entlassene bekam von mir ein gerahmtes Abschiedsbild. Alle Anwesenden postierten sich vor einer Startrampe und fertig war das Abschiedsfoto. Ein kurzer Spruch unter dem Foto erinnerte an die Dienstzeit im Küstenraketenregiment der Volksmarine. Die Kosten dafür beglich ich aus den Einkünften eines Basars, auf dem wir noch vor der Vereinigung Teile des Politlagers verkauft hatten.

Jeder bekam auch als Abschiedsgeschenk ein Buch. Ich holte es einfach aus der Truppenbibliothek, überklebte den Stempel auf der ersten Seite mit einer Widmung oder einem Aufkleber.

Auf diese Weise schickte ich gestandene Berufssoldaten, die viele Jahre ihres Lebens dem Küstenraketenregiment und der Marine geopfert hatten, ins zivile Leben. Beim gemeinsamen Kaffeetrinken redeten wir mehr über die berufliche Zukunft als über die schönen alten Zeiten. Alle, mit Ausnahme sehr, sehr weniger Berufssoldaten, ergatterten irgendeinen Job oder gingen in eine Umschulung. Ein Abteilungschef fing zum Beispiel bei Mc Donalds an, ein Fachoffizier besuchte einen Lehrgang, zum Marktleiter bei Rewe. Ob sie anschließend nur einfache Verkäufer wurden, erfuhr ich nicht mehr.

In diesen Tagen arbeitete ich natürlich auch an meiner Zukunft. Vor dem Jahreswechsel schickte ich tagein, tagaus Bewerbungen an unterschiedliche Unternehmen.

Ich merkte mit der Zeit, daß meine Chancen im Westen wesentlich besser standen als in meiner Heimat. Dementsprechend bemühte ich mich mehr und mehr um eine Arbeitsstelle in den alten Bundesländern.

Und das kam so: Eine Umschulung lehnte ich aus den schon früher genannten Gründen ab, selbständig wollte ich auch nicht werden. In Ostdeutschland befand sich vieles im Aufbau, im Übergang und vieles war deshalb provisorisch. Nicht wenige, die im Westen gescheitert waren, kamen in den Osten, gründeten schnell eine Firma und verdienten sich in Teamarbeit mit alten Seilschaften des SED-Apparates goldene Nasen. Unter ihnen fanden sich Spekulanten, Betrüger und Wirtschaftskriminelle, deren Neugründungen bald in Konkurs gingen. In den Tageszeitungen las ich die Eintragungen der Amtsgerichte im Gewereregister, einige Monate später waren viele Firmen schon wieder aus dem Register gestrichen. Wer in dieser Zeit seriöse Firmen suchte, fand sie wohl hauptsächlich im Westen. Im Osten wuchsen dagegen die bürokratischen Barrieren. Für alles musste man einen Antrag stellen. Und wir DDR-Bürger hatten schon gedacht, daß in der DDR die Bürokratie erfunden worden war.

Ein weiterer Grund, jenseits der ehemaligen Grenze nach einem Arbeitsplatz zu suchen, war die Höhe des Gehaltes. Der Verdienst sollte nicht unter dem liegen, was ich bis zum Ausscheiden aus der Armee verdient hatte. Natürlich musste der neue Job eine gewisse Perspektive bieten und meine Fähigkeiten herausfordern. Wenn ich schon den zermürbenden Prozess der Umschulung umging, wollte ich in der neuen Arbeitsstelle vom ersten Tag soviel wie möglich lernen.

Bei Bewerbungen im Osten spielte die Staatsnähe als Berufsoffizier immer eine negative Rolle. Bevor mir das ein ostdeutscher Entscheidungsträger vorwerfen konnte, ging ich lieber gleich in den Westen. Dort interessierte es keinen, woher man kam oder was man war. Bis zum heutigen Tag gibt es wenige Menschen im Westen, die sich für meine Vergangenheit interessieren. Und wenn mich jemand danach fragte, so antwortete ich offen und ehrlich, auch

mit einem gewissen Stolz. Wichtig war und ist es, ob ich meinen jetzigen Job ordentlich mache.

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Grund, in den Westen zu gehen: Die Parolen, daß es in zwei, drei Jahren nur noch blühende Landschaften in Ostdeutschland gäbe, überzeugten mich schon damals nicht. Die bitteren Erfahrungen, schon einmal einem ideologischen Irrtum aufgesessen zu sein und die nicht schmerzlose Aufgabe meines Soldatenberufes in der DDR, saßen besonders tief und machten mich skeptischer denn je. Für die kommenden Jahre sah ich keine Perspektive an der Ostseeküste.

Ein bisschen fühlte ich mich wie ein Fahnenflüchtiger, doch ich piff darauf. Jetzt galt es vor allen Dingen, den Berufswechsel in ein noch unbekanntes Metier zu schaffen und alle Anstrengungen zu unternehmen, um diesen wichtigen Schritt in meinem Leben auch erfolgreich zu meistern.

Den Jahreswechsel verlebte ich ungewohnt ruhig und erholsam. Früher verbrachte ich wie andere Offiziere auch, nur einen Feiertag im Kreise der Familie. Entweder war ich bei den Soldaten in den Kasernen, auf See, in Bereitschaft im DHS, oder auf Kontrollen in sensiblen Bereichen der jeweiligen militärischen Objekte. In meinem ehemaligen Regiment taten in diesem Jahr nur die Wachmänner Dienst. Sie kontrollierten und bewachten die gesamte Dienststelle. Was sollte auch passieren. Außer Raketentreibstoff gab es nichts zu holen.

Für mich lag das nächste Vorstellungsgespräch bei Holzmann in Frankfurt am Main. Viele Absagen hatte ich schon bekommen, und ich sagte mir: nur nicht verzweifeln und weitermachen. Irgendwann wird das Quentchen Glück schon dabei sein.

Aus Torschlusspanik und um auch die letzte Möglichkeit zu nutzen, entschloss ich mich in den letzten Tagen des alten Jahres doch noch, einen Antrag auf SaZ-2 zu stellen. Ich füllte die Bewerbungsbögen aus. Auf einem Zusatzfragebogen standen ausschließlich Fragen zu meiner politischen Gesinnung. Welcher Partei ich angehörte, welche Posten ich in ihr bekleidete, ob meine Ehefrau im Staatsdienst sei oder ich in einem Dienst-, Arbeits- oder sonstigem Verhältnis zu ehemaligen Nachrichtendiensten der DDR stünde. Kein westdeutscher Soldat braucht solche Fragen in seinen Bewerbungsunterlagen ausfüllen. Die Formularflut Schloss mit der Erklärung zur Treuepflicht gegenüber dem Grundgesetz ab. Einen Monat später bekam ich die Mitteilung aus Strausberg, daß meine Bewerbung eingegangen war. Nach wiederum anderthalb Monaten erhielt ich die Ablehnung meines Antrages. Grund: begrenzter Bedarf.

Das Jahr 1991 begann. In der Dienststelle Schwarzenpfost gab es noch achtzehn Berufssoldaten. Einige von ihnen, vor allem ehemalige Unteroffiziere und Fähnriche, gingen als SaZ-2 in das zukünftige Marinesicherungs bataillon-3 (MSichBtl-3) nach Rostock. Wenige Berufssoldaten, 30 Grundwehrdienstleistende und alle 56 Zivilbeschäftigten blieben noch übrig.

Stabschef Brennecke stufte man vom Fregattenkapitän zum Kapitänleutnant zurück und versetzte ihn als Kompaniechef ins MSichBtl. Sein endgültiger Dienstgrad sollte nach erfolgreicher Absolvierung der zwei Probejahre festgelegt werden. Ich wünschte ihm, daß er wenigstens Kapitänleutnant bliebe. Der ehemalige Kompaniechef der Sicherstellungskompanie, Ex-Kapitänleutnant Winkler, ebenfalls bestätigter SaZ-2, wurde in das Marinestützpunktkommando (MStpKdo) nach Warnemünde versetzt. Auf seinem zukünftigen Dienstposten im Kfz-Bereich saß schon ein Anwärter. Leutnant Winkler kündigte dann auf eigenen Wunsch das Dienstverhältnis eines SaZ-2-Soldaten. Auch Kapitänleutnant Brennecke schied später als SaZ-2 aus.

Als wir am 2. Januar zum Dienst kamen, war es gespenstisch leer im Objekt. Die Demontage der Truppen ging weiter. Fregattenkapitän Eicke, der Leiter der Unterstützungsgruppe, sprach mich an und meinte, daß es unter den heutigen Bedingungen nicht mehr angemessen sei, mit dem Dienstfahrzeug von zu Hause abgeholt und wieder zum Dienstschluss nach Hause gebracht zu werden. Angeblich hätte man sich im Kommando darüber beschwert. Wieder

wurde mit zweierlei Maß gemessen. Die einen flog man am Wochenende vom Marinekommando mit dem Hubschrauber fast bis vor die Haustür, andere flogen ins Wochenende mit der Il-62 von Berlin nach Köln-Bonn.

Der Unterstützer

Wenn ich hier eine unerfreuliche Episode mit Herrn Eicke erzählt habe, so charakterisiert die natürlich nicht die Gesamtheit unserer gemeinsamen täglichen Arbeit. Ich hatte mich bereiterklärt, über den 31. Dezember hinaus zu bleiben und musste natürlich auch mit Kapitän Eicke auskommen, obwohl unsere Auffassungen und Visionen zum Küstenraketenregiment sich diametral gegenüberstanden. Der Leiter der Unterstützungsgruppe brauchte mich, um seine Aufgabe zu erfüllen, ich wollte nicht ohne Arbeit auf der Straße stehen und Arbeitslosengeld empfangen. Also nahm ich Eicke, so wie er war und versuchte mit ihm zusammenzuarbeiten, wie es sich für erwachsene Menschen gehört. Herr Eicke, Jahrgang 1937, war fünfzehn Jahre älter als ich. Er wirkte anders als die anderen aus seiner Gruppe. Ich sah ihn nie wütend, weder tobte er, noch regte er sich sichtbar auf, weder beharrte er auf seiner Meinung, noch verurteilte er vordergründig. Er gab mir sofort, nachdem wir uns kennengelernt hatten, einen tabellarischen Lebenslauf. Ich habe diesen Zettel verlegt oder ihm wieder zurückgegeben. Damals interessierte mich dieser nur nebenbei. Trotzdem erinnere ich mich, daß er auf Zerstörern zur See gefahren, sogar Chef einer Zerstörerabteilung gewesen war. Bevor er in die neuen Bundesländer versetzt wurde, versah Fregattenkapitän Eicke seinen Dienst in der Marinewaffenschule in Kappeln. Seine freiwillige Versetzung schien mir auch ein Ausdruck seiner persönlichen und beruflichen Unzufriedenheit gewesen zu sein. Vielleicht war es eine letzte Herausforderung für ihn, sich bei der Auflösung der Volksmarine und beim Aufbau gesamtdeutscher Flottenkräfte zu beweisen. Obwohl er gern herzlich lachte, hatte er sich stets in seiner Gewalt. Nie arbeiteten wir gegeneinander. Er scheute sich nicht, in den ersten Wochen und Monaten zu fragen: »Was ist das? Erklären Sie mir doch bitte die Zusammenhänge, um was es hier eigentlich geht.« Schnell gewann er die Übersicht und dank enger Zusammenarbeit mit dem Marinekommando gelang es ihm, die Personalfragen weitestgehend so zu lösen, wie er es mit Eintreffen im ehemaligen Küstenraketenregiment vorgesehen hatte.

Alle anderen Fragen erledigte er gewissenhaft, forcierte aber nicht nachdrücklich die Aktivitäten, da er schnell einsah, daß man eine Waffengattung nicht über Nacht ausmustern und verschrotten kann und daß vieles von anderen Instanzen abhängig war, die er nicht direkt beeinflussen konnte. Die Auflösung des KRR ging unter seiner Anleitung dennoch permanent weiter, mal langsamer, mal schneller. Nicht Rache oder Vergeltung trieb ihn offensichtlich an, sondern augenscheinlich der verinnerlichte Wille, an der Einheit Deutschlands mitzuarbeiten. Das gab ihm, so empfand ich es, Kraft und Zuversicht, viele persönliche und berufliche Niederlagen der Vergangenheit zu überwinden und damit seine Soldatenkarriere zu krönen. Obwohl er äußerlich einen drahtigen und zähen Eindruck machte, konnte ich ihn mir nicht als einen richtigen Seebären vorstellen. Er redete sehr bedächtig und es gab keine Situation, in der er einfach emotional reagierte, sich womöglich gehen ließ. Hin und wieder glaubte ich sogar, väterliche und kameradschaftliche Züge an ihm zu erkennen. Oft sagte er: »Es tut mir so unendlich leid, aber es lässt sich nicht ändern...« Doch so richtig nahmen wir ihm das doch nicht ab.

Auf völliges Unverständnis stieß er bei uns, wenn er uns Lebenshilfe in Sachen Demokratie geben wollte und sich dann selbst zitierte: »Ich habe meinem Vati auch immer wieder sagen müssen, daß es während einer Diktatur (gemeint war die Hitlerdiktatur) einfach war, Entscheidungen zu treffen. Man konnte eigentlich nicht viel falsch machen. Denn es war alles geregelt. Wer dafür war, kam zurecht, wenn man dagegen war, hatte man es nicht leicht oder man wurde beseitigt. In einer Demokratie kann man diese Verhältnisse nicht übernehmen. Es

ist viel schwerer, die Wahrheit in einer Demokratie zu finden, als in einer Diktatur.« So redete er mit uns. Er verglich unsere Vergangenheit mit der seines Vaters während der Nazizeit. Dieses Beispiel gab er öfter zum Besten, wir kannten es schon und nahmen es beim fünften Mal gelassen hin. Zu keinem Zeitpunkt in meinem Leben hatte ich empfunden, in einer Diktatur zu leben.

Je länger Kapitän Eicke sich mit dem KRR beschäftigte, desto auskunftssicherer wurde er. Daß der Lernprozess voranschritt, merkte ich daran, daß eines Tages einige Unterlagen wie das Schema der Schießmethoden der SSR und andere Materialien sowie Bücher aus dem Kabinett für die taktische Ausbildung der KRA verschwunden waren. Viel später hörte ich, daß Kapitän Eicke mehrere Vorträge zu diesem Thema in Einheiten der Bundesmarine gehalten hatte.

Am 16. November 1990 fuhr ich mit Kapitän Eicke und Kapitän Linde nach Basepohl ins Fla-Raketenregiment-5 zu einer regionalen Kommandeurstagung der nördlichen Länder, zu der Schönbohm eingeladen hatte. Dieser Tagung war schon drei Tage zuvor eine gleiche Besprechung mit den Kommandeuren der südlichen Region der neuen Bundesländer in Delitzsch vorausgegangen. In dieser Zeit kulminierten nach der Vereinigung Deutschlands nicht nur die Probleme in der NVA, sondern es brodelte auch in der Gerüchteküche. Schönbohm, zum Handeln gezwungen, wollte in erster Linie die Gemüter beruhigen, den Gerüchtopf von der Flamme schieben. Er meisterte dieses Kunststück brillant, wirkte beruhigend und überzeugend. Fast überzeugte er uns, daß es uns in Zukunft nur besser gehen müsste. Durch die regionale Kommandeurstagung Süd gewitzt, waren Schönbohm und seine Männer exzellent präpariert. Durch die Teilung in Süd und Nord konnten sie so mindestens bei der Hälfte der beunruhigten Teilnehmer die Wogen glätten. Auf ausnahmslos alle Fragen gaben sie ausgewogene Antworten, ließen kein Wenn und Aber zu. Der westdeutsche Befehlshaber für die beigetretenen Bundesländer ging an die nicht einfachen Probleme der Auflösung der NVA routiniert heran. Er und seine ihn begleitenden Stabsoffiziere sagten klar und deutlich, daß Entlassungen größeren Umfangs nicht auszuschließen seien, Namen nannten sie nicht. Keiner fühlte sich direkt angesprochen. Zwar war die Stimmung bei den anwesenden Kommandeuren der ehemaligen NVA gereizt, aber nicht so, daß die Meinungs- und Stimmungslage aus dem Ruder lief.

Um der gesamten Veranstaltung in punkto Beruhigung und Besänftigung noch eins draufzusetzen, nahm der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Alfred Biehle, teil. Sein Auftritt glich dem eines Seelsorgers: Schreibt mir eure Probleme auf und was euch sonst noch bedrückt, wir werden dafür Sorge tragen, daß eine gerechte und vor allem demokratisch vertretbare Lösung geschaffen wird.

All das ging uns wie Honig runter, Balsam auch für die Seele. Und es war tatsächlich so. Tage darauf schrieb ich an den Wehrbeauftragten und fragte ihn, weshalb ehemaligen NVA-Kommandeuren ungerechterweise nicht die Chance eingeräumt wird, sich gleichberechtigt auf Dienstposten innerhalb der neuen Struktur der Marine im Osten Deutschlands zu bewerben. Im Klartext: Warum musste die Reduzierung der Truppenstärke der Bundeswehr auf 370.000 Mann ausschließlich auf Kosten der ehemaligen NVA gehen? Warum bot man nicht mir oder einem anderen ehemaligen Volksmarineoffizier den Posten an, den Kapitän Eicke später in Peenemünde erhielt? Es gab genug, die die gestellten Aufgaben in dieser Dienststelle mit zirka 40 Soldaten und 47 Zivilbediensteten auf die Reihe gekriegt hätten.

Meine Aktion mit dem Brief an den Wehrbeauftragten endete ergebnislos.

Und noch eine ganz persönliche Erinnerung nahm ich von dieser Basepohler Kommandeurstagung mit. Ein letztes Mal traf ich die Mehrheit der Truppenkommandeure, mit denen ich zu solchen Anlässen immer zusammenkam und die ich aus langer Zusammenarbeit aus den Flottillen und dem Kommando recht gut kannte.

Das Äußere irritierte nicht nur mich. Jahrelang traten wir uns in Uniformen der NVA gegenüber, nun trugen wir die der ehemaligen Feinde.

Wichtig für mich: Die anderen Offiziere waren zu ähnlichen oder sogar gleichen Entscheidungen bezüglich der eigenen Berufsperspektive gekommen, für mich eine Bestätigung, nichts falsch gemacht zu haben.

Werte und Normen

In der Zeit nach der Vereinigung Deutschlands setzten wir NVA-Soldaten uns notgedrungen mit dem neuen Demokratie- und Rechtsverständnis auseinander. Wir verstanden erst einmal die Welt nicht mehr. Vieles konnten wir nicht fassen und nachvollziehen. Wir versuchten zwar, Ereignisse und Zustände nach unseren althergebrachten Normen und Maßstäben zu bewerten und zu beurteilen, standen dabei aber vollkommen »neben dem Teppich«. Deshalb fühlten wir uns für manches, was geschah, nicht direkt verantwortlich und sahen den Tatbestand mehr als ein Lehrbeispiel für ein neues Demokratie- und Rechtsverständnis.

Ein Beispiel: Maat K. war ein großer, intelligenter und aufgeschlossener junger Mensch. Er diente in der 1. KRA und trat eigentlich nie besonders in Erscheinung, bis zu dem Tag, als ich nach dem Dienst nach Hause fahren wollte. Es war ein schöner und sonniger Herbsttag, und wir gingen nach Dienstschluss gemeinsam von der Unterkunft der Küstenraketenabteilungen in Richtung KDL. Maat K. war schon in Zivil und wollte nach Rostock. Mit dem Ford »Skorpion« seines Vaters wollte er nun in die fünfzehn Kilometer entfernte Hansestadt fahren. Er bot sich an, mich nach Haus zu bringen. Nicht der Kommandeur nahm den bescheidenen und vorbildlichen Unteroffizier mit dem Dienstwagen vom Typ Wartburg P 353 mit, sondern der Unterstellte lud den Regimentskommandeur zu einer Probefahrt mit einem richtigen Westauto ein. Kurzum, ich schickte meinen Fahrer in seine Einheit zurück und stieg in den Nobelschlitten. Natürlich erklärte mir Maat K. auf der Fahrt viele Details und Extras des Autos, fuhr aber sehr vernünftig und sicher bis vor das Haus in der Olof-Palme-Straße, in dem ich wohnte. Damit hatte ich Maat K. etwas näher kennengelernt und bin das erste Mal in einem Ford »Scorpio« mitgefahren.

Als Maat K. eines Tages nicht zum Dienst erschien, machte ich mir noch keine Sorgen. Denn so ungewöhnlich war es freilich nicht mehr, wenn ein Grundwehrdienstleistender oder ein Unteroffizier auf Zeit sich verspätet aus dem Urlaub zurückmeldete. Aber auch am nächsten Tag wurde er als fehlend gemeldet. Zu NVA-Zeiten hätte sich jetzt ein Mechanismus in Bewegung gesetzt, um den Aufenthaltsort und die Gründe des Fernbleibens zu ermitteln. Handelte es sich um Offiziere, wurde noch schneller reagiert.

Unter den neuen Bedingungen vergingen einige Tage, ehe eine Meldung an das zuständige Feldjägerkommando ging. Da es im Osten noch keine entsprechende Einheit gab, betreute den Fall eine Dienststelle aus Westdeutschland. Und das ging ziemlich schleppend. Die Feldjäger informierten erst einmal die Polizeidienststellen. Alles mit einer Ruhe und Gelassenheit, die für mich als NVA-Regimentskommandeur unvorstellbar waren. Kapitän Linde meinte, irgendwann werde Maat K. schon gefasst, ich solle mich nicht sorgen.

In der Zwischenzeit nahmen wir Kontakt zu den Eltern auf, die sehr enttäuscht über das Verhalten ihres Sohnes waren, aber letztlich nicht wussten, wo er sich aufhielt. Nun stellte sich heraus, daß der »Scorpio« nicht das Auto des Vaters war, sondern ein Leihwagen. Und mit dem war er durchgebrannt. Bald meldete sich auch die Bank bei uns, weil sie K. ein nicht kleines Darlehen gegeben hatte. Nun stellten einige Kameraden von K. fest, daß ihnen entwendete Schecks nach und nach eingelöst wurden.

Kapitän Linde behielt recht. In der Nacht vom 23. zum 24. November 1990 stoppte die Polizei den Maat K. bei einer Geschwindigkeitskontrolle in der Nähe von Bremen. Jetzt begann ein richtiger Affenzirkus. Wochen waren vergangen, bevor K. rein zufällig festgesetzt wurde. Jetzt musste er sofort von der Verkehrspolizeidienststelle abgeholt werden. So fuhr der B-1000 mit einem Kraftfahrer und einem Offizier aus der 1. KRA nach Bremen, um Maat K. nach Rostock zu bringen. Die Rückholaktion verlief nach bestehenden Gesetzen, der

Heimweg führte über die zuständige Dienststelle der Kriminalpolizei. Dort wurde ihm sein Straftatbestand bekanntgegeben und ihm mitgeteilt, daß er sich den Behörden zur Verfügung halten solle. An Einsperren dachte die Kripo gar nicht, sondern übergab den verlorengangenen Sohn der zuständigen Bundeswehrdienststelle. Maat K. hatte aber keine Straftat innerhalb der Bundeswehr begangen, deshalb durften wir ihn auf keinen Fall arretieren. Im Regiment hielt sich K. nur für kurze Zeit auf und verschwand wieder. Jeder Soldat konnte in Uniform oder in Zivil das KDL passieren, es gab keinerlei militärische Restriktionen.

Als mir dieser Vorfall am Montag gemeldet wurde, konnte ich nur lachen. In der NVA wäre Herr K. nach der Rückholung im KRR oder in der 4. Flottille arretiert worden. Im Keller der Unterkunft der 1. KRA, gleich neben den Dienstzimmern des Offiziers vom Dienst, gab es zwei speziell eingerichtete Arrestzellen. Die Ausstattung und Einrichtungen waren normgerecht. Doch in den zwei Jahren, in denen ich im KRR diente, konnte ich mich an keinen Fall erinnern, daß dort jemand eingesperrt hätte. Das ging auch gar nicht, denn in den zwei Arrestzellen wurden Mittel des Chemischen Dienstes aufbewahrt.

Einsperren, Verhören oder andere Strafmaßnahmen gehörten also nicht zur Tagesordnung im KRR-18. Doch spätestens zu dem Zeitpunkt, als die Vermutungen auf Kameradendiebstahl sich erhärteten, hätten wir eine härtere Gangart eingelegt. Jetzt wurde überhaupt nichts unternommen, weder zur Straftat- oder Aufenthaltsermittlung noch zur Beweisaufnahme, geschweige denn zur Bestrafung. Spätestens ab diesem Moment interessierte ich mich nicht mehr für K. und seine Eskapaden.

Irgendwann im Januar oder Februar klingelte es zu später Stunde bei mir zu Hause. Feldjäger, zwei hochgewachsene, kräftige Unteroffiziere kamen in der Felddienstuniform des Heeres die Treppe hinauf, stellten sich vor und wollten einige Informationen über K.

Wochenlang, monatelang hatte sich nichts gerührt, und dann kamen sie wegen K. zu fortgeschrittener Stunde zu mir nach Hause. Die Unteroffiziere waren westdeutsche Soldaten, sie konnten dafür nichts.

In der Zeit, in der zum wiederholten Male nach K. gefahndet wurde, ereignete sich das nächste Lehrbeispiel in Fragen des neuen Rechts- und Demokratieverständnisses: Matrose G. hatte Landgang. Und kehrte betrunken nach Schwarzenpfost zurück. Statt sich ruhig in seine Koje zu legen, beschimpfte er den diensttuenden Wachmann am KDL unflätig. Der beschwerte sich berechtigterweise bei mir. Zu NVA-Zeiten hätte ich in diesem Fall auf der Grundlage der DV 010/0/006 »Disziplinarordnung« den Disziplinarverstoß an den zuständigen Einheitskommandeur weitergeleitet, mir seine Maßnahmen melden lassen, um abschließend den Beschwerdeführenden über die verhängte Disziplinarstrafe zu informieren.

Der betreffende Vorgesetzte wiederum hätte mit dem Soldaten eine Aussprache geführt. Während des Gesprächs hätte der Offizier auf einem sogenannten Unterhaltungsblatt alle Details notiert. Das Protokoll wäre dem Unterstellten zusammenhängend vorgelesen, gegebenenfalls korrigiert und von beiden unterschrieben worden. Der Kommandeur hätte einen Befehl mit dem Strafmaß vor angetretener Mannschaft verlesen, und der Übeltäter hätte sich bei dem Betroffenen entschuldigt. Wenn der Disziplinverletzer Partei- oder FDJ-Mitglied gewesen wäre, hätte sich noch die entsprechende Grundorganisation damit beschäftigt, die wiederum auf Vorschlag der jeweiligen Leitung eine Strafe oder eine Erziehungsmaßnahme beschließen konnte. Das hing von den jeweiligen Umständen und dem anschließenden Verhalten des Disziplinarvergehenden ab. Berücksichtigt wurde selbstverständlich auch die gesamte Person, deren Dienstauffassung und die Ergebnisse in der politischen und militärischen Ausbildung. Über das Disziplinarvergehen wäre auch automatisch die zuständige Verwaltung 2000 informiert worden.

In diesem konkreten Fall hätte unter NVA-Bedingungen der Matrose G. mit einem strengen Verweis rechnen und sich in entsprechender Form bei dem Wachmann entschuldigen müssen.

Im Wiederholungsfall wären ein bis zwei »Arbeitsverrichtungen außer der Reihe« fällig gewesen.

Die NVA gab es aber nicht mehr, also fragte ich den Leiter der Unterstützungsgruppe, wie unter den neuen Bedingungen zu verfahren sei. Ich ließ mir die unterschiedlichen Disziplinarmaßnahmen von Kapitän Eicke geben. Sie glichen von der erzieherischen Wirksamkeit den Strafen der NVA-Dienstvorschrift. Gemäß Wehrdisziplinarordnung ZDv14/3 kann der Disziplinarvorgesetzte verhängen: Verweis, strenger Verweis, Disziplinarbuße, Ausgangsbeschränkungen und Disziplinararrest.

Die alte NVA-Vorschrift kannte keine Geldbuße, dafür den Arbeitsdienst und für ein zusätzliches Disziplinarvergehen geringfügigen Ausmaßes, den Tadel. Dieser wurde nur ausgesprochen, es erfolgte kein Nachweis in der Belobigungs- und Bestrafungskartei⁴⁶.

Da ich der höchste militärische Vorgesetzte war – die ehemaligen Einheitskommandeure waren längst entlassen – entschied ich mich für eine Disziplinarbuße. Jetzt hatte ich das Ganze nur noch abzuwickeln. Alle zum Disziplinarvergehen gehörenden Aktivitäten mussten schriftlich festgehalten werden, meist auf speziellen Vordrucken, die wir natürlich nicht hatten. Zuerst erklärte der Beschwerdeführende den Sachverhalt, dann mussten die Aussagen eines Zeugen notiert werden.

Anschließend vernahm ich den »Delinquenten« zum ersten Mal und notierte seine Aussagen, legte Kopien von Dienst einschätzungen und Beurteilungen des Matrosen G. zu dem Vorgang. Dann hörte ich den Vertrauensmann der Mannschaftsdienstgrade an und protokollierte dessen Einschätzungen. Erst wenn das alles zusammengetragen war, konnte sich der DiszVorges nochmals in einer Schlußanhörung mit dem betroffenen Unterstellten unterhalten, und dabei legte der Gesprächsführende ebenfalls ein Unterhaltungsblatt an. Erst wenn das alles erfüllt war, konnte der DiszVorges unter Berücksichtigung der finanziellen Situation des Betroffenen sein Urteil fällen und in Form einer schriftlichen disziplinarischen Anordnung dem betroffenen Soldaten kundtun. Matrose G. musste 150 DM Disziplinarbuße entrichten. Ich weiß nicht mehr, ob er die Summe in Raten oder auf einmal von seinen Dienstbezügen abgezogen bekam.

Als ich das alles durch hatte, erklärte ich den letzten dreißig Grundwehrdienstleistenden bei der nächsten Besprechung, daß wir uns in den letzten Tagen des gemeinsamen »militärischen« Dienstes nicht das Leben gegenseitig schwer machen sollten. In den letzten drei Monaten ihres und meines militärischen Lebens gab es keine Disziplinarverstöße mehr.

Jetzt trat ein gegenteiliger Fall ein. Gefreiter Kubitzke, der eine tadellose und vorbildliche Dienstzeit absolviert hatte, wurde gemäß seines Antrages auf Grund sozialer Schwierigkeiten vorzeitig aus dem Grundwehrdienst entlassen. Ich mochte ihn sehr, eigentlich fiel es mir schwer, auf ihn zu verzichten, dennoch gab ich dem Ersuchen statt. Um seine sehr guten Leistungen abschließend zu honorieren, wollte ich ein positives Exempel statuieren. Ich wollte ihn mit einer Geldprämie von 150 DM belobigen. Da hatte ich einen sensiblen Nerv der Bundeswehr berührt. Meine Bemühungen scheiterten nicht nur an den dazu notwendigen, leider nicht vorhandenen Vordrucken, sondern auch an der Grundeinstellung zu finanziellen Vergütungen.

Wenn sich Schönbohm in seinem Buch über Auszeichnungen und dabei besonders über Geldprämien hochnäsiger äußerte, so konnte ich nach einem Gespräch mit Oberbootsmann Radtke aus der Unterstützungsgruppe die Grundeinstellung der westdeutschen Soldaten zum Thema Geldprämie besser verstehen.

Er sagte: »Ich bin schon viele Jahre beim Bund, aber eine Geldprämie habe ich noch nie bekommen. So etwas ist nicht üblich, bei Grundwehrdienstleistenden schon gar nicht.«

Deshalb hätte er es auch nicht verstanden, wenn nun ausgerechnet der Gefreite Kubitzke eine finanzielle Zuwendung erhalten hätte. Der Oberbootsmann brauchte sich auch keine Gedanken über seine soziale Gegenwart und Zukunft zu machen, Kubitzke hatte dagegen ein paar Probleme mehr. Ich verabschiedete mich bei Kubitzke mit einem warmen Händedruck

und schenkte ihm für seine Zuverlässigkeit einen LAMY-Kugelschreiber mit der Gravur vom Küstenraketenregiment.

Das Raketen-»Fenster« nach Israel

Ich erhielt vom Marinekommando die Weisung, zum 9. Januar die Besichtigung einer Startrampe vorzubereiten und für ein Fachgespräch mit Interessenten zur Verfügung zu stehen. Am besagten Tag erfuhr ich zur Morgenlage von Kapitän Eicke, wer denn nun die Interessenten seien. In der Regel wusste ich das immer rechtzeitig, so daß ich mich auf den zu erwartenden Besuch vorbereiten konnte. Diesmal lief alles kurzfristiger und anonym. Die Gäste waren Israelis, sie sprachen kein Deutsch, nur Englisch. Kapitän Eicke und Oberbootsmann Radtke übersetzten. Letzterer hatte in verschiedenen Dienststellen der NATO gedient, unter anderen auch im Hauptquartier. Ich wurde den beiden Herren in Zivil, einem Korvettenkapitän und einem Fregattenkapitän, vorgestellt. Zu den Gesprächen bat ich den Stabschef dazu, immerhin diente Kapitänleutnant Brennecke wesentlich länger im KRR-18 als ich, und er war bestätigter SaZ-2. So saßen wir zu viert in meinem Dienstzimmer und beantworteten die nicht wenigen Fragen der Israelis. Wir erklärten ihnen alles, was sie wissen wollten: angefangen von Gefechtsmöglichkeiten und Schießverfahren über Sicherstellungsfragen und Führung bis zu Normzeiten und technischen Details. Eine Angabe interessierte sie besonders. Das war die Größe des Suchfensters der Zielsuchlenkanlage der Rakete.

Vor dem Abfeuern der Rakete vom Träger, also vom Schiff oder von der Startrampe, übernimmt die Zielsuchlenkanlage⁴⁷ der Rakete, die entweder vom Fühlungshalter oder vom Funkmeßsystem des Trägers selbst ermittelte Distanz und Peilung zum Ziel. Weiterhin wird in Abhängigkeit von der Schußdistanz der Zeitpunkt des Zuschaltens der Zielsuchlenkanlage vor dem Ziel über das Raketenwaffenleitsystem in die Rakete eingegeben (Einschaltentfernung). Bis zu diesem Zeitpunkt erfolgt die Steuerung der Rakete auf ihrer Flugbahn durch den Autopiloten. Deshalb gibt es für diesen Zeitraum des Fluges keine Möglichkeit, den Flug der P-21/22 durch elektronische Kampfführung zu stören. Nur Artilleriegeschosse oder Luftabwehrraketen können sie aufhalten. Und das ist, wie die Praxis der Volksmarine zeigte, gar nicht so einfach.

In der Regel haben wir das Zuschalten der DSMAÄ oder der Snegir auf den spätesten Zeitpunkt eingegeben und das waren 19,5 Kilometer vor dem Ziel. Wenn also die Zielsuchlenkanlage zuschaltet, hat sie bei einem Einzelziel mit einer Wahrscheinlichkeit von 0,84 das eingegebene Ziel im Visier (Auffaßwahrscheinlichkeit). Die Zielsuchlenkanlage beginnt sofort mit der Zielverfolgung, da die Antenne das Ziel aufgefasst hat. Das zu bekämpfende Schiff hat von diesem Moment an noch reichliche 60 Sekunden Zeit, um die Abwehr gezielt zu organisieren und durchzuführen.

Hat die Antenne der Zielsuchlenkanlage der Rakete das von der Funkmeßanlage Harpun übernommene Ziel oder die vom Fühlungshalter zugewiesene Schußparameter aus irgendwelchen Gründen verloren, beginnt die Antenne in einem Sektor von 12,5 Grad nach links und nach rechts den Funkmeßhorizont abzusuchen. Dabei kann sie das eingestellte Ziel wieder neu auffassen, aber genauso gut auch ein beliebig anderes Ziel in diesem Sektor. Das Auffassen unterliegt der Wahrscheinlichkeitsrechnung, einer Disziplin, in der wir in der Sowjetunion ausgiebig ausgebildet wurden und selbst Berechnungen anstellen mussten.

Schaltet sich die Zielsuchlenkanlage zu, dann gibt sich die Rakete zu erkennen und kann passiv oder aktiv gestört werden. Jetzt interessiert nur noch die Frequenz und die Größe des Suchfensters, in das es gilt einzudringen.

Die Frequenzen sind von Rakete zu Rakete unterschiedlich, es gab damals drei Gefechtsfrequenzen und eine Übungsfrequenz. Das kann bei den sowjetischen Raketen dieser Klasse schon ganz anders ausgeführt sein als bei Raketen, die exportiert wurden.

Das »Fenster« stellte neben der Gefechtsfrequenz somit den verwundbarsten Punkt beim Raketenschießen dar. Wenn eine Salve von mindestens vier Raketen aus zwei Richtungen auf ein Einzelziel abgefeuert wurde, kann nur noch bekämpft werden, wenn in den entsprechenden Richtungen das Suchfenster mit der gleichen Frequenz der Zielsuchlenkanlage aktiv gestört wird. Nur so kann das Gehirn der Rakete ausgeschaltet werden.

Ich wunderte mich deshalb nicht, daß das Gespräch sich schließlich darauf konzentrierte. Als wenn ich das geahnt hätte. Ich gab den Israelis irgendeine Zahl in Mikrosekunden an. Wenn sie es genau wissen wollten, dann sollten sie sich doch damit beschäftigen, schließlich verfügen sie doch über die hochgepriesene High-tech und das notwendige Know-how.

Wen meinten meine Gegenüber eigentlich, vor sich zu haben? Als ehemaliger NVA-Offizier will ich über Ehrgefühl, Verrat und Gewissen erst gar nicht philosophieren. Wir unterhielten uns bis zum Mittag, fast zwei Stunden. Danach verabschiedeten wir sie, und die beiden israelischen Offiziere verschwanden so schnell und unauffällig, wie sie gekommen waren.

Ich weiß, daß die Bewaffnung des KRR der ehemaligen Volksmarine aus militärischer Sicht nicht das Non-plus-ultra war. Auch daß in einigen arabischen Staaten sich die gleiche oder ähnliche Bewaffnung im Bestand der Seestreitkräfte befand und womöglich noch befindet, soll nicht überbewertet werden. Es ist das System, was dahinter steckt. Es besteht ein latentes Informationsbedürfnis. Manchmal werden die Ergebnisse solcher Gespräche tatsächlich nur der Akten wegen erstellt. Irgendwann wird es dann einmal gebraucht und kann dann zweckaufbereitet genutzt werden.

Deshalb finden solche Treffen, wie oben geschildert, zu jedem sich bietenden Anlass statt; werden Technikeinheiten in wehrtechnischen Labors unter die Lupe genommen und unter Verschluss zu haltende Bewertungsdokumente erstellt. Wozu?

Der Kalte Krieg ist doch schon längst Geschichte, oder? In Wahrheit laufen die nachrichtendienstlichen Aktivitäten mit Schwerpunkt ehemaliger Ostblock und Dritte Welt auf Hochtouren, auf keinen Fall mit geringerer Intensität als damals zu Zeiten des Kalten Krieges. Kein Schritt des ehemaligen Gegners wird außer Acht gelassen, nichts bleibt unberücksichtigt, und je undurchsichtiger die Verhältnisse werden, desto größer ist der Informationsbedarf.

Zwar ist der Weltkommunismus systembedingt auf der Strecke geblieben, kaputtgerüstet und ökonomisch in die Knie gezwungen worden, aber auf keinen Fall hat in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Spionage und der nachrichtendienstlichen Tätigkeit westlicher Geheimdienste auch nur andeutungsweise nachgelassen.

Nachschub für den Golfkrieg

Die Israelis waren wir wieder los, aber die Probleme des Nahen Ostens gingen am ehemaligen Küstenraketenregiment nicht spurlos vorbei. Der Golfkrieg tobte. Damit begann eine Diskussion zwischen den Vertretern der Unterstützungsgruppe und den verbliebenen Angehörigen des KRR. Mit besonderer Intensität stritten sich Kapitän Linde (West) und Kapitänleutnant Hösel (Ost). Die westdeutsche Seite im KRR bekannte sich vorbehaltlos zum Krieg gegen den Irak, begrüßte die Entscheidungen der NATO und freute sich über jeden militärischen Erfolg der Alliierten. Die ostdeutsche Seite im KRR verurteilte den Krieg zur Lösung des Kuwaitproblems. Das Paradoxon trat ein, daß ausgerechnet die »Verteidigungsstrategen« der Bundeswehr sich auf Angriff, Sieg und Niederschlagung des Saddam-Regimes eingeschworen hatten. Aus den angeblich nur auf Verteidigung ausgerichteten Bundeswehrsoldaten wurden über Nacht richtige »Wüstenfüchse«, an denen Rommel seine helle Freude gehabt hätte. Dank Grundgesetz hielt sich die Bundesrepublik im Gegensatz zum späteren Einsatz in Serbien aber noch vollständig heraus. Meine Gesprächspartner waren die totalen Kriegsteilnehmer am Fernsehbildschirm. Je mehr der

Krieg in den Medien auftauchte, desto schärfer verurteilten wir die Kampfhandlungen der Amerikaner und der anderen Alliierten. Wir sahen die Bombardierungen von gegnerischen Zielpunkten aus den Cockpits der US-Schlachtfliegerkräfte. Erst später erfuhren wir von ihren Fehlleistungen, durch die Hunderte Zivilisten, besonders Frauen, Kinder, ja sogar eigene Kräfte ums Leben kamen.

Auch der Abschuss einer Linienmaschine über dem Persischen Golf durch den Raketenzerstörer »Vincent«, bei dem mehrere Hunderte Passagiere den Tod fanden, passte besser in unsere Argumentationsreihe als in die unserer Streitpartner.

Kriege, die in der Gegenwart ausgetragen werden, sind Verbrechen. Moderne Kriege unterscheiden nicht mehr in gut und schlecht. Sie müssen verhindert werden. Am 1. Februar 1991 verließ der letzte Tieflader in Richtung Golf das KRR.

Schleppender Ausverkauf

Der Ausverkauf des Regiments verlief weiterhin schleppend. Wir erwiesen uns dabei auch nicht als Aktivisten, die den Auflösungsprozess des KRR beschleunigten. Anfang Januar berechneten wir den noch zu erwartenden Verbrauch an Treib- und Schmierstoffen. 1.300 Liter Dieselmotorkraftstoff (DK) verblieben in Rollreifenfässern und bis auf 4.500 Liter DK und 9.000 Liter Vergasermotorkraftstoff (VK) entleerten wir die Behälter der stationären Tankanlage.

Bis auf ein Notstromaggregat Typ Gad-40 wurden alle anderen Stromerzeugungsanlagen abgezogen. Große Teile der Grundmittel des Verpflegungsdienstes ebenfalls. Dazu zählten Feldküchen, Trinkwasserfahrzeuge einschließlich Hänger, mobile Küchengeräte bis hin zum Essbesteck und anderen Verbrauchsmitteln. Am 9. Januar verluden wir drei Wassertankwagen, ein Kühlhänger und vier Feldküchen FK180 auf dem objekteneigenen Verladegleis in Eisenbahnwaggons. Ob diese Mittel auch in den Nahen Osten gingen, kann ich nicht bestätigen. Ich nahm es aber stark an, mir persönlich war es inzwischen egal.

Am 4. Januar 1991 schloss die Verkaufsstelle der Militärhandelsorganisation (MHO) auf Anordnung des Marinekommandos. Die zwei Verkäuferinnen wurden arbeitslos. Unsere MHO-Verkaufsstelle hatte den Charakter eines »Tante-Emma-Ladens«, in dem es neben Lebens- und Genussmitteln auch Kosmetik, frisches Obst, Kuchen und Kaffee gab. Jetzt musste jeder sich selbst versorgen.

Die Wehrdienstleistenden brachten sich die kleinen Annehmlichkeiten von zu Hause mit oder gaben beim Postfahrer ihre Wünsche ab.

Weiterhin schränkten wir die Verpflegung über das Wochenende und an Feiertagen ein. Mit den nur noch wenigen Mitarbeitern in der Küche konnten wir die gewohnte Versorgung nicht mehr aufrecht erhalten. Ohnehin blieb sowieso kein Soldat an diesen Tagen im Objekt Schwarzenpfost.

Wir führten auch ein neues Lagesystem ein. Soviel Entscheidungen und Probleme lagen nicht mehr an, daß das alte Besprechungs- und Lagesystem aufrechterhalten werden musste. Einmal am Tag kamen die Vorgesetzten, das waren Kapitän Eicke, Kapitän Brennecke, Kapitänleutnant Hösel, Oberleutnant Stadler, Kapitänleutnant Walter sowie Uwe Eckert und ich zusammen und besprachen die anstehenden Aufgaben und Probleme. Das dauerte in der Regel 15 bis 20 Minuten. Um 10 Uhr trafen wir uns täglich zu einer Kaffeepause im ehemaligen Planungskabinett des Regimentes, an der alle verbliebenen Soldaten teilnehmen konnten. Diese Pause war eine Erfindung von Kapitän Eicke. Er schuf sich damit die Möglichkeit, sich mit allen zu unterhalten, die an dieser Runde teilnehmen wollten. Ich fand diese Regelung sehr praktisch, und sie wurde auch ausgiebig genutzt. Diese sogenannte happy-hour entpuppte sich, wie vermutlich auch von Kapitän Eicke gewollt, als Stimmungsbarometer im Ex-Küstenraketenregiment. Wir stritten über neue Lebensweisen, stimmten dienstliche Aufgaben ab und besprachen ganz persönliche Dinge.

Mit Beginn des neuen Jahres passten wir ein letztes Mal die Organisation den gegebenen personellen Bedingungen an. Kapitänleutnant Hösel wurden unterstellt Kapitänleutnant Flemming, die Hauptbootsmänner Ralf Lebert und Gerd Höne und Leutnant Walter. Diese Truppe übernahm die gesamte Haupt- und Spezialbewaffnung einschließlich der herkömmlichen und der speziellen Treibstoffe. Oberleutnant Walter sorgte sich gemeinsam mit den Leutnants Meysing, Krause und Sielaff um die gesamte Kfz-Technik, die Werkstatt und das Kfz-Lager inbegriffen. Oberleutnant Stadler und der Hauptbootsmann Szillat waren die militärischen Disziplinarvorgesetzten der restlichen dreißig Grundwehrdienstleistenden. Oberleutnant Winkler unterstanden der Medizinische Punkt, die B/A-Kammer und der Verpflegungsdienst, fast alles Zivilbeschäftigte. Der Stabschef führte Korvettenkapitän Herfter, Oberbootsmann Keil und die Vermittlung (Fernmeldezentrale). Korvettenkapitän a. D. Uwe Eckert führte weiterhin den gesamten Unterkunftsdienst und Korvettenkapitän Herms war der Vorgesetzte des Wachpersonals und gleichzeitig Kasernenoffizier. Somit hatte jeder Soldat einen konkreten Verantwortungsbereich.

Die zivilen Sachbearbeiterinnen unterstützten die entsprechenden Bereichsleiter. Sie waren natürlich in keiner Weise ausgelastet, aber was sollten wir machen. Irgendwelche sinnlosen Arbeiten erfinden? Vom Marinekommando kamen Anforderungen, die sie dann weiter bearbeiteten. Ansonsten wurden Dokumente, Schriftverkehr und viel, viel beschriebenes Papier aus der politischen und Gefechtsausbildung des KRR vernichtet oder ganz einfach Raum für Raum aufgeräumt und bis auf das Mobiliar geleert. Keiner überstürzte sich dabei. Aber irgendeiner Tätigkeit musste jeder nachgehen. Nur dasitzen, Kaffee kochen und trinken demoralisierte auch die Zivilangestellten.

In den Dezembertagen des letzten Jahres passierte ein schrecklicher Unfall. Gleich neben dem Haupteingang des Küstenraketenregimentes stand ein Wohnblock, in dem ausschließlich Soldaten und Zivilbeschäftigte des KRR mit ihren Familien lebten. Es war in der NVA üblich, daß die Berufssoldaten möglichst in der Nähe der militärischen Objekte wohnten. Die Hauptstraße zur Dienststelle und somit auch zu dem mitten im Wald stehenden Wohnblock führte über die Gleise der Eisenbahnstrecke Stralsund-Rostock. Dahinter stand man schon auf der immer stark frequentierten ehemaligen Fernverkehrsstraße F 105, jetzt Bundesstraße 105. Und genau an dieser Ausfahrt wurde die Tochter unseres ehemaligen Obermeisters Kopplin von einem vorbeifahrenden Auto erfasst und tödlich verletzt.

Ich erwähne diesen tragischen Unglücksfall deswegen, weil es nicht nur einen tiefen Schmerz bei den betroffenen Eltern auslöste, sondern weil dieses Ereignis mit der Entlassung des Obermeisters Kopplin aus dem KRR-18 zusammenfiel. So hart konnte das Leben in diesen Tagen für manchen unserer Mitmenschen sein. In Anbetracht dieser nicht einfachen Situation suchte ich bei der Unterstützungsgruppe Rat. Direkte und materielle Unterstützung von übergeordneter Stelle konnte nicht gegeben werden. Kapitän Linde riet mir, eventuell Verbindung mit dem Soldatenhilfswerk aufzunehmen. Doch meine Versuche scheiterten, weil ich nicht für den Betroffenen sprechen konnte und dieser ja nun auch kein Soldat mehr war.

DDR-Staatsreserve für die Bundeswehr

Der Winter erwies sich als schneereich und kalt. Es zeichnete sich ab, daß der Vorrat der Braunkohlenbriketts in der Dienststelle Schwarzenpfost für die letzte Heizperiode dieses Standortes nicht ausreichte. Bemühungen, Nachschub zu bekommen, scheiterten. Da rettete uns die Vorratshaltung der untergegangenen DDR. Vor über einem Jahr hatten wir ein Kontingent Braunkohlenbriketts als Staatsreserve zugewiesen bekommen. Diese Reserve stand fein säuberlich, Brikett auf Brikett gestapelt und mit alten Kfz-Planen abgedeckt, hinter dem überdachten Vorratsplatz des Heizhauses. Es war allgemein üblich, daß in NVA-Dienststellen staatliche Reserven eingelagert wurden – nicht nur Kohle. Im Munitionslager der 6. Flottille in Sehlen lag einmal Getreide, ein andermal bewachten Soldaten Kartoffeln.

Auch bei uns in der RTA-6 lagerten landwirtschaftliche Produkte. Es gab unterschiedliche Gründe für diese Hamsterwirtschaft auf militärischem Gelände: fehlende zivile Lagerhallen, eine überdurchschnittlich gute Ernte, Reservenbildung für den Export oder andere besondere Zwecke.

Nachdem ich der Unterstützungsgruppe die Zusammenhänge der Reservenbildung in der DDR-Volkswirtschaft erklärt hatte, wärmte sich die Bundeswehr nun mit der sozialistischen Staatsreserve. Vollständigkeitshalber holten wir uns natürlich die entsprechende Genehmigung des Marinekommandos Rostock.

Uns wärmte aber nicht nur die Kohle, sondern auch im übertragenen Sinn unsere Vergangenheit. Alles, was nach Sichtung keinen Wert besaß, ging in den Ofen. Dienstzimmer für Dienstzimmer wurde entleert, gesäubert und alles Brennbares den Flammen übergeben.

Doch nicht alles passte in den Ofen. Und so entzündeten wir in der Technischen Zone mehrmals größere Feuer. Nicht nur die allgemeine Entsorgung und die Reinschiffhaltung erforderten diese Maßnahmen, auch der selektive Abtransport von Großtechnik führte zur Verschrottung und zur Vernichtung durch das Streichholz. Beispielsweise mussten wir die Kommandeurs- Nachrichten- und Betriebstrupp-, kurz KNBT-Fahrzeuge, zum Abtransport vorbereiten. Jedes Kfz sollte einsatzbereit und fahrtüchtig, der Spezialaufbau, mit Fernmeldetechnik vollgestopft, leer sein. Also schlachteten wir die einst mehrere hunderttausend Mark teuren Spezialfahrzeuge aus, schraubten und sägten alles ab. Es sammelte sich zwangsläufig viel teurer Abfall an. Zwei Matrosen unterhielten also ein Feuer und verbrannten alles, was einst so teuer angeschafft und jahrelang gepflegt, gewartet und gehütet worden war.

Bei dieser Vernichtungssorgie kamen natürlich die Frage und die Bitte auf, ob dieser oder jener dieses oder jenes Teil kaufen oder kostenlos erhalten könne. Von Anfang an schaffte ich klare Verhältnisse. Ich duldete nicht, daß materielle Mittel entwendet wurden. Ich verständigte mich Anfang 1991 mit Kapitän Eicke. Wir legten fest, daß vorher gefragt wird, ob diese oder jene Verbrauchsmittel, die eine private Nutzung nicht ausschlossen, mitgenommen werden können. Es gab auf diesem Gebiet keine Probleme mit der Unterstützungsgruppe.

Durch diese Regelung erwarb ich ein kleines »Gartenhäuschen«. Ich hatte die Idee, mir einen alten Raketencontainer in eine Gartenlaube umzubauen. Die Raketen kamen aus der Sowjetunion in Holzcontainern, die äußerst stabil und langlebig angefertigt wurden. Sie waren fast sieben Meter lang, ungefähr zweieinhalb Meter breit und besaßen ein Schrägdach wie ein kleines Häuschen. In der Mitte konnte ich sogar aufrecht stehen. Diese Container waren damals in der NVA sehr gefragt. In allen Dienststellen der VM gab es materielle Mittel wie zum Beispiel Farben, Verdünnungen, auch Reinschiffgeräte, Streumittel oder sperrige Gerätschaften sowie Leergut, die wunderbar in diesen Holzhäuschen abgestellt werden konnten. Fast jede Einheit in der Volksmarine verfügte über diese ehemaligen Raketencontainer. Annähernd hundert dieser Container standen allein auf dem Gelände des KRR. 32 Container mussten zu NVA-Zeiten einsatzklar und verladebereit gehalten werden, wenn es galt, Raketen der Bereitschaftstufe III im konservierten Zustand in Dezentralisierungsräume auszulagern und dort zum Verschuß vorzubereiten. Jetzt brauchte sie niemand mehr. Sie waren vollständig aus Holz, innen sogar mit Sperrholz ausgekleidet.

Nach Absprache wuchteten wir mit einem letzten Kraftfahrzeug- und Kraneinsatz einen solchen Container in meinen Garten. Da unser Garten in den Tagen vor meinem abzusehenden beruflichen Aus mir die einzige Freude bereitete, investierte ich viel Arbeit und Liebe in das Museumsstück. Das Dach strich ich rot, das Haus weiß und die Holzverstrebungen braun. So nahm in den darauffolgenden Wochen der alte Raketencontainer das Aussehen eines einstöckigen Minifachwerkhauses an.

Der 8. Januar 1991 war für Oberleutnant Winkler ein besonderer Tag. Er wurde als erster Offizier des ehemaligen Küstenraketenregiments zum Soldat auf Zeit für zwei Jahre vereidigt.

Der 32jährige Offizier hatte sich für eine Fortsetzung seines soldatischen Lebens als Offizier im militärfachlichen Dienst in der Bundeswehr erfolgreich beworben. Er legte nun den Fahneneid auf die Bundesrepublik Deutschland ab. Das war seine freie Entscheidung, und ich unterstützte ihn dabei mit all meinen Kräften. Auch Kapitän Linde konnte den langen und aufgeschlossenen Soldaten gut leiden.

Zur Vereidigung bereitet Oberbootsmann Keil den Konferenzraum in der Klubbaracke vor. Eine Bundesdienstflagge ließen wir uns aus dem Marinekommando herbeischaffen. In keiner Dienststelle der ehemaligen Volksmarine gab es eine solche Flagge, noch ein Siegel oder einen Stempel. In der ersten Zeit wurden die Dienstaussweise der NVA mit einem Stempelabdruck irgendeiner Bundesmarinedienststelle versehen und gültig gemacht. Meinen Wehrdienstausweis zierte heute noch der Stempelabdruck Nr.11 der »Amphibischen Gruppe«. Erst als ich am 31. April 1991 den Wehrdienst quittierte, besiegelte man meine Dienstzeit im KRR mit dem Stempel »Bundeswehr Marinekommando«. Selbst den Stempel mit der Postanschrift der Dienststelle Gelbensande nutzten wir weiter, handschriftlich ersetzten wir »Nationale Volksarmee« durch »Bundeswehrdienststelle«.

Nachdem wir nun die Bundesdienstflagge hatten, besorgten wir den Rest der Vereidigung in eigener Zuständigkeit: Kaffee kochen, Imbiss vorbereiten, Sekt kaltstellen. Vier Berufssoldaten hielten die Fahne. Fregattenkapitän Linde hielt eine kleine Rede, ich sprach den Fahneneid der Bundeswehr vor, Oberleutnant Winkler sprach den Wortlaut nach. Mir erschien das schon etwas eigenartig. Vor fast zwanzig Jahren wurde ich auf die DDR eingeschworen, vor kurzem erlebten die meisten der ehemaligen NVA-Angehörigen eine Zwischenlösung eines Noch-DDR-Fahneneides, und jetzt sprach ein ehemaliger NVA-Offizier einen Eid auf die Bundesrepublik Deutschland. Wie dauerhaft das Verhältnis zu diesem Fahneneid sein würde, das entschied der Vereidigte selbst und letztlich auch die Gauck-Behörde. Für manchen gab es dann erwartet oder auch ganz unverhofft doch noch das endgültige Aus.

Wie ich viel später erfuhr, quittierte Oberleutnant Winkler auf Grund der Doppelbesetzung der im Kfz-Dienst ausgeschriebenen Planstelle in seiner neuen Dienststelle in Warnemünde - Hohe Düne seinen Dienst innerhalb der zweijährigen Probezeit von sich aus. Kein ehemaliger Angehöriger des KRR wurde also dauerhaft als Berufssoldat der Bundesmarine übernommen. In den darauffolgenden Tagen baten mich Kapitän Eicke und Kapitän Linde, die Wahl der Vertrauensmänner durchführen zu lassen. Der dann gewählte Vertrauensmann der Mannschaftsdienstgrade trat nur in einem einzigen Fall in Aktion. Auch wir ehemaligen Berufssoldaten der NVA, die nun in einem besonderen Verhältnis Dienst taten, wählten einen Vertrauensmann. Das ging ganz schnell und zwangslos. Auch Oberleutnant Winkler brauchte in dieser Funktion nicht mehr wirksam zu werden. Was sollte es auch noch für Probleme zwischen uns oder unseren Vorgesetzten geben, die uns zwangen auf den demokratischen Verschnitt eines Parteisekretärs zurückzugreifen.

Frau Engler, unsere engagierte Küchenleiterin, war schon nach der Wende als Vorsitzende des Personalrates von den meisten der 56 Zivilbeschäftigten der Dienststelle Schwarzenpfost gewählt worden und blieb es auch bis zur endgültigen Auflösung. Mit ihr saßen wir öfter zusammen und berieten die zivilrechtlichen und anderen Probleme mit den Zivilbeschäftigten der Dienststelle. Es gab weder vor noch nach der Übernahme durch die Bundeswehr Probleme, die nicht im gegenseitigen Einvernehmen mit der Interessenvertretung der Zivilbeschäftigten geklärt werden konnten. Bei unseren zivilen Mitarbeitern fühlte ich mich immer sehr wohl. Ich besuchte sie oft an ihren Arbeitsplätzen, setzte mich zu ihnen und diskutierte die aktuellen Probleme, die sie genauso bedrückten wie uns Berufssoldaten. Am wichtigsten war es, sie zu beruhigen und auf keinen Fall nervöser zu machen, als viele von ihnen sowieso schon waren.

Unsere Nerven, ob nun die der Zivilbeschäftigten oder die der Offiziere, lagen frei. Eines Wintertages im Jahr 1991 kam wie immer kurz nach sieben Uhr meine Sekretärin Petra

Zülow zu mir, um den Ablauf des Tages besprechen. Viel war nicht mehr abzustimmen. Ich weiß nicht mehr, was der Anlass war, aber Petra war an diesem Tag nicht gut drauf. Ich äußerte im Gespräch, daß es das Beste wäre, wenn sie so frühzeitig wie möglich einen neuen Job finden würde. Keiner konnte genau sagen, was ist frühzeitig, was ist zu spät. Das musste jeder für sich selbst bestimmen können. Hatte sie mich missverstanden oder hatte ich mich falsch ausgedrückt, möglicherweise dachte sie vielleicht, daß ich sie los werden wollte. Sie begann so bitter und heftig zu weinen, daß ich sie mit Worten nicht mehr beruhigen konnte. Ich wollte nicht, daß sie aus dem Vorzimmer läuft, denn die anderen, die nun auch zur Arbeit kamen, hätten sich gefragt, was beim Kommandeur los sei oder hätten vielleicht noch anderes vermutet. Ich nahm sie in meine Arme, hielt sie ganz fest. Es war kein amerikanischer Liebesfilm, den wir hier spielten, es war die nackte Existenzangst einer meiner engsten Mitarbeiterinnen. Ihr Ehemann, in unserer Dienststelle als Wachmann beschäftigt, stand ebenfalls vor dem beruflichen Aus. Was empfindet da eine Frau, die selbst immer berufstätig war, zwei Kinder und einen Haushalt zu versorgen hat? In wievielen Haushalten, an wievielen Arbeitsplätzen und in wievielen Ehen haben sich ähnliche Situationen abgespielt. Sozialer Abstieg, Arbeitslosigkeit und das Empfinden, einfach nicht mehr benötigt zu werden, waren Gefühle, die die Ostdeutschen gerade kennenlernten.

Ich konnte auch ihr nicht wirklich helfen. Ich war kein Kommandeur mehr, der Machtbefugnisse hatte oder zumindest auf Entscheidungen Einfluss nehmen konnte. Ich war seit dem 3. Oktober 1990 nicht mehr als ein Verwalter, dem Personal und Material bis zum endgültigen Abschub anvertraut wurden und der die Ehre hatte, möglicherweise als letzter das sinkende Schiff verlassen zu dürfen. »Mädchen komm', da müssen wir durch«, mehr fiel mir nicht ein. Erst nach mehreren Minuten konnte sie mein Dienstzimmer schluchzend verlassen, um noch ganz verstört an ihre Arbeit zu gehen. Nach der Morgenlage tranken wir zusammen Kaffee.

Diese Begebenheit wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Nur das gegenseitige Unterstützen, die menschliche Wärme, die in vielen Herzen noch vorhanden war, half den Betroffenen, psychische Barrieren und Klippen zu meistern.

Ein anderes Beispiel: Korvettenkapitän Just, der als Politoffizier schon vor der Vereinigung gehen musste, entwickelte sich zu einem erfolgreichen Versicherungsvertreter der DEBEKA in Mecklenburg-Vorpommern. Für uns Ostdeutsche gab es damals in der Regel nur die Staatliche Versicherung der DDR, und alles war einheitlich geregelt. Nach dem Fall der Mauer boomte keine andere Branche so stark wie die der Versicherungen. Um uns in einigen Grundfragen des Versicherungswesens zu schulen, wandte sich mein ehemaliger Unterstellter an mich, und wir organisierten gemeinsam mit Regierungsoberinspektor Knuth aus der Unterstützungsgruppe ein Forum in unserer Dienststelle. Mir ging es bei dieser Veranstaltung auch darum, den restlichen Angehörigen des KRR zu demonstrieren, daß man erfolgreich in einer völlig anders gearteten Branche ein neues Leben anfangen kann. Auch ich richtete mich moralisch an solchen Menschen auf. »Wenn er es geschafft hat, werde ich es bestimmt auch packen«, redete ich mir ein und versuchte noch einen dritten Ansatzpunkt aus diesem Treffen herauszuholen. Alles befand sich im Aufbau, warum sollen sich nicht weitere ehemalige NVA-Soldaten in diesem Metier betätigen, wenn sie dazu Veranlagung zeigen und der personelle Bedarf bei den einzelnen Versicherungen vorhanden ist. Herrn Knuth bat ich auf jeden Fall, an dieser Gesprächsrunde teilzunehmen, denn auch er konnte uns nicht wenige Tipps geben.

Im Regiment nebenan

Wenn die Küstenrakentruppen der ehemaligen Volksmarine auf Grund ihrer für die Bundesmarine andersgearteten Hauptbewaffnung zu einem Lieblings- und Vorzeigeobjekt avancierten (trotz Nichtweiterverwendbarkeit) und sich dazu einige Interessenten aus

unterschiedlichen Gründen um diese Waffengattung bemühten, möchte ich im folgenden über einen Besuch berichten, bei dem wir die Bewaffnung, Kampftechnik einer völlig anderen Teilstreitkraft besichtigen und anfassen durften.

Und nicht nur das, wir lernten einander näher kennen und erlebten die letzten Momente eines unmittelbar vor der Verlegung stehenden Verbandes, jeder auf seine Weise. Es geht um den Besuch eines Luftwaffenverbandes der ehemaligen sowjetischen Luftverteidigungskräfte in Ribnitz-Damgarten. Und so fing alles an: Die Unterstützungsgruppe löste diese Aktion aus. In vielen Gesprächen äußerten die Mitglieder den Wunsch, eine noch in den neuen Bundesländern dislozierte sowjetische Kampfeinheit zu besuchen, die sich gemäß der Vereinbarungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der damaligen Sowjetunion auf ihren Abzug in ihre Heimat vorbereitete.

Früher existierten Waffenbrüderschaftsbeziehungen zum »Regiment nebenan«, zu einem Fla-Raketenbataillon. Im Rahmen der Wiedervereinigung schlofen sie aus erklärbaren Gründen ein.

Diesmal jedoch baten mich nun die Westdeutschen, einen Termin zum Kennenlernen mit den Sowjets zu vereinbaren. Natürlich wollten sie nicht die einst bestehenden Beziehungen wieder auffrischen, nein, sie hatten nur den Wunsch, einem sowjetischen Offizier die Hand zu geben und sich mit ihm zu unterhalten. Mag es Neugier gewesen sein oder auch nur das selbstverständliche Verlangen, seinen im Territorium stationierten Nachbarn kennenzulernen. Lange warten konnten wir nicht, denn die Bundeswehroffiziere wollten ja noch Kampftechnik und echte Soldaten kennenlernen und nicht vor leergeräumten Panzerhallen oder auf einem flohmarktähnlichen Kasernenhof stehen.

Ich entschloss mich, zur Gvardejskoje Aviazijonnoje Sojedinenije-16⁴⁸ zu fahren. So stand ich vor dem Tor der Kaserne, in der ich schon einmal mit meiner Frau zu Gast bei einem jungen Ehepaar war. Er war ein junger Oberleutnant, sie hatte meine Frau als Kundin in ihrem Modegeschäft kennengelernt. Durch die Vorbereitung der Rückverlegung in die Sowjetunion hatten wir uns aus den Augen verloren.

Diesmal also stand ich in Uniform der Bundesmarine an der Wache. Es dauerte sehr lange, bis sich etwas tat. Zu mir ins Auto stieg nach ungefähr einer Viertelstunde ein Wachsoldat, und wir fuhren bis zum Stabsgebäude der Division.

Dort teilte man mir mit, daß momentan kein »Entscheider« anwesend sei. Wir vereinbarten einen neuen Termin. Langsam kommt man auch zum Ziel, dachte ich, setzte mich wieder ins Auto und fuhr zurück ins zehn Kilometer entfernte Schwarzenpfost. In sowjetische Dienststellen in Uniform hineinzukommen, ist gar nicht so einfach, in Zivil ist es oft kein Problem. Da geht man einfach in Begleitung durch und spricht ein bisschen Russisch.

Oft hatten wir das praktiziert, wenn wir in sowjetischen Garnisonen privat Freunde besuchten oder in die Sauna gingen. Ich merkte auch, daß die hohen russischen Militärs von ihrer gewissen Überheblichkeit noch nicht viel verloren hatten. Sie meinten, selbst bis zu den letzten Tagen der Stationierung die großen Chefs zu sein.

Ich nahm einen zweiten Anlauf. Diesmal klappte es, und ich konnte dem Divisionskommandeur mein Anliegen vortragen, dieser stimmte zu, und wir vereinbarten den 17. Januar 1991 für den Besuch.

Zu fünft rollten wir mit dem VW-Bus nach Damgarten. Ein bisschen aufgeregt waren Kapitän Linde, Kapitän Eicke, Oberbootsmann Radtke und Regierungsoberinspektor Knuth schon. Denn es war nicht alltäglich, was wir an diesem Januartag vorhatten.

Die sowjetische Seite hätte von sich aus niemals den ersten Schritt getan, um sich den ehemaligen Gegnern zu präsentieren. Wenn diese Barriere überwunden war, gab es außer der üblichen militärischen Geheimhaltung von beiden Seiten keine weiteren Hemmschwellen. So war es auch bei uns.

Ohne große Vorreden fuhren wir dem Fahrzeug hinterher, das uns der Kommandeur entgegengeschickt hatte und stoppten nach schneller Fahrt durch die nicht kleine Dienststelle

neben einer großen Flugzeughalle. Vor dieser stand, zur Besichtigung vorbereitet, eine MIG-29 (NATO-Bezeichnung FULCRUM). Kapitän Lindes Augen wurden immer größer. Als ehemaliger Marineflieger saß er bald, ohne große Umschweife, im Cockpit dieses erstklassigen Jagdflugzeuges. Ich übersetzte das sofort einsetzende Frage-Antwort-Spiel. Auch die anderen zeigten sich von diesem Flugzeugtyp sehr beeindruckt. Erst als alle Fragen beantwortet waren, ging es weiter ins Traditionskabinett des 16. Gardeluftwaffenverbandes. Dies bestand aus mehreren kleinen, miteinander verbundenen Räumen. Wie in einer Ausstellung führte man uns von Exponat zu Exponat. Auf einer illustrierten Karte war der »Kampfweg« der 16. Gardeluftwaffendivision dargestellt, also die Geschichte des Verbandes. Aufgestellt in Sibirien, in der Nähe von Omsk, Anfang 1943, trat er von da aus seinen Siegeszug gegen Hitlerdeutschland in Richtung Westen an. Nicht weil die »Russen« nach dem Sieg den Kalten Krieg beginnen wollten, sondern weil das faschistische Deutschland die Sowjetunion überfallen hatte. In vielen Gesprächen mit westdeutschen Militärs hatte ich nicht selten den Eindruck, daß diese historische Wahrheit in Vergessenheit geraten und nur die permanente Bedrohung seitens der Sowjets übriggeblieben war.

In dem Museum sahen wir die unterschiedlichsten Ausstellungsstücke: Pokale, Porträts von Fliegern der 1. Klasse und Helden der Sowjetunion, die in dieser Division gedient und auch ihr Leben gelassen hatten. Daneben hingen an den Wänden Gemälde, Wandteppiche mit und ohne Abbildungen von Lenin, standen unterschiedliche Flugzeug- und Schiffsmodelle, Teile von Waffen mit historischen oder gefechtsmäßigen Hintergründen sowie Fahnen und Banner. An einem großen Schaubild verharren die Bundeswehroffiziere länger als gewöhnlich. Auf einer Landkarte sahen sie die Nahtstelle zwischen den beiden Paktsystemen im nördlichen Bereich. Fotos zeigten abgeschossene Sport- und Aufklärungsflugzeuge und kurze Texte gaben detailliert Auskunft, wie es zum Abschuss oder zur Notlandung an dieser Grenze gekommen war. Schockierend für die westdeutschen Offiziere. Für mich war es nichts Neues. Wer die damals bestehende Grenze verletzte, musste damit rechnen, zur Landung gezwungen, im Extremfall abgeschossen zu werden. Ich merkte, wie verstört diese Berufssoldaten in den folgenden Minuten waren. Daß diese Verfahrensweise militärische Aktivitäten verhinderte, wollten meine Gäste nicht so sehen.

Seit dieser Zeit hat sich in der Welt viel verändert. Präventative Ein- und Angriffe sind möglich geworden. Das reicht von der logistischen Sicherstellung in Somalia und an der Adriaküste, über selektive ECR-Tornado-Einsätze in Restjugoslawien bis zur Bombardierung von Serbien. Die Bundeswehr ist bei NATO-Kampfeinsätzen dabei. Früher hätte sich das keiner erlaubt. Es hat sich also einiges in der Sicherheits- und Verteidigungspolitik verändert. In der heißesten Zeit des Kalten Krieges war der Frieden offensichtlich sicherer.

Jeder führt heute Krieg, wenn er meint, daß seine ökonomischen Interessen eingeschränkt oder gefährdet werden und keine anderen Mittel zur Wahrnehmung seiner Interessen zur Verfügung stehen.

Nach der Besichtigung des Ausstellungsteiles gingen wir in einen Nebenraum. Dort hatten die Gastgeber für einen kleinen Imbiss den Tisch gedeckt. Ich kannte ja das Ritual. In der Sowjetarmee und in der Flotte hielt man bei solchen Anlässen kürzere oder längere Tischreden und trank dabei. So sollte es auch hier sein. Ich übersetzte im Wechsel mit einem zivilen Dolmetscher der Sowjets. Zuerst stellten sich die sowjetischen Offiziere vor – dabei waren immerhin der Stabschef und der Politstellvertreter der Division. Dazu gehörten auch der Chef des Chemischen Dienstes der Division, der beim Katastropheneinsatz in Tschernobyl beteiligt war, und ein Regimentskommandeur, der mit seiner Truppe viele Kampfeinsätze in Afghanistan geflogen hatte. Alle Offiziere besaßen den Dienstgrad Oberstleutnant.

Anschließend stellten sich die Mitglieder der Unterstützungsgruppe vor. Kapitän Linde saß nun erstmals einem echten Politoffizier gegenüber. Was er dabei dachte, hat er mir nicht verraten. Sichtlich verwundert zeigte sich die sowjetische Seite, als Kapitän Eicke und

Oberbootsmann Radtke im Gespräch über Dislozierung und taktische Zuordnung wissen ließen, daß sie recht gut über den Luftwaffenverband Bescheid wussten.

Dann begannen die Trinksprüche. Wir stießen mit Wodka »Smirnoff« an. Die westdeutschen Offiziere hielten sich beim Austrinken diskret zurück. Wir prosteten auf das Glück und den Frieden der deutschen und sowjetischen Völker, auf Gorbatschow, auf die Perestroika und auf den erfolgreichen Abzug der WGT aus Deutschland. Die Sowjets fühlten Anfang 1991 noch nicht die Aussituation, wie wir sie schon hinter uns und zum Teil noch vor uns hatten. Ein Jahr später werden sie ähnliche Empfindungen gehabt haben, als sie, einst als Sieger nach Deutschland gekommen, nun dieses Land als Verlierer verließen und ihre Uniform ausziehen mussten. Obwohl nur als Dolmetscher fungierend, fragte ich den Politstellvertreter, welche Haltung denn die sowjetischen Offiziere beziehen, wenn sie jetzt an ihre ehemaligen Waffenbrüder aus der NVA denken oder über sie sprechen.

Weitestgehend waren sie für die Perestroika, für die Abrüstung, für den Friedensprozess und für die Wiedervereinigung Deutschlands. Doch es schwang immer noch etwas mit, wenn wir über das wiedervereinte, wirtschaftlich leistungsstarke und kulturell bedeutende Deutschland sprachen. So etwas hatte ich schon 15 Jahre zuvor in ähnlicher Form während meines sechsjährigen Studiums nicht selten gespürt.

Immer, wenn es um den Austritt aus dem Warschauer Pakt, die Auflösung der NVA und die Übernahme der ehemaligen Berufssoldaten dieser Armee in die Bundeswehr ging, klang ein Vorwurf mit, der zweifellos in Richtung Verrat und Desertation ging. Ausgesprochen wurde er nie. Meine Vermutung bestätigte sich. Das Offizierskorps sah uns zu diesem Zeitpunkt, trotz aller aktuellen und historischen Euphorie und vergangener Waffenbrüderschaft, als Abtrünnige.

Es war schon dunkel und kalt geworden, als wir aufbrachen. Es war mein letztes Treffen mit sowjetischen Waffenbrüdern.

Sicherheits- oder Spionagebericht?

Den Abzug der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland erlebte ich am Schreibtisch. Wöchentlich bekam ich einen Sicherheitsbericht auf den Tisch über die Aktivitäten und besonderen Vorkommnisse beim Abzug der sowjetischen Truppen. Warum ich diesen Bericht bekam, weiß ich nicht, er war in keiner Weise eingestuft, also nicht geheim. Trotzdem hatte ich immer das Gefühl, einen Spionagebericht in den Händen zu halten. Truppenstärken, konkrete Bezeichnungen der Einheiten, Truppenteile und Verbände und die genaue Anzahl der verlegten Kampftechnik waren detailliert aufgeschlüsselt und jede Besonderheit wurde extra bewertet. Früher wusste man, daß diese Truppe GSSD hieß, ungefähr eine halbe Million unter Waffen stehende Soldaten hatte und daß sie uneingeschränkte Freiheiten auf dem Territorium der ehemaligen DDR genoss. Genaueres wusste man nicht, ahnte es höchstens.

Nun las ich diese Informationen. Sie konnten nicht von einer kleinen Gruppe erstellt worden sein. Der gesamte Verlegungsprozeß WGT wurde flächendeckend beobachtet und analysiert. Da die sowjetische Seite zu keinem Zeitpunkt ihrer Stationierung über sich selbst berichtete, musste der neue Militärabwehrdienst offensichtlich schnell und nahtlos in den neuen Bundesländern arbeiten.

Mehrmals spürte ich das in den letzten Tagen meiner Dienstzeit. Ein Beispiel: Am 22. März 1991 meldeten sich drei Bundesmarineoffiziere aus dem Flottenkommando in Glücksburg bei der Unterstützungsgruppe. Da diese keine kompetente Auskunft geben konnte, wurde ich hinzugezogen. Zuerst ging es ganz allgemein um die Doppelstocklagerung der Raketen.

Oh, dachte ich mir, da seid ihr an der richtigen Stelle.

In der Volksmarine lagerten wir, seit der Einführung der Tarantul-1-Klasse (Projekt 1241), Raketen der Bereitschaftsstufe III, also konservierte Raketen der Typen P-15/P-15U und P-

21/22, mit einem Huckepackverfahren in den Raketenhallen der RTA-6, der RTTB-18 und des KRR-18. Der Grund war ganz einfach. Vorauszusehen war, daß die Anzahl der in den Truppen- und Operativen Vorräten befindlichen Raketen durch die Einführung der kleinen Raketenschiffe in die Höhe schnellen, vorschriftsmäßiger Lagerplatz aber nicht vorhanden sein würde. Dem KVM und auch dem MfNV fehlten die finanziellen Mittel, um neue Raketenhallen zu bauen. Deshalb begannen die Stabsoberfähnrliche Lutz und Domke aus der RTA-6 sowie ich, im Mai/Juni 1983 ein Doppellagerkonzept für Seezielraketen zu entwickeln. Im März 1994 hatten wir den Prototyp entwickelt, berechnet und hergestellt: die Huckepackvariante.

Am 7. Oktober 1984 kam das erste Schiff und damit der erste Kampfsatz an Raketen, vier weitere Schiffe folgten. Die Raketenbestände im KRR-18 wuchsen auf Grund der Indienstellung von vier weiteren SSR ebenfalls stark an. Je mehr Raketen P-21/22 in der 6. Flottille und im KRR-18 eintrafen, desto mehr setzte sich die Huckepackvariante als die beste der untersuchten Varianten durch.

Nun kamen die Bundesmarineoffiziere, ich vermute sie waren aus einem Operativen Stab des Flottenkommandos, und interessierten sich für die Doppelstocklagerung. Sie wussten zu diesem Zeitpunkt nicht, daß sie einen der Erfinder vor sich hatten.

Naiv dachte ich anfangs, die werden bestimmt den gleichen Platzmangel haben, wenn sie die Raketen für ihre Untersuchungen irgendwo hinstellen müssen. Ich sagte zu den Herren: »Kommen Sie, wir gucken uns das mal vor Ort an.« Wir gingen zu einer der drei Raketenhallen, in der mehr als zwanzig Raketen im Huckepack standen. Im Gespräch erfuhr ich, daß sie bei der Aufarbeitung operativer Bewertungen erfahren hätten, daß taktische Seezielraketen im Doppelpack gelagert würden. Sie wollten nun wissen, ob die Sowjetflotte und die damaligen Verbündeten ihre Raketen ähnlich lagern würden. Wäre das so, müssten sie in allen satellitenmäßig erkundeten Lagerorten vermutlich mit der doppelten Anzahl von Seezielraketen rechnen. Nachdem ich einigermaßen den Hintergrund dieser Aktion verstanden hatte, erklärte ich den Bundesmarineoffizieren, daß ihre Annahmen nicht zuträfen. Dieses Beispiel beweist aber, wie gezielt Informationen aus Dokumenten der NVA und der Volksmarine in kürzester Zeit selektiert, bewertet und untersucht wurden und operativ-taktische Analysen auslösten.

Die letzten Januartage verliefen in grauer Unbedeutsamkeit, ich fasse meine Erinnerungen kommentarlos zusammen:

23. Januar 1991. Unser Dienststellenelektriker, Herr Beckendorf, verlässt uns am heutigen Tag. Sein neuer Arbeitsort ist die Bundeswehrkaserne in Sanitz. Zwar haben wir keinen Fachmann mehr, aber darauf können wir verzichten. Arbeitsplatzerhalt geht vor. Oberbootsmann Keil, der wegen seiner Fußverletzung über den 31. Dezember 1990 weiterverwendet wurde und lange Zeit im Lazarett in Hamburg lag, erhält seine Kündigung zum 31. März 1991. Unglücklich humpelt er davon.

Ein KIPS und ein Diko werden nach Eckernförde abgeführt. KIPS bezeichnet den gesamten Gerätekomplex, der in den Spezialaufbauten von zwei geländegängigen Lkw des Typs Sil-131 montiert und zur Kontrolle und Überprüfung der Raketentyps P-21/22 notwendig war. Beide Spezialaufbauten enthielten Mess- und Prüfapparaturen unterschiedlichster Zweckbestimmung, um unter feldmäßigen Bedingungen die Seezielraketen zu überprüfen und in einen verschußklaren Zustand zu bringen. Damalige Herstellungskosten dieses sowjetischen Gerätekomplexes: 801.610 transferable Rubel, also 2,2 Millionen DM. Zwei dieser Komplexe befanden sich im KRR.

Der Diko ist eine auf einem geländegängigen Lkw Typ W-50 LA/A montierte Dieselmotorstation aus DDR-Produktion, deren letzte Verdichtungsstufe Luft mit einem vorgeschriebenen Taupunkt bis auf 350 bar komprimiert. Diesen Luftdruck brauchten wir für verschiedene Funktionen der Rakete.

24. Januar 1991. Heute gehen zwölf Raketenzielsuchköpfe »Snegir« auf die Reise in die Wehrtechnische Dienststelle 71, Eckernförde-Surendorf. Ein dringend benötigtes Steuerpult Typ DK 101 S für die Zielsuchlenkanlage wird mit dem Pkw hinterhergefahren.

Beide Radschlepper vom Typ ZT-304, die bei uns den innerbetrieblichen Transport der Raketen sicherstellten, werden nach Böhlendorf gefahren, ins zukünftige Marinetransportbataillon.

Da die Weiterverwendung der Startrampen gegenwärtig noch ungeklärt ist, halten wir sie in einer wochenweisen Fahrbereitschaft. Wir fahren sie innerhalb der Technischen Zone, überprüfen alle Funktionen und beseitigen alle auftretenden Mängel und Fehler. In der nächsten Woche prüfen wir die nächste. Zusätzlich führen wir bei einer SSR die vorgeschriebene Wartung Nr. 2/3 durch.

30. Januar 1991. Aufräumen des Nahausbildungsgeländes. 11 Uhr Vereidigung von Kapitänleutnant Brennecke als Saz-2, diesmal im Marinekommando Rostock. Vorbereitung von VS-Dokumenten für ausländische Verbündete.

31. Januar 1991. Abgabe von zwei Hängern HL-50/80. Regierungsoberinspektor Knuth beabsichtigt die Angestellten des Verpflegungsdienstes, Frau Düwel, Frau Herfter und Frau Engler, in seinen Standort nach Heide mitzunehmen, um ihnen die Gegebenheiten des Verpflegungsdienstes innerhalb der Bundeswehrverwaltung vor Ort anschaulich zu erklären.

Heute Nachmittag findet eine spezialfachliche Beratung mit Vertretern der WTD-91 statt. Vom ehemaligen KRR nehmen Kapitänleutnant Hösel, Oberleutnant Walter und Hauptbootmann Höne teil. Anschließend nahmen die Meppener noch drei P-21 und zwei P-22 mit. Wir stoßen auf Hauptbootmann Szillats 30. Geburtstag an.

Wir bereiten die nächste Entlassungswelle Anfang Februar 1991 vor. Diesmal trifft es die Zivilbeschäftigten. Die Struktur der Bundeswehr befand sich zu dieser Zeit in der mittleren Planungsphase. Niemand konnte Auskunft geben, welche Dienststellen zu welchem Zweck erhalten bleiben sollten. Erste Planungsergebnisse über die Aufstellung der Dienststellen im Verantwortungsbereich des Marinekommandos Rostock wurden zum 19. März 1991 bekannt. Selbst da war noch nichts in Sack und Tüten.

Das Nachkommando

Daß die Küstenraketen verschwinden werden, das war nun allen bekannt. Ob die Dienststelle Schwarzenpfost als militärisches Objekt für andere Teilstreitkräfte, Waffengattungen oder Dienste ein Interesse darstellte, vermochte keiner einzuschätzen und festzulegen. Im Dezember 1990 verschärfte sich das Chaos durch ein Versehen. Im Heereskommando Ost in Potsdam erhielt die Dienststelle Schwarzenpfost den Vermerk »dN« – dauernde Nutzung. Erst in der letzten Dekade Januar 1991 entdeckte man diesen Fehler, änderte ihn in »dE« – dauernd entbehrlich. Kapitän Linde verstand in dieser Zeit seine eigene Arbeit nicht mehr, auflösen oder aufbauen?

Der Funken Hoffnung glimmte also immer noch, auch wenn viele sich schon anderwärtig interessierten. Wäre das Versehen in der Signatur in der Dienststelle Schwarzenpfost bei den Zivilbeschäftigten publik geworden, wäre ein Hoffnungsfeuer daraus geworden. Die Kündigungen wurden deshalb, obwohl sie laut Fahrplan schon längst überfällig waren, zugunsten der Zivilbeschäftigten zurückgehalten. Die Entlassungen verliefen etappenweise, je nach Notwendigkeit. Als Grundlage gelten dabei die Arbeitsverträge mit den vereinbarten Kündigungsfristen laut Arbeitsgesetzbuch (AGB) der DDR. Die Aushändigung der Kündigungen erfolgte durch die StOV, was letztendlich so aussah, daß die Kündigungen gesammelt, für jeden Bereich getrennt, mir von der Unterstützungsgruppe übergeben wurden und ich, wie gehabt, die Ehre hatte, sie persönlich den entsprechenden Mitarbeiter(-innen) zu übergeben. In Vorbereitung dieser Maßnahme fand eine Besprechung mit den Zivilbeschäftigten statt, auf der einige Empfehlungen im Zusammenhang mit den

bevorstehenden Entlassungen mitgeteilt wurden. Die erste war die pauschale Aussage, daß der Truppenkörper aufgelöst wird und daß auf keine Wunder gewartet werden sollte. Die Entlassungen sollten von beiden Seiten vorbereitet und durchgeführt werden. Es wurde als sinnlos eingeschätzt, auf die »blauen Briefe« zu warten und dann erst zu handeln. Weiterhin wurde großzügige Unterstützung für Freistellungen zur Arbeitsbeschaffung oder zur Teilnahme an Fahrschulen unter Beibehaltung der Erfüllung notwendiger und wichtiger Arbeitsvorgänge gewährt. Begonnene Arbeiten sollten abgeschlossen werden. Übergaben materieller Mittel an das Nachkommando sollten organisiert ablaufen. Es wurde angeraten, mit aller Anstrengung einen neuen Arbeitsplatz zu suchen und nicht durch die Instanzen der Arbeitsgerichte zu gehen. Neubewerbung und Kündigung sollte als parallele Prozesse angesehen werden.

Für Frau Domigalle und Frau Peters musste ein Antrag an die Hauptfürsorgestelle durch die StOV bezüglich ihrer Weiterbeschäftigung gestellt werden, da sie als behinderte Personen eingestuft waren. Der Gesetzgeber schreibt bei der Kündigung eines Behinderten vor, daß innerhalb von zwei Wochen, nachdem der Arbeitgeber (StOV) den Kündigungsgrund festgestellt hat, er bei der Hauptfürsorgestelle die Zustimmung zur Kündigung einholen muss. Um weitere Fragen zu klären, sollten sich die Zivilbeschäftigten vertrauensvoll an Regierungsoberinspektor Knuth wenden. Das war die Einstimmung.

Am 27. Februar 1991 bat ich alle Wachmänner zu mir, um ihnen zu kündigen. Vor einem Jahr war ich froh gewesen, diese Männer einstellen zu können, nun musste ich sie nach engagiertem und problemlosem Dienst entlassen. Dabei waren die sicherheitspolitischen Bedingungen komplizierter und brisanter geworden.

Und es handelte sich nicht nur um junge Wachmänner, sondern auch Menschen, die schon das 50. Lebensjahr überschritten hatten. Auf dem freien Arbeitsmarkt galten diese Männer als nahezu unvermittelbar. Mit einer gehörigen Portion Fassung bestätigten sie den Empfang der Kündigung und gingen wieder auf Wache bzw. fuhren nach Hause. Die meisten Entlassungen wurden unter Berücksichtigung der Kündigungsfristen erst nach einem Vierteljahr rechtskräftig. Ähnlich verlief es in den anderen Bereichen.

Unsere Mitarbeiter des medizinischen Dienstes wurden genauso wie die der Verpflegungssicherstellung erst bei der Verabschiedung der Grundwehrdienstleistenden entlassen. Wir ließen uns alle noch die Zähne von unserer Zahnärztin Frau Dr. Schmidt behandeln, und dann war auch das Geschichte.

In den darauffolgenden Wochen und Monaten trat bei diesem und jenem eine unerwartete und positive Wende ein. Herr Knuth und Herr Linde vermittelten einigen eine Anstellung in benachbarten Dienststellen, die, nachdem das Aufstellungskonzept durch Stoltenberg abgesegnet war, neu errichtet wurden. So übernahm das Marinesicherungsbatallion in der Kopernikusstraße in Rostock fast das gesamte Küchenpersonal. Auch aus dem Unterkunftsdienst wurden, nachdem der Materialabschub des gesamten Regiments abgeschlossen war, viele Zivilbeschäftigte in Sanitz, in der StOV und im Marinestützpunktkommando Warnemünde eingesetzt. Mancher ging aber den schweren und ungewohnten Weg über das Arbeitsamt und über die Arbeitslosigkeit.

Die nächsten Tage verliefen ohne große Aktivitäten, deshalb fasse ich sie tagebuchmäßig und im Telegrammstil zusammen:

11. Februar 1991. Die Gebrüder Carsten und Uwe Walter erhalten ihre Bestätigung als SaZ-2. Dem älteren Bruder wird ein Dienstposten in einem Verteidigungskreiskommando (VKK) angeboten. Kapitänleutnant Walter und sein Bruder lehnen beide das Angebot vom Bundeswehrkommando Ost ab. Vom amerikanischen Zigarettenhersteller Reynolds lag ein besseres Angebot vor. Es geschieht recht selten, daß jemand sich zwischen zwei Angeboten entscheiden konnte.

12. Februar 1991. Fregattenkapitän a.D. Münch berät mit uns, wie in der Endphase die Verpflegung gewährleistet werden soll und wie nicht mehr benötigte materielle Mittel abgegeben werden können.

13. Februar 1991. Entsprechend einer zentralen Weisung müssen nach der ZDv 43/1 und ZDV 43/2 alle ehemaligen Militärkraftfahrer der NVA und auch die Nutzer (Fahrzeugverantwortlichen) auf die neuen Bestimmungen des Kraftfahrdienstes der Bundeswehr umgeschult werden. Ein gefundener Anlass für mich, einen kleinen check-up von den Portepéeunteroffizieren zu machen.

Wie oft hatte ich gehört oder gelesen, daß die NVA viel zu viele Offiziere habe, weil diese größtenteils die Arbeit der Unteroffiziere machen müssten. Die seien nicht so intelligent, ja nur Dispositionsmasse oder Erfüllungsgehilfen des Offizierskorps gewesen. Auf solche Äußerungen reagierte ich allergisch. Woher nahmen die westdeutschen Feststeller und Besserwisser so viel Arroganz her, über eine ganze Dienstgradgruppe so pauschal zu urteilen. Natürlich gab es auch manchen »Blindfried«, der sich nur verpflichtet hatte, weil er im Zivilleben nichts ausrichten konnte. Diese Typen gibt es in jeder Armee, egal ob heute oder früher.

Also denke ich mir, jetzt möchte ich es aber mal genau wissen. Oberbootsmann Radtke von der Unterstützungsgruppe, ein sehr ruhiger, ausgeglichener Berufssoldat, der auf verschiedenen Dienstposten und in mehreren NATO-Ländern gedient hatte und ein gutes Englisch sprach, soll auf meine Empfehlung die Unterweisung durchführen. Anschließend befrage ich meine Berufsunteroffiziere, wie sie diese Unterweisung bewerten. Viele von ihnen waren Fahrlehrer und Hilfsfahrlehrer, hatten ihren Job von der Pike auf gelernt und Tausende Fahrstunden auf dem Buckel. Ich fühle mich in meiner Meinung bestätigt, daß unsere Unteroffiziere genauso viel auf dem Kasten hatten wie die Unteroffiziere der Bundeswehr. Es gibt also keinen Grund, sich herablassend und disqualifizierend über die NVA-Unteroffiziere zu äußern.

22. Februar 1991. Ich erfahre, daß im Bw.-Kdo Ost eine Logistikbrigade aufgestellt werden soll. Trotz bekannter Telefonnummer bringe ich nichts in Erfahrung.

25. Februar 1991. Oberleutnant Winkler wird zu einem Lehrgang an die Marineschule Mürwick bis zum 8. 3. 1991 kommandiert. Für den 5. März meldet sich das WTD-91 bei uns an. Zelte und Zeltzubehör werden zur Abverfügung vorbereitet.

27. Februar 1991. Hauptbootsmann Höne bringt wieder angeforderte Teile für Raketen sowie Zubehör mit einem W-50 zur WTD-71 nach Eckernförde. Nach Warnstorf, der ehemaligen Führungsstelle der Rückwärtigen Dienste der Volksmarine, werden Geräte, Ausrüstungen und alle materiellen Mittel des Chemischen Dienstes abtransportiert.

Die neuen Kommandeure

4. März 1991. Heute ist wieder Kommandeursberatung im Marinekommando. Ich bin etwas eher da und erkundige mich in der Personalabteilung nach Planstellen, die für mich persönlich im neuen Stellenplan von Interesse sein könnten. Man gibt mir das Dokument »Stellenwechsel Marine 04/91 für Offiziere der ehemaligen NVA vom 15.02.91« und ich blättere darin.

Im Marinekommando gab es insgesamt 19 Offiziersplanstellen, davon eine für einen Fregattenkapitän, im zukünftigen Marinestützpunktkommando Warnemünde neun, sechs davon waren bereits besetzt, im Marinestützpunktkommando Peenemünde sechs, im Marinemunitionsdepot sieben.

Im Weiteren liste ich alle Offiziersplanstellen auf, die in diesem Plan für die neue Marine in Ostdeutschland vorgesehen waren:

Marineinstandsetzungskompanie-3 – 3

Marinetransportbataillon – 3

Marinematerialabschubdepot	- 4
Marinematerialdepot	- 5
Marinetransportkompanie-3	- 3
Marinesicherungsbataillon-3	- 6
Marinesicherungskompanie-1	- 2
Marinesicherungskompanie-2	- 3
Marinesicherungskompanie-3	- 3
Marinefernmeldeabschnitt-3	- 4
Marinefernmeldekompanie-31	- 4
Marinefernmeldekompanie-31	- 5

Zählt man alle Offiziersdienstposten zusammen, kommt man auf genau 86 Planstellen. Als sonstige, nicht weiter aufgeschlüsselt, tauchten noch weitere 37 auf, insgesamt blieben also vorerst 123 Dienstposten für ostdeutsche Marineoffiziere. 95 Prozent der Offiziere der ehemaligen Volksmarine wurden also entlassen. Einzelne setzte man außerhalb der Marine ein. Namentlich waren das:

Korvettenkapitän Stenke ins Deutsche Verbindungskommando Sowjetische Streitkräfte,
 Korvettenkapitän Dauer ins Referat P in Außenstelle BMVg Strausberg,
 Kapitänleutnant Lukoschat ins VBK-71 (Dresden),
 Kapitänleutnant Jaeckel ins VBK-84 (Potsdam),
 Kapitänleutnant Köstling ins VKK-732 (Jena),
 Korvettenkapitän Roetzsch ins VKK-822 (Stendal).

Da die Bundesmarineführung nicht einschätzen konnte, wie schnell der gesamte Materialabschub abgeschlossen würde, führte man die sogenannten SaZ-2-Schlüssel ein. So hielt man sich zeitweilig eine Reserve mit 52 ehemaligen Marineoffizieren mit dem Schwerpunkt Raketentechnik und Munition. Man wusste schon warum.

Natürlich bekamen ganz junge und unbelastete Offiziere bis maximal Dienstgrad Kapitänleutnant die Chance, über eine seemännische Laufbahn in der Bundesmarine Fuß zu fassen. Die Kandidaten »gauckte« man in den folgenden zwei Jahren. Schwund war natürlich eingeplant. Jeder fähige Vorgesetzte schafft sich natürlich Reserven, um im Bedarfsfall Ersatz zu haben. Das war also unter Abrüstung, Umstrukturierung und Neuaufbau ostdeutscher Seestreitkräfte zu verstehen. Beim Heer und bei der Luftwaffe sah es bestimmt nicht besser aus.

So eingestimmt ging ich zur Kommandeursbesprechung in das Nebengebäude, in dem einst die ehemaligen Chefs der Volksmarine mit ihren unmittelbaren Stellvertretern residierten.

Die Besprechungen fanden im gleichen Auditorium statt, in dem früher der jeweilige Chef der Volksmarine mit seinen direktunterstellten Kommandeuren und seinen Stellvertretern zusammenkam. Auch der Militärerrat tagte in diesem großzügig angelegten Besprechungsraum. Die Anzahl der Kommandeure war zusammengeschrumpft. Für Kapitän zur See Koch (Schiffsstammabteilung-18), Konteradmiral Kahnt (Offiziershochschule Stralsund) und für den Konteradmiral Nitz gab es nur noch einen Vertreter, den Kapitän zur See Petersen. Er löste in kürzester Zeit alle drei Stralsunder Marineschulen auf. Den Aufbau der Marinetechnikschule in Parow übernahm in der Folgezeit Fregattenkapitän Gerd Sommer als Leiter des Aufbaustabs. Anstelle von Kapitän zur See Murzynowski kam der Leiter der Unterstützungsgruppe Kapitän zur See Kuballek mit Korvettenkapitän Schwarz, einst Brigadechef der 7. Raketenschiffsbrigade.

Von der 1. Flottille kamen Kapitän zur See Leupold und der Leiter der Unterstützungsgruppe Kapitän zur See Siebert. Das ehemalige Hubschraubergeschwader MHG-18 vertrat Fregattenkapitän Wilhelm. Anstelle von Kapitän zur See Fechtner von der 4. Flottille kam nun der neue westdeutsche Kommandeur, Kapitän zur See Kämpf. Flottillenadmiral Horten saß auf dem Platz des früheren CVM, rechts neben ihm saßen entweder sein Chef des Stabes, Kapitän zur See Ribbrock oder Kapitän zur See Wiese. Dort war früher der Platz von

Konteradmiral Rödel. Kapitän Eicke und ich vervollständigten die Runde. Ich nahm meinen gewohnten Platz ein.

Auf einer der letzten Besprechungen war uns mitgeteilt worden, daß das Bw.-Kdo.Ost zum 30. Juni 1991 in die dezentralen Strukturen der Bundeswehr übergeht. Die Auflösung der NVA galt mit diesem Datum offiziell als abgeschlossen. Gleiches erwartete das Marinekommando Rostock, es wurde dem Marineunterstützungskommando unterstellt.

Es bestanden also keine Strukturen der Volksmarine mehr. Formal löste man deshalb alle ehemaligen NVA-Dienststellen zum 31. März 1991 auf.

Noch bestehende Einheiten hießen bis zur vollständigen Auflösung Nachkommandos. Aus der 4. Flottille wurde also das Nachkommando der 4. Flottille und daraus entstand das Marinestützpunktkommando Warnemünde. Auf dieser Kommandeursbesprechung hörten wir auch, daß ab 4. April 1991 Flottillenadmiral Horten seine Dienstgeschäfte an Flottillenadmiral Ciliax übergeben wird.

In allen Besprechungen bei Admiral Horten fühlte ich mich locker. Ich brauchte mich nicht auf irgendeinen Sachverhalt vorzubereiten. Ich konnte nichts falsch machen, mich aber auch nicht profilieren. Bei Born hatte ich Betätigungsfelder, in denen ich arbeiten und mich beweisen musste. Wurden neue Dienststellen errichtet, profilierten sich in den Kommandeursfunktionen westdeutsche Offiziere. Für Offiziere aus dem Osten gab es also nichts zu verlieren, denn wir hatten ja alles schon verloren, und es gab nichts mehr zu retten. Auseinandersetzungen, Streitgespräche oder Wortgefechte erlebte ich in dieser Runde nie.

Nach dem Jahreswechsel entspannten sich die westdeutschen Bundesmarineangehörigen zusehends. Bis dahin dominierten bei ihnen verdeckte Zweifel und zaghafte Zurückhaltung. Als es nur noch Nachkommandos in der ostdeutschen Flotte gab, wirkten sie sicherer, nichts konnte sie mehr aus der Ruhe bringen. Wir mussten diese an bürokratische Trägheit grenzende Gelassenheit ertragen oder den Finger heben, um mit einem besseren Vorschlag unsere Dienststelle einen Monat vorfristig aufzulösen. Aber keiner aus dem Osten wollte das. Also ertrugen wir den gemächlichen Ablauf. Die Ruhe war diesen Soldaten scheinbar anerzogen worden. Uns ehemalige NVA-Offiziere irritierte das. Geistige Operativität und physisches Durchhaltevermögen vermisste ich vollends.

Auf den ersten Blick erschienen die Beziehungen zwischen den Offizieren aus den Westen und aus dem Osten überdurchschnittlich kameradschaftlich, ja freundschaftlich. Als hätten wir schon etliche Jahre gemeinsam in der Truppe gedient, wären durch dick und dünn gegangen. Das Verhältnis war irgendwie exotisch. Wer der Exot war, blieb ungeklärt.

Deutsch-deutsche Sprachschwierigkeiten

Deutlich unterschied sich die Sprache. Wir waren gewohnt, in wenigen Worten zu melden oder zu befehlen. Je prägnanter, exakter und kürzer, desto besser. Wir gebrauchten hauptsächlich Substantive.

Von der anderen Seiten hörten wir eine blumenreiche Sprache, gespickt mit vielen Anglizismen, sahen Offiziere mit Kettchen und Siegelringen. Für uns ein vollkommen deplatziertes Erscheinungsbild.

Bald begannen wir den Schwachsinn zu übernehmen. Das Wörtchen »okay« mauserte sich zu einer satzbeendenden Redefloskel. Damals beendeten wir doch auch nicht ein Gespräch mit »choroscho« (russisch-gut).

In der VM, wie auch in der ganzen NVA, gehörte es zum militärischen Brauch, gemeinsam gefasste Beschlüsse genau mit Verantwortlichkeit und Termin festzuhalten und vor allem einzuhalten. Ausnahmen bestätigten die Regel. Keiner wagte, wenn nicht Übergeordnete etwas anderes befahlen, einen Termin platzen zu lassen.

Jetzt verstanden wir anfangs die Welt nicht mehr, wenn wir hörten: »Ja, da kam noch etwas dazwischen, wir haben das noch nicht geschafft, voraussichtlich wird es erst nächste Woche.«

Der Vorgesetzte antwortete darauf in der Regel: »Okay, bleibt daran, macht die Sache fertig und ruft mich dann an.«

Der Unterstellte hatte den Termin nicht etwa vergessen oder den Befehl verweigert, sondern war an einem lapidaren Grund oder an einem wirklich schwierigen Problem gescheitert. Der befohlene Termin ging baden, und niemand nahm Anstoß. Für mich war das immer ein nicht erfüllter Befehl, also ein Unding im Dienstablauf. Einerseits wollte niemand Erfahrungen aus der VM oder NVA übernehmen, andererseits verdamnte sie auch keiner, man äußerte sich einfach nicht dazu. Tunlichst vermieden die westdeutschen Offiziere provokative Äußerungen gegenüber der NVA und deren ehemaligen Angehörigen. Auch gegenüber unserer politischen Vergangenheit hielt man sich zurück und wollte anscheinend darüber auch nichts wissen. Dafür gab es andere Behörden.

Trotz aller Langwierigkeit und Langatmigkeit in den Beratungen und trotz aller diffusen Bedingungen spürten wir immer den konkreten Auftrag der hier versammelten Herren. Stück für Stück arbeiteten sie an ihrer Mission, auch wenn es zeitweilig keinen Schritt vorwärts ging.

Sicherheitspolitisches Denken, Geheimhaltung oder Wachsamkeit, politische Animositäten schienen in dieser Phase zweitrangig. Es gab keine Feinde mehr, nur noch Freunde. Alles ordnete sich dem Ziel, der Auflösung und Neustrukturierung der Streitkräfte unter. Erschien irgendetwas unklar, egal von welcher Seite und zu welchem Problem, diskutierten es die Anwesenden ausführlich und bis ins letzte Detail, manchmal bis zum Erbrechen. Keiner der westdeutschen Soldaten empfand es als ehrenrührig, schon geklärte Probleme zu hinterfragen, selbst der Admiral scheute sich nicht, dumme Frage zu stellen.

6. März 1991. Eigentlich sollte gestern schon die Meppener Truppe vom WTD-91 anreisen. Unser letzter Raketen- und Startrampenspezialist, Kapitänleutnant Hösel, musste aber bis einschließlich 8. März nach Dresden. Als Fernstudent besaß er eine Dienststellenvereinbarung, die es ihm in einem bestimmten Rahmen ermöglichte, sein über sechs Jahre sich hinziehendes postgraduales Informatikstudium zu beenden. Natürlich lag ihm daran, sein Studium noch erfolgreich abzuschließen. Vollkommen zu Recht entschied er sich für seine persönliche Zukunft. Die in NVA-Zeiten abgeschlossene Vereinbarung übernahm stillschweigend die Bundeswehr. Man brauchte Herrn Hösel noch. Deshalb entschloss man sich zu Kompromissen.

Statt seiner reiste die Tilzower Truppe an, die über die Raketen ausreichend Bescheid wusste. Für die SSR hatte man vorsorglich noch zwei, drei Spezies im Nachkommando geparkt. Die Meppener kamen einen Tag später. Die Offiziere des WTD-91, zuständig für Waffen und Munition im BWB, wollten wichtige Probleme mit unseren Spezialisten beraten und diskutieren. Das dauerte den ganzen Vormittag. Sie klärten Fragen, wie es sich für Praktiker gehört, natürlich vor Ort an der Technik. Ich ging auch in die Regelhalle 15, um zu sehen, wofür sich die Herren aus Meppen interessieren. Viele Detailfragen wurden an der DK-150 geklärt, dem Regelkomplex für die Raketen P-21/22 unter stationären Bedingungen.

Ich lernte Herrn Hüsemann kennen, einen Verantwortlichen der Meppener Truppe. Wir lehnten beide an einer zur Durchsicht vorbereiteten Rakete, er auf der einen, ich auf der anderen Flügelkonsole. Ich fragte ihn: »Sie haben sich schon eine gewisse Zeit mit dem da beschäftigt, was halten sie von diesem Raketenkomplex?« Hüsemann überlegte nicht lange: »Es gibt nichts Vergleichbares in der NATO.« Mehr nicht.

Einerseits hieß es nicht, daß es nichts Besseres gäbe. Vielleicht ließen sich die Raketen, vielleicht auch der gesamte Komplex, mit nichts Ähnlichem vergleichen. Andererseits konnte man die Aussage auch so werten, daß es nichts Besseres in diesem Bereich gab. Das Informationsbedürfnis war jedenfalls groß. Komplette Raketen und Ersatzteile schienen sehr gefragt.

Der Experte Hüsemann wertete vollkommen neutral und richtig, indem er verglich. Damit traf ich den ersten vernünftig denkenden westdeutschen Spezialisten. Alle anderen, die kamen, schauten und gingen wieder; wie sagt man jetzt treffend und prägnant? »Forget it.«

Nur wer objektiv wertete, musste anerkennen, daß es sich, wie bei nicht wenigen Waffensystemen der NVA, um qualitativ moderne und leistungsfähige Kampftechnik handelte, über die man selbst nicht verfügte. Dafür hatten sie aber etwas anderes. Jedes Waffensystem der sich einst gegenüberstehenden Seiten verfügte über spezifische Gefechtsmöglichkeiten. Zwischen ihnen ein Gleichheitszeichen zu setzen, führt zu falschen Einschätzungen, kann im Gefecht fatale Folgen haben. Es ist blanke Ideologie, nur aus politischer Sicht die andere Waffentechnik zu deklassieren, so wie ich es tages, tagaus vernehmen musste. Das ging uns allen gegen den Strich und gegen unsere Ehre. Endlich formulierte ein Spezialist von der anderen Seite, wenn auch diplomatisch, ein reales Urteil, mit dem wir leben konnten.

Ähnliche, ideologisch geprägte Urteile wie die oben genannten gab es auch in der DDR und auch durch die DDR-Führung. Als Offizier der Volksmarine beurteilte ich die Gefechtsmöglichkeiten der anderen Seite, beispielsweise die Hauptbewaffnung eines Raketenschnellbootes vom Typ 143A, mit vier »Exocet-38 MM« an Bord, militärisch nüchtern und real. Wir wussten, daß mit Lenins Worten vom »faulenden, parasitären und absterbenden Imperialismus« hier nichts zu machen war. Uns stand effektive und moderne Technik gegenüber. Und das hat selbst die politische Führung der Armee so gesehen.

Am gleichen Tag fuhr unter Leitung von Oberleutnant Stadler LKWs die erste Partie der in der Bekleidungs- und Ausrüstungskammer des KRR gelagerten Bestände zu einem Konzentrierungslager nach Tangermünde. Von dort wurden sie in aller Herren Länder verschenkt oder verscherbelt. Hin und wieder sah ich in Filmberichten aus Ex-Jugoslawien und der Türkei unsere Kampfanzüge und Stahlhelme. Ein zweiter Transport von NVA-Bekleidung und Ausrüstung ging eine Woche später ab. Welche Annehmlichkeiten die »marode NVA-Ausrüstung« den nach Anatolien abkommandierten Bundeswehrsoldaten brachte, las ich am 15. Februar 1991: »Bundesverteidigungsminister Dr. Stoltenberg besucht auf dem türkischen Luftwaffenstützpunkt Erhac die 248 Luftwaffensoldaten der Bundeswehr. Seit sieben Wochen leisten sie hier im östlichen, sehr winterlichen Anatolien aus Anlass »deutscher Bündnistreue« ihren Dienst. Im Gespräch erfährt der Minister, daß die deutschen Soldaten dank der Lieferungen aus den NVA-Beständen gut ausgerüstet sind: Die zweckmäßigen Winteruniformen Made in GDR werden von den Piloten ebenso wie von den Technikern gelobt. Sie erwiesen sich günstiger als die Bundeswehrebekleidung. Auch für die mit Öfen ausgestatteten Winterzelte aus Ostdeutschland hat die Bundeswehr nichts Vergleichbares in ihren Arsenalen. Besonders geschätzt werden aber die Container – die speziellen für die ABC-Abwehr ebenso wie die für den Sanitätsdienst oder die für die Unterbringung des Personals. So bieten die Wohncontainer des Typs R/LAK II / 6 Platz für drei Personen. Sie sind mit Liegen, Sitzplätzen sowie Handwaschbecken und Durchlauferhitzern ausgestattet.«⁴⁹

7. März 1991. Heute verließen Fregattenkapitän Eicke und Oberbootsmann Radtke von der Unterstützergruppe das KRR. Die Hauptaufgabe im KRR war erledigt, es gab neue Herausforderungen für die westdeutschen Berufssoldaten. Diesmal hieß der Bestimmungsort Peenemünde. Dort sollten sie ein Marinestützpunktkommando, das östlichste im vereinten Deutschland, mit aufbauen. Die Struktur des neuen Standortes lässt sich auch nicht annähernd mit der des alten vergleichen. In Peenemünde ankerte die 1. Flottille und ungefähr 3.000 Marineangehörige dienten in diesem Verband der Sicherungskräfte der ehemaligen Volksmarine. Jetzt stand die Aufstellung einer Truppe mit zirka 40 Soldaten und 47 Zivilbediensteten bevor.

Ein Symbol ist der Raum um Peenemünde trotzdem geworden. Hier liegen alle außer Dienst gestellten Schiffe und Boote der Volksmarine – der größte Schiffsfriedhof seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges.

Verabschiedung mit Dolch

Ich ärgerte mich. Warum wird ausgerechnet Eicke nach Peenemünde versetzt, hätte das ein ostdeutscher Offizier nicht genauso gut gemeistert? Warum Muss ich gehen und einer bleibt, der seinen Höhepunkt im militärischen Leben mit 36 Dienstjahren eigentlich schon hinter sich hat?

Seine Verabschiedungsfeier bereitete Kapitän Eicke persönlich vor. Er besprach mit mir die Einzelheiten und lud zu einem kleinen Imbiss zwölf Offiziere, fünf Portepeeeunteroffiziere, zwei Matrosen (die Vertrauensmänner), vier Zivilbedienstete, die der Personalrat festlegen sollte, die vier Mann der Unterstützungsgruppe und die fünf sowjetischen Offiziere von unserem Treffen vom 17. Januar ein. Ich freute mich, daß er die sowjetischen Offiziere nicht vergessen hatte, doch sie erschienen nicht, wie ich schon vermutet hatte. Die übrigen Geladenen kamen ins ehemalige Planungskabinett. Kapitän Eicke bedankte sich bei allen Angehörigen des Nachkommandos, fasste die Etappen seiner Tätigkeit zusammen und ließ natürlich das historisch einmalige Ereignis der Wiedervereinigung nicht aus. Er wünschte uns allen alles erdenklich Gute, gesundheitlich und beruflich. Mit jedem Anwesenden stieß er mit einem Glas Sekt an. Danach ergriff ich das Wort, um Kapitän Eicke und den Oberbootsmann Radtke aus dem Küstenraketenregiment zu verabschieden.

»Werter Herr Eicke, werter Herr Radtke !

Das KRR verabschiedet Sie heute offiziell. Es gilt bei solchen Eckpunkten, es ist fast ein halbes Jahr vergangen, als Sie Ihren Dienst als Leiter der Unterstützungsgruppe im KRR angetreten haben, ein Fazit zu ziehen. Ihre Aufgabe, die Ihnen befohlen wurde und zu der Sie sich freiwillig gemeldet hatten, bestand in der Auflösung des KRR-18.

Was wurde dabei erreicht: In erster Linie wurde die personelle Auflösung von großen Teilen des Berufssoldatenstandes des KRR verfügt und durchgesetzt. Bis auf ein kleines Nachkommando, das ich leite, den Zivilbeschäftigten, die sich größtenteils in gekündigten Arbeitsverhältnissen befinden und zwei SaZ-2, das sind 0,5 Prozent des ehemaligen Auffüllungsstandes des KRR, die von der Bundeswehr auf Probe übernommen wurden, kann eingeschätzt werden, daß dieser Punkt abgearbeitet und erfüllt wurde. Die materielle Absteuerung und Entsorgung des ehemaligen KRR wurde in keiner Weise erfüllt. Seit Oktober 1990 wurden keine nennenswerten Bestände an Kampftechnik, Großgerät und anderer Ausrüstung abgezogen. Die Ursachen dafür liegen weder bei der Unterstützungsgruppe noch beim Nachkommando. Für die Erfüllung Ihrer Mission kann Ihnen an dieser Stelle verständlicherweise kein ehemaliger Angehöriger des KRR danken.

Dank kann Ihnen in anderer Hinsicht ausgesprochen werden. Wir, damit meine ich die Menschen im Beitrittsgebiet, befinden uns alle in einer nicht einfachen gesellschaftlichen Entwicklungsphase. Ihr echtes Bemühen, uns in diesem Prozess des Zurechtfindens, des Klärens von vielen neuen Sachverhalten, Problemen und bei der Wertung von Ereignissen behilflich zu sein, unterstützend zu wirken, wurde durch die Mehrzahl der Angehörigen positiv eingeschätzt. Das heißt aber nicht, daß wir immer die gleiche Sprache, das gleiche Vokabular und gleiche Denk- und Verhaltensweisen zum Ausdruck brachten. Es wird noch ein großer Zeitabschnitt notwendig sein, um diese Kluft in jeder Hinsicht zu überbrücken. Auch unsere gemeinsame Zusammenarbeit möchte ich unter diesem Zeichen verstanden wissen. Sie haben mir persönlich, gemeinsam mit Ihren Männern, wertvolle Hinweise gegeben, die es gilt, zukünftig zu berücksichtigen. Dabei möchte ich keineswegs zum Ausdruck bringen, daß diese kameradschaftliche, faire und soldatische Zusammenarbeit

zwischen uns beiden und allen anderen Soldaten des ehemaligen KRR eventuell zur Aufgabe der jeweiligen Persönlichkeit geführt hat.

Sie werden ab nächster Woche eine neue Tätigkeit als Kommandeur des Marinestützpunktkommandos in Peenemünde aufnehmen. Zur Seite werden Ihnen neben Herrn Radtke sechs weitere SaZ-2 der ehemaligen 1. Flottille, Soldaten aus anderen Dienststellen, die dorthin versetzt werden sowie eine Reihe von ›Weiterverwendern‹ stehen. Auch dort wird die Hauptaufgabe in der ersten Zeit sein, den Großteil der Schiffe und Boote der ehemaligen Volksmarine einer weiteren Verwendung oder der Verschrottung zuzuführen. Aber dort gibt es einen wesentlichen Unterschied zum KRR-18, dort wird etwas Neues aufgebaut. Uns würde es freuen, wenn Sie berichten könnten, daß Ihre, aus unserer Sicht ›bessere Mission‹ des Aufbaus mit großen Schritten voranschreitet.

Auch Ihnen, Herrn Radtke, möchte ich für Ihre immer zuvorkommende und höfliche Unterstützung danken. Ich wünsche Ihnen darum Gesundheit, Soldatenglück, und jetzt kann man es auch einem Seemann sagen: allzeit Gute Fahrt und ständig eine Handbreit Wasser unterm Kiel in Ihrem Hafenbecken, im Fahrwasser und auf den Ansteuerungen vor Peenemünde.

Für unsere weitere Zusammenarbeit mit den Herren Linde und Knuth wünsche ich persönlich alles Gute.«

Meine Worte hatten Kapitän Eicke etwas verstört. Es entstand eine Situation wie zu seiner Antrittsrede. Er hatte von mir keine Rede erwartet. Ich konnte ihn doch aber nicht einfach gehen lassen, als hätte er bei uns nur mal vorbeigeschaut.

Immerhin waren durch seine maßgebliche Arbeit alle meine Berufssoldaten entlassen worden. So etwas konnte ich nicht wortlos schlucken, schon deshalb nicht, weil wir zu der Abwicklung keine Alternative hatten.

Lange hatte ich überlegt, wie ich diesen Moment und diesen Gedanken noch akzentuierter herausheben kann. Ich überreichte Kapitän Eicke einen NVA-Offiziersdolch mit der Gravur »Anlässlich der Abrüstung des KRR-18«. Für ihn war es trotzdem etwas Besonderes, weil ein Offiziersdolch nicht zur Ausstattung des Offizierskorps der Bundesmarine gehört.

Auf den letzten Kommandeurstagungen im Marinekommando, an denen ich noch teilnahm, sah ich Kapitän Eicke gelegentlich, diesmal als Nachlassverwalter der Volksmarine und zukünftigen Stützpunktkommandanten von Peenemünde. Es gab nicht mehr viel gemeinsam zu besprechen.

Oberbootsmann Radtke verließ uns erst am 22. März 1991. Jetzt war Kapitän Linde der Verantwortliche der Unterstützungsgruppe, sie bestand nur noch aus Regierungsoberinspektor Knuth und Kapitän Linde. Am 13. März lud ich, bevor uns Radtke in Richtung Peenemünde verließ, alle drei zu mir nach Hause ein.

Die nächsten Tagen brachten weitere Abwechslungen. Jeder übriggebliebene Soldat, der uns verließ, gab seinen Ausstand. Dazu setzten wir uns entweder vormittags oder nachmittags für eine reichliche Stunde zusammen. Es gab belegte Brötchen, Kaffee und Kuchen, einen Schnaps oder ein Bier, Saft, Sekt oder andere Getränke. Wir feierten nicht, sondern saßen in einer lockeren Runde. Jeder Entlassungskandidat bekam ein kleines Andenken. Wir tauschten Erfahrungen bei der Jobsuche, bei den Vorstellungsgesprächen und andere Tipps aus. So ging es fast jeden zweiten Tag. Viele von ihnen beglichen noch ihren Resturlaub, die SaZ-2 wurden auf irgendwelche Lehrgänge kommandiert, von wo aus sie in Ihre neuen Dienststellen gingen. Unser kleines Häufchen im Nachkommando schrumpfte immer weiter zusammen.

In diesen Tagen erhielt ich eine Antwort auf eine Bewerbung, die ich Mitte Februar an ein schweizerisches Handelsunternehmen abgesandt hatte. Ich wurde zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Bei solchen Nachrichten freute ich mich wie ein kleines Kind zu Weihnachten.

Mit einer gewissen inneren Freude fuhr ich am nächsten Tag wieder zum Dienst. Ich erzählte es außer Petra vorerst niemandem. Solche Zurückhaltung, das erfuhr ich in meinem späteren Leben in Westdeutschland, ist eine äußerst praktische Verhaltensweise.

Die Amerikaner kommen

Ein Kleinbus rollte durchs KDL, hielt vor dem Klub und aus dem Fahrzeug stiegen mehrere Zivilisten. Wer hätte das je gedacht, Amerikaner im Küstenraketenregiment. Wir saßen im Besprechungsraum des Klubgebäudes zusammen. Wie es der Zufall wollte, frischte ich seit einem knappen halben Jahr mein Englisch etwas auf. Fast jeden Abend lernte ich vor dem Schlafengehen Vokabeln, Grammatik und Redewendungen. Ich hatte zwar sechs Jahre Englisch in der Schule gelernt, aber ohne Praxis verkümmerte die Fähigkeit, sich auszudrücken, recht schnell.

Zu Besprechungsbeginn begrüßte ich die Gäste in Englisch. Oberbootsmann Radtke hatte mir bei der Vorbereitung etwas geholfen.

Ich erinnere mich aus dem gesamten neunköpfigen Team nur an drei Gesichter. Den korpulenten Mr. Brattin konnte man nicht übersehen. Er verfügte von der amerikanischen Seite über den größten technischen Sachverstand. Ihn sollte ich später wiedersehen. Auch der stellvertretende Marine- und Luftwaffenattaché von der amerikanischen Botschaft, Mr. Arthur Craig Griffin, blieb im Gedächtnis. Fregattenkapitän Frank vom FüM II/1 kannte ich schon.

Mein Englisch erwies sich dann doch nicht als so perfekt, daß ich alles verstehen und auffassen konnte. Korvettenkapitän Griffin und Fregattenkapitän Frank dolmetschten. Drei Gesprächskreise befassten sich mit Detailfragen. Alle Teilnehmer besichtigten anschließend die Startrampen, die Regelhalle, die Raketenhallen und die Tankplätze. Sie lernten den gesamten Technikpark für den Komplex »Rubesh« kennen.

Im Gegensatz zu den Israelis informierten sich die Amerikaner umfassender. Sie stellten konkrete und detaillierte Fragen, aber ich konnte nicht daraus schließen, weshalb sie sich für diese Technik der ehemaligen Küstenraketenkräfte der Volksmarine interessierten. Sie ließen sich alles erklären, von der Toxizität der Raketentreibstoffe bis zur Anzahl der noch vorhandenen Raketen und Startrampen. Sie wollte die Regelapparaturen sehen und setzten sich in die Gefechtskabine der Startrampen. In ihren Köpfen schienen Rechenmaschinen zu laufen. Offensichtlich beschäftigten sie sich mit dem Preis-Leistungs-Verhältnis des Unternehmens »Rubesh«. Welcher Aufwand muss betrieben werden, um dieses oder jenes Ergebnis mit dieser Technik zu erreichen. Sie äußerten sich aber nicht darüber, ob überhaupt und wieviel sie von unserer Hauptbewaffnung haben wollten und welchen Zweck sie eigentlich verfolgten. Das aus diesem ersten Informationsbesuch die »Operation Tarantul/Rubesh« werden sollte, ahnte ich nicht. Die Amerikaner bedankten sich bei uns und verließen Schwarzenpfost. Nicht wenige Wochen später hörte ich durch Zufall eine Bemerkung: »Zur Zeit berechnen die Amerikaner die Transportkosten für den sie interessierenden Technikteil und setzen sie ins Verhältnis zu den Kosten für jene Ausrüstungen, die sie noch mitnehmen müssen, damit wir einen spürbaren Materialabschub verbuchen können.«

Mit anderen Worten: Unsere Technik verscherbelte die Bundesrepublik für »einen Appel und ein Ei« an die Amis. Und die wollten das Verhältnis zwischen dem, was sie haben wollten und dem, was sie nehmen sollten, ökonomisch günstig gestalten.

Die anschließenden Verhandlungen zwischen den beiden Seiten zogen sich hin bis Januar 1993. Letztlich schloss man ein Agreement. Man legte fest, was man wollte und formulierte die Gegenleistung.⁵⁰

Erinnern möchte ich daran, daß eine Startrampe 10 Millionen DM gekostet hatte, die Raketen und die andere Technik waren nicht wesentlich billiger. Ich kam mir vor, als befände ich mich in den härtesten Jahren der Reparationszeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der sowjetischen

Besatzungszone. Die Waffen hatte die DDR auf Heller und Pfennig bezahlt, jetzt verschenkte sie der neue Besitzer.

Ich richtete meinen Blick in die Zukunft. Nur der innere Groll, ja auch verhaltener Hass und das unbeschreibliche Ungerechtigkeitsgefühl kamen in mir hin und wieder auf. Ich versuchte es wegzudrücken und bereitete mich auf das Vorstellungsgespräch vor. Ich wollte diese Gelegenheit beim Schopf packen.

Diesmal nahm ich nicht heimlich einen Tag Urlaub, sondern offiziell drei. Auf dem Weg dorthin besuchte ich die Familie Schröder und fuhr erst am darauffolgenden Morgen von Bonn in Richtung Wiesbaden weiter. Schröders freuten sich über meinen beruflichen Vorstoß. Bei Kapitän zur See Schröder und seiner Frau spürte ich regen Anteil an meinem weiteren persönlichen und auch beruflichen Weg.

In Wiesbaden sah ich in einem vorbeifahrenden Opel mit einem Rostocker Kennzeichen einen guten Bekannten aus meiner Dresdener Studienzeit hinter dem Steuer. Also war ich nicht der einzige Kandidat, der sich, über das Büro zur Berufsvermittlung im Marinekommando geleitet, hier vorstellte.

Ich zog mich um, denn ich wollte nicht in einer vom Autofahren zerknitterten Kleidung zum Gespräch erscheinen. Fünf Minuten vor der Zeit meldete ich mich in der Rezeption des Unternehmens. Ich fühlte mich gut und ging deshalb völlig unverkrampft in das Gespräch. Der Geschäftsführer und sein Cheflogistiker unterhielten sich mit mir, stellten ihr Unternehmen vor. Ich fühlte vom ersten Moment an, daß die beiden Optimismus und Zuversicht ausstrahlten, fachliche Kompetenz und vor allem Menschenkenntnis besaßen. Ein seltenes Zusammentreffen von Fähigkeiten.

Alle meine Bedenken, innere Barrieren und Hemmungen ließ ich fahren. Offen und ehrlich erklärte ich mein Anliegen, erläuterte meine Vorstellungen, erklärte meine Bereitschaft, viel Neues lernen zu wollen. Bewusst sei mir, stellte ich fest, daß dieser Job für mich ein Sprung ins kalte Wasser sei, ich aber eine neue Tätigkeit bestmöglich meistern werde. Diese Gedanken kamen aus meinem Herzen und meines Erachtens auch recht überzeugend an. Mehr sagte ich nicht, auch nicht während des Rundgangs durch das Zentrallager. Ich überschüttete den Logistiker nicht mit Fragen und teilte ihm auch nicht mit, was ich alles weiß und kann. Ich schaute und hörte einfach zu. Am Ende des Gesprächs fragten sie mich nach meinem jetzigen Arbeitsverhältnis. Ich erklärte ihnen in wenigen Worten, was ich war, was ich gegenwärtig noch bin, und wir kamen irgendwie aufs Segeln zu sprechen. Mit einer seemännischen Bemerkung bedankte ich mich für das Gespräch und hatte es hinter mir. Ich setzte mich in meinen postgelben Skoda und fuhr nach Hause. Als ich in Rostock ankam, teilte ich meine allgemeine Zufriedenheit den meinigen mit, schrieb dem Geschäftsführer einen kurzen Brief als Dank für das Gespräch und begann auf eine Nachricht von ihm zu warten.

Am kommenden Montag fuhr ich wieder zum Dienst und verrichtete meine Tätigkeit im Nachkommando, als hätte es dieses Vorstellungsgespräch nie gegeben. Natürlich wussten meine engsten Mitarbeiter Bescheid, aber auch ihnen erzählte ich alles nüchtern und mehr oder weniger neutral, denn ich wollte nichts überstürzen, um dann nicht so enttäuscht zu sein, wenn es nicht klappen würde.

Muster ohne Wert

Wir ehemaligen NVA-Angehörigen gehörten zu einer aussterbenden Art und entsprechend sahen auch unsere Dienstbezüge aus. Der Verdienst ist ja sonst ein Bereich, über den man in unserer neuen Welt nicht spricht. Wer will schon zugeben, sich unter Wert zu verkaufen. Aber als ehemalige NVA-Offiziere waren wir ja ohnehin Muster ohne Wert. Deshalb kann ich frei über meinen Lohn im letzten Monat meines militärischen Lebens berichten. Die gesamte Gehührensatzung der Rest-NVA platzte. Solche Panne hätte man sich im November oder

Dezember 1990 nicht leisten dürfen. Erst das alte System abrüsten, sagte man sich, und dann die Zahlungen der Dienstbezüge auf den Westmodus umstellen. Trotz High-tech in EDV und einem halben Jahr Probezeit lief dieses Problem unter den abgespeckten Bedingungen ostdeutscher Besoldung voll gegen den Baum. Admiral Horten gab bei einer der letzten Kommandeurstagungen zu, daß es zurzeit drunter und drüber ginge. Das neue System, das elektronische, sei fehlerhaft und stürze pausenlos ab. Letztlich entschied man sich für Abschlagszahlungen. Auch ich bekam eine Vorauszahlung von 500 DM.

Ganz davon abgesehen, klärte niemand das Problem mit dem 13. Monatsgehalt für Zeit- und Berufssoldaten und mit dem Entlassungsgeld für die Grundwehrdienstleistenden. Wir als Berufssoldaten zweiter Klasse erhielten nie ein 13. Gehalt, nicht einmal anteilmäßig. Bei einem Westsoldaten werden vom Bruttolohn lediglich die Steuern abgezogen. Sozialversicherungs- und Krankenkassenbeiträge müssen nicht gezahlt werden, weil »echte« Soldaten auf Zeit nach dem Ausscheiden in der Rentenversicherung nachversichert werden. Auch Krankenversicherungsbeiträge bezahlen sie nicht, da Soldaten Anspruch auf unentgeltliche truppenärztliche Versorgung haben. Wir als ehemalige NVA-Angehörige bezahlten alle Versicherungsleistungen, die Kranken-, Renten- und die Arbeitslosenversicherungen, Lohnsteuer selbstverständlich auch. Natürlich war das keine Willkür, sondern so im Einigungsvertrag geregelt. Wenn ich alles dazu und alles abrechnete, erhielt ich zweitausend Mark auf die Hand. Das war für mich damals immer noch viel Geld, denn für unsere Plattenbauwohnung bezahlten wir vorerst nur 116 DM. Genau ein Jahr nach dem Beitritt stieg die Miete um das Vierfache auf 485,65 DM. Ein Vierteljahr später, als wir in den Westen umzogen, bezahlte ich das Dreifache der letztgenannten Summe.

Obwohl ich fast zwanzig Jahre gedient hatte, bekam ich im Vergleich zu meinesgleichen aus der Bundeswehr ungefähr die Hälfte. Abgesehen davon durften sich westdeutsche Soldaten, die nach der deutschen Vereinigung mindestens ein Jahr in der ehemaligen DDR dienten, nachträglich diese Dienstzeit als »doppelt ruhegehaltsfähig« anrechnen lassen. Diese Regelung erhöhte auch die Versorgungsansprüche bei Zeit- sowie Berufssoldaten, die vorzeitig in Pension gehen. Zunächst genossen das Privileg nur Soldaten, die »Aufbauhilfe unter besonders erschwerten Bedingungen« nachweisen konnten. Die pauschale Regelung galt für die Zeit von Oktober 1990 bis Juni 1993. Für die Zeit bis 1995 wurde die großzügige Regelung nur gewährt, wenn Vorgesetzte den entsprechenden Antrag eines West-Soldaten befürworteten. Zusätzlich zum Gehalt erhielten Soldaten und Beamte aus dem Westen, die vor Ende 1991 in die neuen Bundesländer gingen, eine Aufwandsentschädigung bis zu 2.500 DM im Monat. Kapitän Eicke und Kapitän Linde bekamen also monatlich mehr finanzielle »Aufbauhilfen« zusätzlich zu ihrem Gehalt, als ich überhaupt in meiner Lohntüte fand. Dabei bauten sie ja nun wahrhaftig nicht auf sondern ab. Seit 1991 bekommen die in die neuen Bundesländer Abkommandierten ein reduziertes »Buschgeld« (Soldatenjargon) von maximal 1.500 DM monatlich. Das Argument für die Zulage gleich nach der Vereinigung: Viele Kasernen der ehemaligen Nationalen Volksarmee seien in einem erbärmlichen Zustand.⁵¹

Spaßeshalber sei folgende Umkehrung empfohlen: Hätte man als Berechnungsgrundlage den technischen- und Wartungszustand der KRR-Technik genommen, hätten die westdeutschen Aufbauhelfer noch Geld an die Gebührensstelle zahlen müssen.

Zwei Monate nach meiner Entlassung meldete sich bei mir schriftlich das nun funktionierende Wehrbereichsgebührensamt VII und teilte mir mit, daß auf Grund der Veränderung der Festlegungen zur Zahlung von Beiträgen zur Renten- und Arbeitslosenversicherung ab April 1991, die aber erst im Monat Mai im Rechner berücksichtigt wurden, ein Netto-Minusbetrag in Höhe von 51,76 DM entstanden sei. Diesen sollte ich nun begleichen.

Ein halbes Jahr später bekam ich wieder Post von der zuständigen Gebührensstelle. Diesmal den ausführlichen und bis auf den Pfennig ausgerechneten Bescheid über die Festsetzung und Berechnung des Übergangsgeldes.

Auf Grund meines neuen Einkommens, so wurde mir mitgeteilt, bekäme ich kein Übergangsgeld in Höhe von 70 Prozent der monatlichen Brutto-Dienstbezüge der letzten sechs Monate. Denn Anfang April hätte ich die »Verrechnungsgrenze« überschritten. Das Geld für die Zeit im Nachkommando schlug, im Vergleich zu der Einmalzahlung von 7.000 DM, in ein positives Saldo um. Hätte ich bis zu diesem Zeitpunkt einen neuen Job gefunden, wäre es für mich ein Minusgeschäft gewesen. Nun bekam ich genau eintausend Mark. Dafür hatte ich also vier Monate »Abrüstungsarbeit« geleistet. Mein monatliches Mehreinkommen betrug, so gerechnet, genau 250 Mark.

Der Alltag im KRR brachte nichts Neues. Die Wehrtechnischen Dienststellen brauchten wieder Nachschub. Diesmal holte die WTD-71 den Imitator für die Laborkontrolle des Zielsuchlenkkopfes »Snegir« selbst ab. Dieses Gestell, es ist eine von der »DK-150« gesteuerte Wärmequelle, die die Bewegung eines turbinengetriebenes Schiffes simuliert und dabei die Auffaß- und Abfallempfindlichkeiten, das Zusammenwirken mit dem Autopiloten und andere Parameter der »Snegir« unter Laborbedingungen überprüft. Die Experten der Bundeswehr beschäftigten sich also intensiv mit dem IR-Kopf.

Das zukünftige Marinestützpunktkommando Warnemünde forderte eine Lehrgefechtsrakete als Standmodell an. Wir bauten also aus einer gutaussehenden Übungsrakete alle wichtigen Innereien aus und übergaben sie am 12. April. Warum der Leiter der Einrichtung, Kapitän zur See Kämpf, unbedingt ein Raketenmodell haben wollte, konnte ich nicht nachvollziehen. Im ehemaligen Stützpunkt gab es schon zwei Raketenstandmodelle. Eine »Sopka« (NATO-Bezeichnung »SSC-2b SAMLET«) und eine P-15 (NATO-Bezeichnung »STYX«). Vielleicht wollte er mit der dritten Rakete aus der letzten Flugkörpergeneration der ehemaligen Volksmarine seine Sammlung komplettieren.

Die Entlassungsuntersuchungen der Grundwehrdienstleistenden standen bevor. Der letzte Großeinsatz unseres Med.-Punktes. Dann gab es nicht mehr viel zu verarzten. Frau Dr. Schmidt und die drei Krankenschwestern bereiteten auf den Stationen alles zur Übergabe der teuren medizinischen Geräte, Arzneien, Verbandsmaterialien aus unserem kleinen »Waldkrankenhaus« vor.

Explosive Abwicklung

Meine letzte und wichtige Aktion vor meinem Abgang war Anfang März die Abgabe der Raketentreibstoffe, die im ehemaligen Küstenraketenregiment lagerten.

Die Treibstoffe sind so gefährlich wie Munition. Einerseits wegen der toxischen Wirkung, andererseits wegen der Explosionsgefahr, wenn beide Treibstoffkomponenten, der Oxydator und der eigentliche Brennstoff, zusammentreffen. Bis ins Detail lernte ich während meiner Ausbildung die Bestandteile aller für sowjetische Raketen gebräuchlichen flüssigen Treibstoffe und deren genaue prozentuale Zusammensetzungen kennen. Unser Oxydator »Melange-20k« bestand im Wesentlichen aus konzentrierter Salpetersäure, dem Brennstoff Samin, ein organisches Gemisch auf der Basis von Aminen. Das Verhältnis beider Komponenten ergab sich aus der idealen Verbrennung im Raketentriebwerk. Wir benötigten dreimal mehr Oxydator als Brennstoff.

Samin, der giftigere Stoff von beiden, wird in einem ganz bestimmten Luftgemisch sehr explosiv. Das hängt vom jeweiligen Raumvolumen ab. Eine Säure kann man mit Wasser verdünnen, anschließend mit einer Base neutralisieren und nach Laboruntersuchung in die Natur ablassen. Der Brennstoff lässt sich jedoch höchstens abwaschen. Seine Bestandteile bleiben erhalten. Er ist nur fabrikmäßig wieder aufbereitbar. Da es die entsprechenden Anlagen nur in der ehemaligen UdSSR gab, bestand keine finanzierbare Möglichkeit, diesen Stoff zu regenerieren.

Unter Einhaltung strengster Sicherheits- und Umweltbestimmungen verbrannten wir ihn bei Bedarf. In der RTA hatte ich dazu einen Neuerervorschlag eingereicht und verwirklicht. Damit sparten wir Tausende von DDR-Mark ein.

Bei der Wartung von Raketen der Bereitschaftsstufe I galt die Sicherheitsstufe I. Immerhin handelte es sich bei jeder Rakete um zusammen 500 Liter Oxydator und Treibstoff. Die technischen Sicherheitsvorkehrungen und vor allem die speziellen Brandschutzbestimmungen mussten wir bei Durchsichten von Raketen der Bereitschaftsstufe I penibel einhalten. Vergisst man zum Beispiel bei der P-15 die Sicherheitsstecker 5 und 8 zu ziehen, kann es passieren, daß beim Zuschalten der Elektroanlage der Rakete das Marschtriebwerk zündet. Einmal passierte dies in Hanshagen im Raketenbunker, Gott sei Dank nur bei einer Rakete der Bereitschaftsstufe III ohne Raketentreibstoff.

Bei einsatzbereiten Raketen zündet die Pyropatrone der Treibstoffturbine, die Treibstoffpumpe beschleunigt auf 23.000 Umdrehungen je Minute und erzeugt einen solchen Druck im Rohrleitungssystem, daß die Sicherheitsmembranen zerreißen und beide Komponenten in die Brennkammer eingespritzt werden. Das Triebwerk erzeugt dann einen Schub in der ersten Stufe von 1.314 Kilopond.

Wenn das Starttriebwerk, ein Feststofftriebwerk, in einer Regelhalle oder in einem Munitionsbunker zündet, setzt das innerhalb von Sekundenbruchteilen fast 30 Tonnen Schubkraft und gewaltige Mengen Treibgase frei. Kein Mensch überlebt in einem Gebäude eine solche Katastrophe.

Ich erinnere mich auch an eine ausrangierte und enttante Gefechtsrakete, die wir als Lehrgefechtstechnik nutzen wollten. Nach Öffnen der Heckluken entdeckte das Bedienungspersonal Oxydator im Rumpf. Das Tankpersonal hatte zuvor die Brennstofftanks entleert und nicht bemerkt, daß Brennstoff ins Heckteil lief. Aus einem bereitstehenden Neutralisationsfahrzeug spritzten wir Wasser in die Oxydatorleckage und verhinderten damit eine Selbstentzündung. Es war das erste und einzige Mal, daß ich elektronische und elektromechanische Baugruppen unter Wasser setzen musste. Wäre ein schwer zu löschender Brand in der Rakete ausgebrochen, hätte der 130 Liter große Brennstofftank in die Luft fliegen können. Während der über dreißig Jahre, in denen Raketen in der Volksmarine gewartet und zu Übungszwecken eingesetzt und verschossen wurden, gab es nicht einen einzigen ernsthaften Fall, bei dem dieses Horrorszenario eintrat. Auch in den 13 Jahren, in denen ich in der Flotte mit Raketen umging, erlebte ich keine Havarie, die die Umwelt nennenswert schädigte. Wir verfügten über einen sehr gut ausgebildeten Stamm von Spezialisten, über verantwortungsbewusste Vorgesetzte und über ein sicheres Kontrollsystem. Alle NVA-Angehörigen, die mit Raketentreibstoffen zu tun hatten, wurden gesondert in den Medizinischen Zentren der Armee und der Marine untersucht. Prophylaktische, wiederkehrende Kuren schützten die Gesundheit der Soldaten. Auch ich musste, mit nicht einmal dreißig Jahren, meine erste Kur antreten.

Die bevorstehende Entleerung, Neutralisation und Reinigung sowie Demontage des Raketentreibstofflagers bereiteten wir gut vor. Mit Stabsoberfähnrich Blumentritt aus der IBT-2 meldete sich bei mir ein ausgewiesener Fachmann, wir besprachen den gesamten Ablauf. Dann begannen die vorbereitenden Arbeiten zum Abtransport der Raketentreibstoffe.

Die noch verbliebenen Spezialisten im Nachkommando, Hauptbootsmann Lebert und Kapitänleutnant Flemmig, füllten mit dem Tankpersonal und den Technikern aus der RTA-6 die 180 Tonnen Raketentreibstoff aus den Lagerbehältern in die bewegliche Transporttechnik um. Die Soldaten von der RTB-2, die mit ihren Transportfahrzeugen das »Zeug« abtransportierten, standen im Training. Sie hatten schon alle Dienststellen der Raketentruppen der Landstreitkräfte und die der Fla-Raketentruppen der Luftverteidigung entsorgt. Unsere 180 Tonnen waren für sie nur ein Klacks.

Der Oxydator lagerte jetzt in 10-Kubikmeter-Behältern. Früher war die ATA der Gefechtsdiensteinheit mit den entsprechenden Komponenten aufgefüllt und stand bereit, die

Raketen des ersten und des zweiten Kampfsatzes zu betanken. Jetzt befand sich alles in 5 Kubikmeter fassenden Lagerbehältern aus Aluminium. Alle Behälter waren untereinander über entsprechende Schieber, Rohr- und Gaspendelleitungen sowie Sicherheitsventile verbunden. Die Behälter standen in großen Alu-Auffangwannen. Die Beschaffenheit der Treibstofflager und der Tankplätze garantierte, daß kein Treibstoff in das Erdreich versickern konnte. Leckagen, Spülrreste von Samin fingen wir in gesonderten Unterflurbehältern, in den sogenannten Slop-Behältern auf. Diese Reste entsorgten wir nun auch. Melangereste kamen in eine sogenannte Neutrogrube und wurden dort mit Ammoniakwasser neutralisiert. Das geprüfte Wasser (pH-Wert und Salzgehalt) leiteten wir in die Natur ab.

Die Tankfahrzeuge transportierten die Treibstoffe zur Raketentreibstoffbasis der Armee nach Felchow bei Angermünde.

Als die Treibstoffaktion ordnungsgemäß und planmäßig lief, delegierte ich die noch zu erfüllenden Aufgaben an kompetente Mitarbeiter und ging in Urlaub. Neun Tage standen mir anteilmäßig noch zu und ich sah unter den gegebenen Bedingungen nicht ein, darauf zu verzichten.

Als ich aus dem Urlaub kam, erinnerte nur noch der spezifische Geruch in den ausgefegten Lagerhallen, jede so groß wie ein Fußballfeld, daß hier einmal Raketentreibstoff gelagert wurde.

Wachablösung im Marinekommando Ost

Bevor die Planungsphase der RTS-Entsorgung endete, übergab im Marinekommando Rostock Flottillenadmiral Horten das Kommando an seinen dienstgradgleichen Nachfolger Otto Ciliax. Als ich das erste Mal diesen Namen hörte, erinnerte ich mich an ein kleines Fachbuch über angewandte Funkmeßstörungen in der Taktik der Seekriegskunst. Ich hatte diesen Tatsachenbericht während meines Studiums an der Seekriegshochschule in Baku in Russisch gelesen.

Der Autor beschrieb, wie ein Schiffsverband der faschistischen Kriegsmarine unter Einsatz von aktiven und energiereichen Funkmeßstörungen unverhofft und erstmalig so leistungsstark die alliierten Küstenbeobachtungsstationen außer Gefecht setzte, daß er unbeschadet den Ärmelkanal passieren konnte. Die neuentwickelten Radargeräte blendeten die Briten. Diese Aktion ging in die Seekriegsgeschichte ein und fand aus militärischer Sicht auch meine Bewunderung.

Der Kommandeur jenes Kampfschiffsverbandes war der Vater meines neuen Chefs. Wer jetzt denkt, daß ich mich nach SED-Ideologie von dem Sohn eines faschistischen Marineoffiziers abwendete oder zumindest auf Distanz gegangen wäre, irrt gewaltig. Immerhin hatte sich der Sohn, mittlerweile auch schon 51 Jahre alt, aus eigener Kraft, unter völlig anderen Bedingungen zu Rang und Anerkennung hochgedient.

Mir kamen ganz andere Gedanken: Nach dem Zweiten Weltkrieg nutzte man beim Aufbau neuer Streitkräfte in Ost und West die Fähigkeiten und das militärische Können von Soldaten, deren Ethos mit viel Blut und Verbrechen beschmutzt war. Diese Soldaten bekamen ihre Chance.

Uns NVA-Soldaten fragte keiner, wir wurden nicht einmal in Ehren entlassen. Qualifikation und Fähigkeit spielten keine Rolle. Trotz ständigem Gerede über Demokratie und Pluralismus entschieden die Verantwortlichen alles, aber auch alles aus politischer Sicht.

Doch zurück zu Horten.

Befehlshaber wechseln in der Regel nicht so oft. Ich möchte aber auch auf keinen Fall Amtszeiten von fast dreißig Jahren wie die des ehemaligen Chefs der Volksmarine, Wilhelm Ehm, favorisieren. Das ist auch nicht in Ordnung, denn ich behaupte einfach, daß dann das normale Personalentwicklungssystem blockiert, besonders dann, wenn sich dieses Schema nach unten pyramidenartig fortsetzt. So erhalten befähigte junge Offiziere nie die Chance zu

einer erfolgreichen Karriere. Leider war es der Regelfall in der NVA. Erst durch die Wende wurde diese Blockierung aufgehoben, viel zu spät, wie sich erwies.

Während Hortens kurzer Amtszeit war die einseitige Auflösung der NVA und der Volksmarine sowohl ein willkommenes, als auch ein notwendiges Übel der geplanten Truppenreduzierung im Rahmen der deutschen Vereinigung und damit der gesamten Abrüstungsmaßnahmen in Europa.

Während man soziale Härten in Einzelfällen nicht ausschloss, dachte man auch in den Medien über den Aufbau der neuen Streitkräfte in den neuen Bundesländern und deren Zukunft nach. Aus psychologischer Sicht wäre es richtig gewesen, daß die bisherigen Befehlshaber wie Schönbohm und Horten auch die zweite Etappe hätten befehligen müssen. Denn auch bei Admiral Horten hatte sich eine Bindung zu den ostdeutschen Soldaten und zu den Bedingungen in den neuen Bundesländern herausgebildet. Zu denen, die er entließ, aber auch zu denen, die noch, wenn auch zur Probe oder in einem gesonderten und befristeten Dienstverhältnis, unter seinem Kommando standen. In seinen Reden und Berichten spürte ich diese menschliche Verbundenheit. Nicht umsonst schätzten Schönbohm und Stoltenberg den Admiral Horten eher als einen Unbequemen ein, der nicht willenslos alles ausführte, was ihm befohlen wurde. Natürlich erfüllte er die ihm gestellten Aufgaben, aber immer an der Grenze des Vertretbaren. Im Interesse der Lösung der Gesamtaufgabe wäre es besser gewesen, wenn er nicht nur das Alte aufgelöst, sondern auch das wenige Neue aufgebaut hätte.

In der NVA gab es zum Thema Kommandeurswechsel eine satirisch gefärbte Geschichte: Jeder Kommandeur übergibt seinem Nachfolger drei Briefe die in einer bestimmten Reihenfolge zu öffnen sind. Befindet sich der Neue in einer ausweglosen Situation, liest er den ersten Brief: »Schiebe alles auf Deinen Vorgänger! « Bei der nächsten komplizierten Situation öffnet er den zweiten und erhält den Rat: »Streu' Asche auf Dein Haupt und übe Selbstkritik! « Wenn der Chef nun gar nicht mehr weiter weiß, öffnet er den letzten Brief. Dort steht ganz lapidar: »Fang' an, Deine drei Briefe zu schreiben! « Und dann beginnt das Spiel wieder von vorn.

So war das auch im wirklichen Leben. Der neue Befehlshaber muss sich einarbeiten und hatte keine Bindung zu dem schon Geleisteten. Und so äußerte der neue Marinechef in seiner Antrittsrede, ohne auch nur einmal an die Offiziere, an die Berufsunteroffiziere der Volksmarine zu denken, die massenhaft seit einem halben Jahr entlassen worden sind, daß »...die neue Teilstreitkraft von 37.200 auf 32.600 Soldaten Ende 1994 und auf 26.200 nach dem Jahre 2000 verringert wird. Diese Reduzierung treffe im Wesentlichen die Länder Niedersachsen und Schleswig-Holstein.«⁵² Das wirkte wie ein Schlag auf den Kopf all jener, die sich um einen neuen Arbeitsplatz bewarben oder mittellos erste Gehversuche im Zivilleben nach einer langen Soldatenzeit machten.

So etwas kann nur einer öffentlich äußern, der mit der Auflösung einer ganzen Armee nicht unmittelbar zu tun hatte. Aber auf jeden Fall sagte er nichts Unwahres. Der Akt des Kommandeurswechsels fand im Marinekommando statt. Ein Häufchen von ungefähr 100 bis 120 west- und ostdeutschen Offizieren und Zivilbediensteten standen in lockerer Antreueordnung auf der Kreuzung vor dem Klubgebäude. Es waren fast alle, die noch im Marinekommando tätig waren. Die Journalisten der regionalen Medien füllten das magere Häufchen einer einst so mächtigen Führungszentrale der Volksmarine. Generalmajor von Scheven nahm als Vertreter von Schönbohm den Kommandeurswechsel ab. Zu dem anschließenden Empfang lud mich Schönbohm persönlich ein. Ich ging hin, um mich bei Horten offiziell zu verabschieden, denn er kehrte nach Wilhelmshaven zurück.

Tage später erhielten ich und meine Frau, anlässlich des Besuchs des Segelschulschiffes »Gorch Fock« in Rostock-Warnemünde, eine Einladung des neuen Inspektors der Marine, Vizeadmiral Weyher.

Die Besatzung hatte das Schiff picobello aufgeklart, über alle Toppen geflaggt und gab sich betont Mühe, den Gästen des Abends zu zeigen, daß sie nicht nur zu solchen Anlässen

seemännische Traditionen und Brauchtum der Segelschiffahrt pflegt. Ich fühlte mich zurückversetzt in die Zeit, als mir die Seebeine auf dem Segelschulschiff der Gesellschaft für Sport und Technik (GST) »Wilhelm Pieck« wuchsen.

Alles lief so ab, wie man es sich im Fernsehen bei einem Empfang oder bei einer Schiffsparty vorstellt. Doch hier prägten, außer bei den Damen, Marineuniformen das Bild. Und so beherrschten maritime und militärische Themen die vielen Gespräche. Ich hörte lieber zu oder unterhielt mich mit meiner Frau, denn es waren ja nicht mehr die da, die ich von früher her kannte. Irgendwann an diesem Abend kamen wir mit Admiral Horten ins Gespräch. Besonders erinnere ich mich auch an den Kommandanten der »Gorch Fock«, Immo von Schnurbein. Ich lernte einen echten Seemann und Militär kennen, wie ich ihn mir vorstelle, aber kaum unter den westdeutschen Offizieren antraf. Nicht viel reden und wenn, dann nur kurz und inhaltsreich – ein gestandener Mann und erfahrener Marineoffizier. Der Kommandant der »Gorch Fock« verkörpert einen Soldatentyp, wie ich ihn nur aus der NVA oder aus der sowjetischen Armee und Flotte her kenne. Wie das Gegenteil wirkte auf mich an diesem Abend der neue Marineinspekteur, Vizeadmiral Peter Weyher. Ein Soldat mit Kettchen um den Hals und am Handgelenk oder mit Siegelring passte nicht in meine Vorstellungswelt. Natürlich denke ich heute nach acht Jahren anders darüber. Ohne Zweifel wirkte Weyher im Gespräch sehr intelligent, seine Art sich auszudrücken, empfand ich als schwülstig. Besonders eine Episode blieb mir in Erinnerung. Es ging um das gesicherte Wochenende der Bundeswehr und die Gefechtsbereitschaft der NVA und der Warschauer-Pakt-Truppen. Weyher schwadronierte: »Wenn der Warschauer Pakt am Freitagabend gen Westen losgerollt wäre, hätte er am Sonntag am Rhein gestanden und es hätte keinen gegeben, der ihn aufgehalten hätte.« Lachen konnte ich darüber nicht.

Nachtrag zur Geschichte

Am 9. April 1991 erhielt ich auf dem Postweg ein Dokument, auf dessen Grundlage das Küstenraketenregiment der Volksmarine aufzulösen sei. Nun war der Befehl eingetroffen, doch das Regiment existierte physisch schon lange nicht mehr. Mich erreichte also lediglich ein amtlich formulierter Nachtrag der Geschichte und ein Zeitdokument der Bürokratie. Der Befehl bestand aus zwei Seiten, wohl nicht länger als der Aufstellungsbefehl. Geburts- und Sterbeurkunden enthalten eben nicht mehr als unbedingt notwendig. In ihnen stehen keine Geschichten, sie enthalten nicht die Gründe des Entstehens und des Vergehens. Sie dokumentieren nur den Fakt. (siehe Anhang)

Das Alte war nun endgültig zu Ende und drei Tage später zeigte sich nun ein neuer Anfang. Der Glückstag hieß 12. April 1991. An diesem Tag entschieden die Geschäftsführer des Unternehmens, bei dem ich mich beworben hatte, wer als Logistiker in ihrem Unternehmen anfängt. Die Wahl fiel auf mich. Es war ein großes Glücksgefühl. Ich hielt den Telefonhörer noch in der Hand, obwohl das Gespräch schon längst beendet war. Eine große innere Belastung fiel von mir. Es war einer der schönsten Tage in meinem Leben. Da ich dieses Telefonat aus dem Dienstzimmer des ehemaligen Stellvertreters für Raketenbewaffnung geführt hatte, war es wohl Conny Witt, die als erste diese Nachricht erfuhr. Sie freute sich für mich, auch die anderen gratulierten mir später. Ich wusste zwar nicht, was mich erwartete, ich war aber innerlich davon überzeugt, daß ich es irgendwie meistern würde. Nun schrieb ich mein Entlassungsgesuch und übergab es an Kapitän Linde. Ich räumte mein Dienstzimmer, klärte einiges im Chaos meiner Dienstbezüge und verabschiedete mich von diesem oder jenem im Marinekommando. Dann nahm ich meinen Resturlaub.

Am Nachmittag des 25. Aprils ließ ich mich in die Dienststelle holen, obwohl ich noch Urlaub hatte. Ich verabschiedete mich von den Grundwehrdienstleistenden. Sie verließen mit mir die Dienststelle Schwarzenpfost. Zum gemeinsamen Abendessen tischte die Kombüse die besten Sachen auf, denn es war auch für die Köche die letzte Mahlzeit, die sie herrichteten.

Den Rest des ehemaligen Regiments übergab ich befehlsgemäß an Kapitän Linde. Menschen gab es kaum noch, dafür einen Berg an Technik: Startrampen, Raketen, herkömmliche und spezielle Kfz, Ersatzteile, Werkzeuge und, und, und. Der Gefechtspark, die Raketenhallen, die Lager unterschiedlichster Art, die Mobilmachungsreserven, die Technikeinheiten der 3. KRA und alle Kfz-Abstellplätze waren fast noch genauso gefüllt wie zuvor.

Kapitän Linde präsentierte mir die Nachricht, daß voraussichtlich die Amerikaner einen Großteil der Startrampen, Raketen und der notwendigen Spezialtechnik übernehmen werden. Zu welchen Bedingungen, sagte er mir nicht. Es war mir in diesem Moment auch egal. Später, als ich begann, über mein Leben in Uniform nachzudenken, als ich mich an solche Einzelheiten erinnerte, da wühlte ich alles noch einmal auf. Es zeichnete sich ab, daß einige Angehörige des Nachkommandos des KRR und Schlüsselpersonal der RTA-6 mit der Technik für längere Zeit in die Vereinigten Staaten gehen werden. Ich dachte, ich brauche keine USA. Wenn ich in die USA fahre, dann werde ich wohl die Reise selbst bezahlen. Mir kamen keine Zweifel, ob ich nun in die USA fliegen oder meine mir gebotene Chance für ein neues Berufsleben nutzen sollte. Ich hatte mich entschieden. Kapitän Linde teilte mir mit, daß ich am 30. April um 11 Uhr bei Flottillenadmiral Ciliax bestellt war. Er wollte sich von mir verabschieden. Ich fand es sehr in Ordnung, daß er das vorhatte, zumal er mich gar nicht so gut kannte, und wir miteinander auf Grund der Kürze der Zeit seit seiner Kommandoübernahme auch gar nichts miteinander zu tun hatten. Ich bestätigte den Termin und widmete mich meinen letzten Aufgaben. Ich nutzte die Zeit, um an den zwei Tagen, die mir blieben, noch einmal durch das gesamte Objekt, von Bereich zu Bereich zu gehen. Ich unterhielt mich noch einmal mit den verbliebenen Zivilbeschäftigten, sprach ihnen Mut zu, und wir erinnerten uns an gemeinsam Erlebtes. Am Montag verabschiedete ich mich in der Offiziersmesse mit einem Essen offiziell vom Nachkommando. Frank Hösel überreichte mir im Namen der Verbliebenen eine Uhr, die noch heute in der Schrankwand unseres Esszimmers steht, der Stabschef schenkte mir zum Abschied ein Buch, die Bhagavad-gita. Alle wünschten mir für meinen beruflichen Neustart alles Gute, vor allem Gesundheit und Erfolg. Kapitän Linde überreichte mir zum Abschied einen Bildband über Deutschland mit einer persönlichen Widmung. Der Abschied vom Küstenraketenregiment fiel mir unter den konkreten Bedingungen nicht schwer. Ich habe Kommandeure und Offiziere mit zwanzig und mehr Dienstjahren gesehen, die bei ihrer Versetzung oder Verabschiedung sehr sensibel reagierten, obwohl sie während ihres gesamten Dienstes ganz harte Brocken waren. Ich empfand in diesen Tagen nicht diese inneren Regungen, die ich eigentlich nach fast zwanzig Jahren Militär hätte empfinden müssen. Mein Gehirn arbeitete in dieser Zeit mehr rational, als daß ich über mein Schicksal traurig gestimmt sein sollte. Ich hatte mir vorgenommen, Schwarzenpfost nicht als letzter zu verlassen. Eigentlich gehört es sich ja in der Seefahrt, daß der Kapitän als letzter das sinkende Schiff verläßt. Aber im KRR-18 gab es ja kaum noch eine Besatzung.

Zum gemeinsamen Abschiedsfoto vor der Messe stellten sich nur noch zehn Berufssoldaten auf und ein paar mehr Zivilbeschäftigte.

Meine letzte Handlung in Uniform führte mich ins Marinekommando Rostock-Gehlsdorf. Dort ging ich zuerst zur Personalabteilung, um mir meine Entlassungsbestätigung aushändigen zu lassen. Korvettenkapitän Ruder überreichte sie mir, ich quittierte und war offiziell aus der Bundeswehr entlassen. Nun ging ich zu meinem Vorgesetzten, den ich nur von der Kommandoübernahme her kannte und der für mich völlig fremd war. Im diesem Zimmer hatte ich öfter beim Chef der Volksmarine gegessen. Auch zu Zeiten Hortens war ich ein paarmal drin gewesen. Jetzt betrat ich nun zum letzten Mal diesen Raum. Flottillenadmiral Ciliax begrüßte mich und bot mir einen Kaffee an. Ciliax kannte mich nur vom Hörensagen. Deshalb kam auch keine Abschiedsstimmung auf, die in solchen Fällen eigentlich üblich ist. Ich wollte in diesem Gespräch noch einen Gedanken loswerden. Der erste bezog sich auf die Übergabe des gesamten »Rubesh«-Komplexes an die Amerikaner. Ich meinte auch im Sinne

der wenigen verbliebenen Raketen-, Rampen- und Kfz-Spezialisten zu sprechen, ihnen den Verbleib im Nachkommando doch etwas attraktiver zu gestalten. Ich ließ ihn wissen, daß es mir prinzipiell egal ist, was durch ihn, durch die Hardthöhe oder durch sonst wen in abschließenden Verhandlungen mit den Amerikanern zur weiteren Nutzung des Raketenkomplexes Rubesh wird. Doch ich befürchtete, daß ein Teil der Operation »Rubesh/Tarantul« gegen den Baum laufen würde. Es gab nur noch einen befähigten Mann für den gesamten Komplex »Rubesh«, das war Frank Hösel und einige Spezialisten für ausgewählte Bereiche der Startrampe: Hauptbootsmann Höne und den Zivilbeschäftigten Suhrbier. Raketenspezialisten fand man nur noch drei oder vier in der RTA-6. Ich machte mir weniger Sorgen um die Probleme der Westdeutschen bei der alsbaldigen Entsorgung der Haupttechnik des KRR nach Amerika, sondern versuchte, die Bedingungen für die genannten Spezialisten zu verbessern. Hösels Informatikstudium dauerte schließlich noch anderthalb Jahre und er war auf seinen Verdienst angewiesen. Daß sich meine bei Ciliax geäußerten Anregungen in einer angemessenen Gehaltszahlung während ihres Auslandeinsatzes verwirklichten, freute mich für die letzten Angehörigen des Küstenraketenregiments. Viel mehr gab es nicht zu besprechen. Eine persönliche Bindung gab es nicht, also kam es zu dem letzten berühmten Händedruck, das war's. Geradewegs ging ich zum KDL, stieg in mein Auto und fuhr nach Hause. Dort zog ich meine Uniform aus. Der nächste Tag war der 1. Mai. Am frühen Morgen begleitete mich meine Frau zum Bahnhof. Ich setzte mich in den Zug und verließ im Grunde für immer meine Heimat. Ein anderes, neues Leben begann für mich, für meine Familie, für uns alle.

NVA-Waffen in aller Welt

Mehrere Jahre sind vergangen. Den nicht leichten Start ins neue Leben meisterte ich erfolgreich. Aber mein Bericht über das Küstenraketenregiment ist noch nicht ganz zu Ende. Sehr oft werde ich durch Zeitungen oder durch das Fernsehen oder durch Gespräche mit Bekannten und Freunden an das Küstenraketenregiment erinnert. Ich lese beispielsweise von Waffenverkäufen. Der israelische Geheimdienst Mossad übergab an die Hardthöhe einen Wunschkatalog und wurde dementsprechend beliefert. Einige Namen standen immer wieder in den Meldungen: Staatsminister Stavenhagen, Koordinator für geheimdienstliche Tätigkeiten im Kanzleramt, Stoltenberg, der ehemalige Bundesverteidigungsminister und der damalige Präsident des BND, Konrad Porzner. Vierzehn Waffenlieferungen aus Beständen der ehemaligen NVA, teilweise getarnt als landwirtschaftliche Geräte, verließen Deutschland. Die fünfzehnte flog auf. Stoltenberg musste unter anderem auch deshalb seinen Hut nehmen, die Staatsanwaltschaft Hamburg ermittelte gegen zwei führende BND-Angestellte. Die freiheitlich-demokratische Presse hatte ihre Arbeit getan. Das Waffengeschäft ging aber weiter. Alle Schiffe des Projektes 133.1 (NATO-Bez. PARCHIM-Klasse), insgesamt 16 kleine U-Boot-Abwehrschiffe mit einer starken Hauptbewaffnung, gingen an den Diktator Suharto in Indonesien.

Viele der 48 Minensuch- und Räumschiffe der Projekte 89.1 und 89.2 (NATO-Bezeichnung CONDOR-Klasse) kaufte Uruguay. Der Rest fährt in der Lettischen Flotte oder als Fischereiaufsicht in Malta.

Sieger testen unsere Raketen

Und was wurde aus der Operation »Tarantul/Rubesh«? Im Mai 1994 flog ich nach New York. Im Prospekt der Highlights 1993 bis 94 des »Intrepid Sea-Air-Space Museum« las ich, daß ein kleines Raketenschiff der Tarantul-Klasse aus dem Bestand der ehemaligen Volksmarine in New York festmachen wird. Offensichtlich waren die wehrtechnischen Untersuchungen in den Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossen. Nun zeigte man das Schiff als

Siegestrophäe des Kalten Krieges in der Öffentlichkeit. Zeitweiliger Liegeplatz: in der Nähe des Passagierhafens der Elfmillionenstadt, neben dem Flugzeugträger »Intrepid« und dem U-Boot »Growler«.

Leider traf es dort nie ein, und ich konnte es nicht besichtigen. Es war die 572, die in der DDR-Volksmarine unter dem Namen »Rudolf Egelhofer« sich zuletzt im Bestand der 7. Raketenschiffsbrigade befand. Nach der Übernahme durch die Bundesmarine bekam es die Nummer P-6166 und natürlich den wertneutralen Namen – »Hiddensee«. Im November 1991 kam das Schiff für technische Auswertungen und Versuche an Bord des Heavy Lift Ship »American Cormorant« in die USA. Dort erhielt es am 14. Februar 1992 auf der Liste der Kriegsschiffe die Nr.185 NS 9201, wurde jedoch nicht offiziell in Dienst gestellt und bekam auch keine PT-Nummer. Im Juni 1995 unterstand es dem Naval Air Test Center in Patuxent, Staat Maryland.⁵³

Durch Zufall entdeckte ich in der Zeitschrift »Norfolk Paper« ein Foto, auf dem das oben erwähnte Schwerlastschiff ein kleines Raketenboot im Huckepackverfahren transportierte. Die eigentliche Hauptbewaffnung, die Raketen mit den nicht zu übersehenden Startanlagen, wurde im Textteil nicht erwähnt. Der Redakteur qualifizierte es ganz einfach zum Kanonenboot. Ich erkannte aber das Raketenschiff sofort, da ich einst für die Raketen- und waffentechnische Sicherstellung dieses Schiffes sorgte.

Während meiner Reise sah ich es, trotz Ankündigung, nicht wieder. Enttäuscht besichtigte ich einen Flugzeugträger, eine Ansammlung von historischer Wehr- und Raumfahrttechnik und das U-Boot »Growler«, das als erstes amerikanisches U-Boot über nukleare Flügelraketen der Regulus-Klasse verfügte.

Mit der Rückkehr aus New York bereitete ich eine neue Reise in den Westen der Vereinigten Staaten vor, um unter anderem unsere Kampftechnik in den Versuchslabors der US-Navy wiederzusehen. Ich wollte wissen, was die mehrere Jahre dauernden Untersuchungen, Teststarts und die diversen Modifizierungen ergeben hatten. Nach den abwertenden Kommentaren der Bundeswehr fehlte mir die Bestätigung, daß diese Waffen für ihren vorgesehenen Einsatzort, der Ostsee, zweckentsprechende Gefechtsmöglichkeiten besaßen.

Sechs Jahre habe ich diese Raketentypen in der ehemaligen UdSSR studiert, und deshalb kannte ich den Wert dieser Waffen genau. Ich akzeptierte nicht die politisch gefärbte Einschätzung der Gefechtsmöglichkeiten.

Ich will an diesem Beispiel beweisen, daß nicht alles, was nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland verschrottet wurde, wirklich Müll war. Darüber hinaus soll meine Geschichte einen würdigen Abschluss finden. Zur Geschichte der deutschen Marine gehört auch die DDR.

Zurück zu den USA. Durch meine Kontakte zum Marineattaché der US-Botschaft erhielt ich die Genehmigung für einen Besuch des »Naval Air Warwara Center Weapons Division« in Point Mugu. Dieses militärische Objekt liegt in der Nähe der Stadt Oxnard, reichliche hundert Kilometer nördlich von Los Angeles, direkt an der Pazifikküste.

Als meinen Ansprechpartner nannte man mir Mr. Ron Brattin. Ihn kannte ich ja schon, setzte deshalb ein Fax an ihn ab und erklärte ihm meine Absicht. Ich erhielt keine Bestätigung. Das störte mich aber wenig, denn der Hauptzweck dieser Reise war ein dreiwöchiger Urlaub, der meine Familie und mich durch Kalifornien und Nevada führen sollte.

Russentechnik in Kalifornien

Nach unserer Ankunft in L.A. telefonierte ich mit Mr. Brattin. Wir vereinbarten einen Termin für den 3. April 1995 um 10 Uhr. Auf dem Highway N° 1 fuhren wir bis Malibu. Am nächsten Morgen stoppten wir auf die Minute genau vor dem Tor 3. Die Leute vom Sicherheitsdienst waren sehr freundlich. Nach 30 Minuten begrüßte uns ein gewisser Mr. Manley. Mit einem weißen bulligen »Ford«-Pick-up fuhren wir zur Security. Dort baten wir

die Mitarbeiter vom Sicherheitsdienst, auch meinem Sohn André eine Berechtigungskarte auszustellen. Meine Papiere waren weitestgehend fertig, die Ausstellung der Berechtigungskarte für André dauerte natürlich noch etwas. Wir tranken eine eisgekühlte Cola und schauten uns die Luftbildaufnahmen von Pt. Mugu an. So konnte ich mich grob orientieren. Rings um den Eingang des Haupttores standen, wie in einem Freilichtmuseum, Raketen der unterschiedlichsten Klassen und Zweckbestimmungen: Hawk, Talas, Sparrow, Polaris, Regulus und andere.

Wir fuhren nun in die große Versuchs- und Testbasis der US-Navy und der Air Force, die Main Road entlang bis zur 13th Street. Dort sah ich ein großes Tanklager. Dann bogen wir rechts in die 13th Street ein. Viele Gebäude säumten die Straße. Ich meinte das Headquarter ausgemacht zu haben. In greifbarer Nähe sah ich eine »Phantom 2« starten. Steil, nahezu kerzengerade, schoss der Jäger mit einer starken Abgasfahne in den Himmel. Im Nordosten und Osten erblickten wir am Horizont die grünen Gebirgshügel der San Rafael und der Santa Monica Mountains. In südwestlicher Richtung bogen wir mehrmals links und rechts ab, bis wir plötzlich vor zwei Startrampen aus dem Küstenraketenregiment standen. Hier seid ihr also, dachte ich. Sofort fiel mir der schlechte Wartungszustand auf. Die SSR wirkten ausgeblüht. Wahrscheinlich standen sie hier schon längere Zeit. Auf der Stoßstange sah ich einen in Folie eingeschweißten Pass. Regenwasser war in die Hülle gelaufen. Mich hätte es gewundert, wenn es ein Kontrolldokument gewesen wäre. Es war der Pass für das Gerät 18, den Hydraulikblock der Startrampe, aufgeweicht durch Regenwasser. Weshalb nun gerade der hier hing, war mir unerklärlich. Es schmerzte mich, unsere ehemalige Technik in diesem Zustand zu sehen. Die Tür zur Gefechtskabine trug ein Vorhängeschloss.

Neben den beiden Startrampen standen ungefähr 25 Raketen im konservierten Zustand, sie waren mit einer Gummiplane luftdicht verschlossen und mit einer Persenning aus Leinen abgedeckt. Diese Raketen sahen nach ihrem äußeren Konservierungszustand katastrophal aus. Bei einigen Raketen fehlte schon die Segeltuchplane. Bei anderen war die Konservierung regelrecht aufgerissen. Man konnte den Raketenkörper sehen. Auf dem Erdboden lagen einige Gummiplanen. Ich guckte mir die Blaugel-Indikatoren hinter den Kontrollfenstern der Konservierung an. Sie signalisieren den Feuchtigkeitszustand in der Konservierung. Blaugel heißen diese kleinen Steinchen in der transparenten und mit kleinen Luftlöchern versehene Plastikfassung, weil sie eben blau sind. Steigt die relative Luftfeuchtigkeit, so verfärben sie sich rötlich. Wir kontrollierten den Zustand wöchentlich. Jede Rakete verfügt über fünf mit Gummiklappen versehene Schaulöcher, durch die man die Verfärbung begutachten kann. In diesen Indikatoren stand nun das Schwitzwasser, die Farbe war dunkelrot. Selbst nach so vielen Jahren regte sich in meinem Inneren etwas. Offensichtlich standen diese Raketen und die beiden Startrampen schon mehrere Monate an dieser ungeschützten Stelle.

Vieles an dieser Dienststelle erinnerte mich an sowjetische Verhältnisse. Aber selbst dort hatte ich Raketen in einem so katastrophalen Zustand nicht gesehen.

Manley Schloss eine werkstattähnliche Halle auf. Sie erinnerte mich an die Werkstatt 2 in Schwarzenpfost. Ich guckte nur hinein, machte ein paar Schritte in die Halle und erblickte weitere zehn bis fünfzehn Raketen. Gott sei Dank, diese Raketen standen wenigstens im Trockenen. Ich fotografierte und verließ die Halle. Manley rief die Sicherheitszentrale an, die offensichtlich dieses Gebäude nach unserem Verlassen distanziert wieder sicherte. Auch von den Startrampen mit den daneben hin geklatschten Raketen machte ich noch ein Erinnerungsfoto.

Dann fuhren wir auf der Beach Road weiter in östliche Richtung. Unser weißer Pick-up hielt vor mehreren Baracken, die in einer windgeschützten Senke genau in den Dünen vor der Brandung der Pazifikküste standen. Manley ging vorneweg und führte uns direkt zu Mr. Brattin. Dieser begrüßte mich freundlich, wir kannten uns ja von seinem Besuch in Schwarzenpfost.

Der wichtigste Teil meines Besuches begann mit einem Frage-Antwort-Spiel, wobei ich immer versuchte, die Fragen zu stellen. Obwohl ich eine Reihe spezieller englischer Fachwörter gelernt hatte, wirkte mein Redeschwall eher gebrochen. Hin und wieder musste ich nachfragen, manches Detail verstand ich nicht. Einiges erzählte Brattin von sich aus, so daß sich manche ungestellte Frage von allein beantwortete.

Natürlich interessierte mich das Untersuchungsprogramm zum Raketenkomplex »Rubesh«. Zirka 10 Prozent des gesamten Arbeitsaufkommens von Brattins Truppe beanspruchte die Küstenraketenbewaffnung der ehemaligen Volksmarine. Nicht wenig, wenn man bedenkt, daß sich die fünf bis acht Männer um Brattin schon seit Jahren mit dem »Tarantul/Styx Programm«, das von der »Naval Sea Systems Command« gesteuert wird, beschäftigen. Die konkreten Aufgaben von seiner vorgesetzten Stelle konnte ich mir selbst zusammenreimen: Erstens: das waffentechnische Know-how für unterschiedlichste Zwecke ermitteln und dokumentieren. Zweitens: Testversuche mit telemetrischen Prüfverfahren durchführen. Drittens: Vorschläge und Versuche nach erfolgten Veränderungen von Einsatzparametern, besonders der Raketen, unterbreiten bzw. durchführen. Viertens: mögliche Nachbauvarianten erwägen und last but not least faktische Zieldarstellungen für den Waffen- und Elokaeinsatz der US-Navy und der Bundesmarine sicherstellen.

So präzise drückte sich Brattin nicht aus, er sprach lediglich von einem großen Informationsbedürfnis. Wessen Informationsbedarf zu decken war, davon sprach er auch nicht.

Ich spürte schon zu Beginn des Gesprächs, daß Brattin voll auf »Rubesh« stand. Umso mehr erstaunt war ich aber, daß erst sieben Raketen gestartet wurden. Ich hatte angenommen, daß die Raketen, die ich gerade gesehen hatte, die letzten waren, die in der kalifornischen Sonne vor sich hin standen. Brattin erklärte mir, daß jeder Raketenstart in letzter Instanz von dem zuständigen Bewilligungsausschuss des amerikanischen Parlaments genehmigt werden muss. Gedanken und Erinnerungen schossen mir durch den Kopf. Ich hörte gleich mehrere Stimmen von Bundeswehroffizieren, die sich fast vor Lachen gekrümmt hatten, als sie von den Zuteilungen für Dieselkraftstoff oder für Motorenstunden der Antriebsmaschinen der Schiffe und Boote der Volksmarine für die Seeausbildung, von der Limitierung von Granatpatronen für das Artillerieschießen oder von der Zuweisung der jährlichen Raketenstarts für den Schießabschnitt in der NVA hörten. Hier auf einmal, beim größten Verbündeten der Bundesrepublik und der mächtigsten Seemacht der Welt, hörte ich von analogen Sparsamkeitsprinzipien und Zuteilungsmentalitäten. Brattin beendete dieses Thema mit zwei Sätzen: »Hoffentlich wird in den nächsten Tagen Geld bewilligt, so daß wir vielleicht im September, spätestens im Oktober wieder schießen können. Sorry, wir könnten soviel machen, wenn ein bisschen mehr Money fließen würde«.

Die Arbeiten an »Rubesh«, schien mir, waren noch längst nicht abgeschlossen. Die ersten sieben Raketen starteten alle von San Nicolas Island in südöstliche Richtung. Das heißt, die Amerikaner transportierten die verschußbereiten Startrampen und alle dazugehörigen Mess-, Prüf- und Testeinrichtungen sowie diverse Aufzeichnungsgeräte auf die Insel San Nicolas Island. Von dort schossen sie die Raketen fast parallel zur Küste an der Insel San Clemente vorbei in den Golf von Santa Catalina. San Clemente Island ist genau wie die Startinsel militärisches Speergebiet. Von dort kann man bei guter Sicht große Teile des Raketenfluges beobachten.

Um die Startrampe und die gesamte Apparatur auf die ungefähr 35 Meilen vorgelagerte Insel San Nicolas überzusetzen, nutzen die Amerikaner auch NVA-Material. Sie entsorgten vermutlich aus den ehemaligen NVA-Kasernen mehrere Pontonelemente für die Seebrücken. Die Volksmarine verwendete diese Teile u.a. für den Bau mobiler Anlegestellen. Ich erinnerte mich an einige größere Manöver und Mobilmachungsübungen, besonders der Operativen Rückwärtigen Dienste der Volksmarine, bei denen diese Seebrücken an verschiedenen Küstenabschnitten zum Einsatz kamen. Auf ihnen übergab man neben Treibstoff, Proviant

auch Raketen, Torpedos und Minen. Jetzt befanden sich Teile dieser mobilen Seebrücken in Pt. Mugu. Auf Videos, die mir Mr. Brattin zeigte, sah ich sogar, daß sie daraus sogar eine Startplattform gebaut hatten.

Auf Farbfotos dokumentierten Brattins Mitarbeiter unterschiedliche Phasen des Starts. Ich erkannte auf einem Foto einen anderen Farbton der Abgasflamme beim Zünden des Marschtriebwerks. Sofort fragte ich nach dem Brennstoff. Brattin bestätigte mir, daß sie die größten Probleme damit hatten und auch noch haben. »Samin«, der Originalstoff ist dermaßen umweltschädigend, daß sie vermutlich von der amerikanischen Behörde gar keine Nutzungsgenehmigung erteilt bekamen. Oder sie hatten einfach die Treibstoffkomponenten mit dem Schiff nicht mitgenommen, weil sie zu gefährlich waren. Brattin zeigte mir Fotos von der Betankungsanlage. Während bei uns ein Unteroffizier (Mechanikermaat-Tankgruppenführer) und Matrosen (Mechaniker - Tankwart) die Raketen auffüllten, geschah das bei den Amerikanern mit einem Betankungsautomat. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. War das nun eine automatische Betankungsanlage für ehemalige sowjetische Fla-Raketen oder eine amerikanische Erfindung?

Andere Fotos zeigten einen Salvenstart. Ich sah, daß die Außenhülle des Raketencontainers über große Flächen wie eine Pellkartoffel abgeschält war. Leider erkannte ich nicht die Ursache dieser recht eigentümlichen Beschädigung. Wurden womöglich durch technische Änderungen des Startzyklus bei einem Salvenstart vergessen, daß sich der Hangardeckel des benachbarten Raketencontainers nach erfolgtem Raketenstart automatisch nicht wieder verschloss?

Ich lenkte das Gespräch auf die aktiven und passiven Abwehrmaßnahmen der US-Navy gegen eine anfliegende P-21. Passive funkelektronische Gegenwirkung, also Düppelwolken, zeigten keine Wirkung auf die Rakete während ihres letzten Flugabschnittes, wenn der Suchkopf der Zielsuchlenkanlage zugeschaltet wird. Daß die Raketen darauf nicht reagierten, war mir schon seit Jahren bekannt.

Seitdem der FEK Bestandteil des Trainings eines Seegefechts geworden war, trainierten auch unsere Schlagkräfte die Gegenwirkung mittels Düppelwolken. Aber jedes Jahr erreichte man nur miserable Ergebnisse bei der Bekämpfung anfliegender Raketen. Es gelang niemals, eine P-15 oder deren Nachfolgerinnen durch passive Störungen von der Flugbahn abzulenken. Die US-Navy blieb dabei offensichtlich auch erfolglos.

Wie sah es bei den aktiven Störungen aus? Auch nicht besser. Lediglich in einem Fall gelang es den Amerikanern, durch aktive Gegenstrahlung eine Rakete abzuwehren. Wenn man berücksichtigt, daß nach mehreren Jahren gründlichster Laboruntersuchung im Prinzip alle theoretischen Probleme geklärt sein müssten und daß Zeitpunkt, Anflugrichtung und noch andere Parameter bekannt sind, kann sich die Navy nicht gerade auf die Schulter klopfen. Immerhin handelte es sich bei diesem Test lediglich um den Anflug einer einzelnen Rakete.

Drehe ich jetzt die Zeit zurück, setze also nicht das gesamte gewonnene und erforschte Know-how voraus und lege realistische Gefechtsbedingungen an, daß heißt Anflug von vier bis acht Raketen aus unterschiedlichen Richtungen zu unbekannter Schlagzeit, dann möchte ich nochmals die gefechtsnahe Treffer- und Vernichtungswahrscheinlichkeit für die amerikanischen Tests berechnen.

In all den Jahren, als diese Seezielenkomplexe in den Seestreitkräften des WP eingesetzt wurden, war das Know-how um sie größer als je zu vor. Nicht einmal die BRN, die Polnische Seekriegsmarine und die Volksmarine verfügten zu irgendeinem Zeitpunkt über solch detailliertes Wissen um die eigene Raketenabwehr wie zu diesem Zeitpunkt die Amerikaner über unsere P-21. Trotzdem waren die Abschußergebnisse der Amis um keinen Deut besser als die bei der Volksmarine.

Wenn ich Brattin richtig verstand, hatte die US-Navy also große Schwierigkeiten, russische Seezielenkomplexe zu bekämpfen. Lediglich eine von fünf gestarteten P-21 konnte durch eine »Sea Sparrow« abgeschossen werden. Entweder lag der Ausbildungsstand nicht besonders

hoch oder die P-21 waren sehr gut. Natürlich kannte man auch bei diesen Zieldarstellungen alle Parameter. Wir sagten in solchen Fällen: »Durch diese hohle Gasse Muss sie kommen! « Und trotzdem holte sie auch bei uns keiner vom Himmel.

Die wohl bedeutsamste Aussage machte Mr. Brattin, als er wie Sherlock Holmes auf die Ursachen der geringen Störanfälligkeit im funkelektronischen Bereich zu sprechen kam. »Wissen Sie, Mr. Gödde«, sagte er, und ich fühlte, daß er etwas Besonderes ausdrücken wollte, »niemals haben wir geglaubt, daß das Fenster der Zielsuchlenkanlage so gering sein kann. Das hat alle unsere Erwartungen übertroffen. «

In diesem Augenblick fühlte ich Stolz auf das, was ich einmal besessen hatte. Ich war glücklich darüber, es war für mich wie eine technische Rehabilitierung. Viele Gedanken, viele Gesichter passierten wie auf einem Filmstreifen mein Unterbewusstsein. Das letzte Bild zeigte die Israelis, die von der Vermutung her am nächsten dran waren. Sie wussten genau, was sie in Erfahrung bringen wollten. Seit der Versenkung des israelischen Zerstörers »Elat« durch eine P-15 im Jahr 1967 lagen erst jetzt abschließende Erkenntnisse über diese und alle Nachfolgeprojekte auf dem Gebiet der Elektronischen Kampfführung beim ehemaligen Gegner vor, obwohl die Aufklärungsschiffe der Bundesmarine und andere zu diesem Zweck eingesetzte Kräfte keine Möglichkeit ausgelassen hatten, entsprechende Informationen bei der Volksmarine zu sammeln.

Und ich hörte von Mr. Brattin gleich noch eine weitere Neuigkeit. Die Amerikaner erhielten ausschließlich die radargesteuerten Raketen vom Typ P-21. Wo blieben die infrarotgelenkten P-22? Offensichtlich interessierte sich die westdeutsche Seite mehr dafür. Deshalb der große Bauteilverbrauch der »Snegir«-Blöcke und die laufenden Anforderungen an Mess- und Prüftechnik für den Infrarotsuchkopf.

Ich erinnerte mich an zeitgeschichtliche Parallelen. Als Anfang der achtziger Jahre die ersten Raketen vom Typ P-22 bei der Volksmarine eintrafen, gingen, wie nach der Vereinigung, Muster, Bau- und andere Zubehörteile in die Abteilung I des VEB Kombinat Carl Zeiss Jena, also in den Bereich, der sich mit militärischen und rüstungsrelevanten Aufgaben beschäftigte. Wollte die DDR damals Raketen mit ähnlichen Wirkungsprinzipien bauen, unter anderem für die neuen Raketenschiffe vom Typ 151 oder wollte sie die vorhandenen nur technisch verbessern? Konkrete Trefferwahrscheinlichkeitsberechnungen dieses Raketentyps für den Ostseeinsatz rechtfertigten jedenfalls nicht den gleichberechtigten Gefechtseinsatz der Infrarotraketen. In Spezialisten- und Fachkreisen unterhielt man sich jedenfalls darüber. Von der Rückführung der P-22 wurde gemunkelt. Trotzdem wurde das Raketenschießen mit P-22 nie eingestellt.

Als ich mir in den USA die Fotos anschaute, bemerkte ich Unmengen an Kabel, die größtenteils aus der Gefechtskabine der SSR kamen. Es sah so aus, als wenn in der Gefechtskabine das Fernsehen eine Direktübertragung veranstaltete und der Ü-Wagen sich in der Nähe des Aufnahmeortes befände. Aber dem war nicht so. Die Amerikaner hatten lediglich Angst, den Start aus der Gefechtskabine durchzuführen. Warum konnte ich nicht nachvollziehen. Besaßen sie kein Vertrauen in die Russentechnik, verfügten sie über schlechte Erfahrungen, gab es Vorschriften, die das nicht zuließen oder lag ihre Zurückhaltung vielleicht am selbstgepanschten Raketentreibstoff?

In dieser Beziehung gab es bei uns damals keine Befürchtungen. Mir ist kein Vorfall bekannt, bei dem während eines Raketenstarts von Bord eines Kampfschiffes oder von einer Startrampe das schießende Personal irgendwelche Schäden oder gesundheitliche Beeinträchtigungen erlitten hatten.

Ich selbst war beim letzten Raketenschießen als Kontrolleur auf der SSR 221 eingesetzt. Das Gefühl ist einmalig. Wenn der Raketenwaffenleitmaat den Startknopf drückte, passierte erst einmal ein, zwei Sekunden gar nichts. Erst dann gab es einen lauten Knall, als ob ein riesiger Vorschlaghammer gegen den Container schlug, dann krängte in einer seichten Auf- und

Abwärtsbewegung die gesamte Startrampe und das war's auch schon. Den Startknall einer in unmittelbarer Nähe schießenden Startrampe hörte man nahezu doppelt so laut.

Brattin wunderte sich sichtlich, konnte es nicht so richtig fassen, daß bei uns in der Gefechtskabine vier Soldaten saßen und im Fahrerhaus sogar der Rampenfahrer verblieb. Bestimmt hätte Frank Hösel ihm viel mehr darüber erzählen können, denn er war bei fast allen Raketenschießen dabei gewesen.

Brattin und ich sprachen nun über die ehemaligen NVA-Angehörigen, die sich zeitweilig in Pt. Mugu aufgehalten hatten. Von der RTA Tilzow kannte er die zwei Raketenspezialisten Harald Heß und Ralf Kardner und den RT-Spezialist Maat Kähler. Aus dem ehemaligen Küstenraketenregiment: Korvettenkapitän Frank Hösel, Hauptbootsmann Gerd Höne und den zivilbeschäftigten Kfz-Schlosser Suhrbier. Letzterer zog sogar für diese Dienstreise eine Uniform an, sonst hätte er an diesem Vorhaben von Amts wegen gar nicht teilnehmen können.

Der Weg der Startrampen, der Raketen und der gesamten Zubehörtechnik war sehr lang, es dauerte Monate, bis alles mit dem Ro-Ro-Schiff »American Condor« in Pt. Mugu eintraf. Vier Startrampen, ein KIPS, ein Neutralisations- und Löschfahrzeug vom Typ 8T311 M und ein Raketentransportfahrzeug Sil 131 standen auf Eisenbahnwaggons. So sah ich es auf einem Videoclip. Worin die Raketen transportiert wurden, konnte ich nicht ermitteln. Ich nehme an, sie befanden sich in den Startrampen, auf den Transportfahrzeugen und in den besagten Holzcontainern.

Auf diese Fracht warteten die ehemaligen NVA-Angehörigen in Pt. Mugu erst einmal vergeblich. Als sie nicht kam, flogen sie erst einmal wieder zurück. Erst beim zweiten Anlauf klappte es. Gerd Höne war da schon nicht mehr dabei. Ihm hatte ich zwischenzeitlich eine Stelle als Techniker in meiner neuen Arbeitsstelle vermittelt. So blieb nur Frank Hösel von Schwarzenpfost übrig, und der wollte ja schon wegen seines noch laufenden Studiums so lange wie möglich dabei bleiben.

Brattin erzählte mir auf einmal etwas vom letzten Kommandeur des Küstenraketenregiments. Ich hatte mir immer eingebildet, dieser gewesen zu sein. Doch mich meinte er offensichtlich nicht. Und so hörte ich, daß der Leiter der deutschen Spezialistengruppe, die den Amerikanern das Raketenschießen mit »Rubesh« beigebracht hatte, ein Oberstleutnant der Bundesluftwaffe gewesen sei. Dieser Flieger, Verbindungsoffizier und Dolmetscher im wahrsten Sinne des Wortes, suggerierte der amerikanischen Seite, er sei der letzte Kommandeur des Küstenraketenregiments gewesen. Und er soll sogar Stolz darüber gezeigt haben. Offensichtlich fand dieser Bundeswehroffizier unsere Raketentechnik so gut, daß er sich damit brüstete.

Erkenntnisse der Vector Group

Mr. Brattin schenkte mir eine Reihe von Fotos und lud mich ein, zur »Vector Group« zu fahren. Ich wusste zwar nicht, wer oder was Vector bedeutet, aber man kann ja mal hinfahren, wenn man so herzlich dazu eingeladen wird. Wir verließen die Baracken nahe dem brandenden Pazifik, stiegen in das Auto und fuhren geradewegs zum Tor 3. Dort wartete meine Frau in unserem Leihwagen. Wir fuhren nun, vorbei an riesigen Erdbeerplantagen, in Richtung Oxnard.

Mitten im Ort gingen wir in ein von außen ganz normal aussehendes Wohnhaus. Doch als wir den Innenhof betraten, standen wir in einer Werkstatt für Elektronik. Ich sah einige unserer Raketen und rechter Hand auch eine Startrampe. Die passte hier so gar nicht hin. Also hier arbeitete die »Vector Group« am »Tarantul/Styx Program«. Später erfuhr ich, daß dieses Labor zur »Missile System Group« gehört. Ein Herr im Anzug und Krawatte und ein zweiter in einem gestreiften Hemd, ebenfalls mit Krawatte, begrüßten uns freundlich. Überall standen

elektronische Messgeräte, Kabel hingen herum. Bei einer Rakete waren alle Luken geöffnet, auch da hingen Kabel heraus, die zu einer Vielzahl von Messgeräten führten.

Wir gingen in einen Besprechungsraum. Ein Fernseher stand an der Wand. Ich fühlte mich wie ein Kunde in einer Elektronikwerkstatt. Wir schauten uns ein Video über die praktischen Raketentests in San Nicolas Island an. Brattin und die anderen beiden Herren erläuterten die Bilder. Sie hatten die Raketen beim Start von allen Seiten aufgenommen, teilweise in Zeitlupe. Während des Fluges hatten sie von Bord einer F-15 gefilmt. Auf dem Bildschirm konnte ich die vorgegebene Flugbahn mit der tatsächlichen vergleichen. Jede Abweichung von den vorgegebenen Flugbedingungen und Flugparametern hatten die Versuchsingenieure mittels telemetrischer Flugbahnverfolgungstechnik festgehalten und kommentiert. Offensichtlich steckte viel Arbeit in diesen Untersuchungen.

Später auf dem Hof, wir gingen zu den Raketen, erzählten mir die Amerikaner von ihren Ergebnissen und von der Arbeit in der »Vector Group«. An vielen Stellen der Startrampe bemerkte ich ausgebaute Baugruppen, überall hingen Mess- oder andere Kabelverbindungen herum.

Drei oder vier Startrampen, so hörte ich, befinden sich an der Ostküste der Vereinigten Staaten. Ich vermutete, daß sie sich ebenfalls im »Naval Air Test Center« von Patuxent (Maryland) standen, dort, wo die US-Navy die »Hiddensee« unter die Lupe nahm. Die tatsächliche Anzahl der Startrampen, über die die USA jetzt verfügten, konnte oder wollte mir keiner nennen.

Vereinbarungsgemäß hatten wir damals 25 Raketen zur Luftzieldarstellung für die Bundesmarine vorbereitet. Den Preis dafür hatten wir NVA-Soldaten bezahlt, mit der Aufgabe unseres Berufslebens. Die Regierung meines neuen Vaterlandes hatte also alles verschenkt, was die Amerikaner haben wollten und sich so eine Option auf 25 Raketendarstellungen verschafft. An die Möglichkeit, die Raketen wirklich wirksam zu bekämpfen, glaubten sie sowieso nicht so richtig.

Nach meinen bisherigen Kenntnissen fanden aber keine Abwehrrübungen auf sowjetische Seeziellraketen im Seegebiet Roosevelt Roads (Puerto Rico) statt.

Eine Startrampe befand sich zum Zwecke von Versuchen und Untersuchungen im Vereinigten Königreich von Großbritannien.

Eine weitere Startrampe befand sich in den WTD des BWB. Eine Startrampe steht im heutigen Militärhistorischen Museum der Bundeswehr (nicht in dem der NVA) in Dresden. Die zehnte und letzte SSR soll in Israel sein. Genaue Angaben liegen mir nicht vor.

Ich hatte hier in den USA alle Mühe, die neuen Eindrücke aufzunehmen und zu speichern. Wir verließen wieder den Hof und gingen zurück in die Werkstatt. Dort lötete ein Techniker an einem elektronischen Bauelement.

Ein leitender Ingenieur zeigte mir diverse Telemetrieantennen, kleine metallisch blanke Stummel an verschiedenen Stellen der Außenhaut der Rakete. Damit wurden alle Flugparameter an die Bodenstation übermittelt und mit der vorgegebenen Flugbahn verglichen. Ein Ingenieur berichtete stolz, daß sie die Flugbahn der P-21 auf 15 Meter gesenkt hätten. Früher betrug die Flughöhe der Raketen entweder 50 oder 25 Meter.

Der gesamte Flug wird durch den Autopiloten gesteuert, der mit dem Radiohöhenmesser und im letzten Flugabschnitt mit der Zielsuchlenkanlage zusammenwirkt. Durch Veränderung dieser festeingestellten Parameter wird die durch den Autopiloten, im Zusammenwirken mit dem Radiohöhenmesser und der Zielsuchanlage, gesteuerte Rakete für gegnerisches Abwehrradar noch schwerer unfassbar. Die Zeit für die aktive oder passive Gegenwirkung sinkt noch weiter.

Es gibt in den amerikanischen, russischen und in einigen wenigen anderen Flotten der Welt Raketen, die in einer Höhe von drei bis fünf Metern Höhe mit Schallgeschwindigkeit über der offenen See fliegen können. Sie sind aber wesentlich kleiner. Es gab zu jener Zeit aber keine

taktische Seezielrakete dieser Gewichtsklasse, die man unter die Zehn-Meter-Marke drücken konnte.

Mitten in einer kalifornischen Kleinstadt arbeitete man offensichtlich mit Hochdruck an diesem Problem. Im Gegensatz zu den Deutschen versprachen sich die Amerikaner offensichtlich etwas von der sowjetischen Hochtechnologie. Ideologische Vorurteile, wie sie ihre bundesdeutschen Verbündeten permanent zum Ausdruck brachten, hatten die nicht. Sie schätzten die ausgefeilte Technik und wo etwas herauszuholen war, forschten und bastelten sie, was das Zeug hielt. Selbst die Prüf- und Kontrollapparatur DK-150 war komplett auf Englisch umgestellt. Die kyrillischen Buchstaben hatten sie mit englischen sauber und akkurat überklebt.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, genug gesehen zu haben. Ich wollte nicht mehr, mich zog es zum Ausgang. Mir reichte es auf einmal. Fast zwei Stunden dauerte nun schon meine Reise in die Vergangenheit, die sich als sehr futuristisch herausstellte.

Ich bedankte mich bei Ron Brattin. Unser Auto stand in der richtigen Fahrtrichtung, ich gab Gas, Oxnard lag hinter uns. Wir fuhren wieder vorbei an riesigen Erdbeerfeldern, auf denen mexikanische Tagelöhner mit vollen und mit leeren Körben über das Feld rannten. Ich fuhr auf einen kleinen Feldweg, suchte im Autoatlas den nächsten Streckenabschnitt. Meine Frau und mein Sohn pflückten ein kleines Körbchen großer kalifornischer Erdbeeren. Sie schmeckten nach gar nichts. Wir fuhren wieder auf den Highway N°1 in Richtung Malibu-L.A., vorbei an den vielen Raketenattrappen.

Danksagung

Vor allem möchte ich mich bei meiner lieben Frau und meinen beiden Kindern bedanke, dass sie, nicht immer problemfrei, über viele Jahre hinweg geduldig die Arbeiten an diesem Buch mitgetragen haben. Mancher Abend, manches Wochenende sowie dieser oder jener Urlaubstag haben sie für die Geschichtsaufarbeitung ihres Ehemanns und Vatis opfern müssen. Ihre Enkelkinder werden es von mir zeit- und hingabemäßig mehrfach zurückbekommen.

Mein Dank gilt auch meinem Freund Kapitän zu See a.D. Walter Jablonsky, der die nüchternen Erinnerungen in ein Sachbuch der zeitgenössischen Militärgeschichte überhaupt initiiert und es in vielen gemeinsamen und wertvollen Diskussionsrunden in Worms und Bonn begleitet hat und mit Rat und Hinweisen immer zur Seite stand.

Anhang

1 E. Bahr, »Zu meiner Zeit«, Karl Blessing Verlag, S.591 u. 590

2 K. Naumann (Hrsg.), »NVA – Anspruch und Wirklichkeit«, Mittler & Sohn, S.165

3 Als Stoßkräfte wurden in der VM die aufgabenorientierten Einsatzmittel der Schiffskräfte (kleine Raketenschiffe, Raketen-, Torpedo- u. Artillerieschnellboote), der Marinefliegerkräfte (Marinejagdbomber) und der Küstenraketenkräfte bezeichnet.

4 Brüster Ort heißt heute Kap Taran. Östlicher Küstenvorsprung der Danziger Bucht, liegt im Gebiet Kaliningrad (ehemals Königsberg).

5 Die Ziffer -18 hinter der Bezeichnung des Truppenteils (TT) verweist darauf, daß es sich um einen landgestützten TT handelte, der entweder Kampfaufgaben erfüllte, die Gefechtssicherstellung gewährleistete oder eine rückwärtige (logistische) Zweckbestimmung sicherstellte und dem Kommando der VM direkt unterstand.

6 Admiral Waldemar Verner war von 1959 bis 1979 Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Politischen Hauptverwaltung im MfNV der DDR.

7 »Rubesh« – russisches Wort, bedeutete soviel wie Grenze oder Hindernis.

8 Funkmeß – Synonym für Radar.

- 9 MZO-18 – Mehrzweckobjekt; zu Friedenszeiten ein Ferienlager, Tagungs- und Ausbildungsort, im Kriegszustand konnte dieses Objekt ohne großen Aufwand zum Reservelazarett umgebaut werden.
- 10 VOF – dieser Kurzbegriff besitzt eine doppelte Bedeutung, erstens für Verbündete Ostseeflotten (Frieden) und zweitens für Vereinte Ostseeflotten (Krieg).
- 11 Küstenfront – in Küstenrichtung handelnde Heeresgruppe.
- 12 Mobile Nachrichtensätze – mobile Fernmeldestationen
- 13 Waldgebiete, in denen militärische Objekte untergebracht oder die im Verteidigungsfall Dezentralisierungs- und Entfaltungsräume für die Streitkräfte waren, wurden von einem militärisch geführten, zivilen Produktionsbetrieb verwaltet und bearbeitet. Dazu zählten alle als Sperrgebiet ausgewiesenen Wälder, also auch die Grenzgebiete.
- 14 Dieser befand sich in der Regel in den gesicherten Waffenkammern innerhalb des Unterkunftsgebietes der jeweiligen Einheit.
- 15 KS – Kampfsatz ist eine Berechnungseinheit für den operativen Gefechtseinsatz. Diese Bestände an Raketen, Bewaffnung und Munition bezogen sich auf die volle Ausrüstungsstruktur der Einheiten, Truppenteile und Verbände im Kriegszustand. Eine SSR nimmt 2 Raketen auf. Zu jeder SSR gehört eine Raketentransporteinheit (RTE), ein Nachladefahrzeug, welches ebenfalls 2 Raketen zum Beladeort der SSR transportiert. Zwei SSR plus zwei Nachladefahrzeuge ergeben eine Batterie. Das sind acht Raketen. Jede Abteilung besteht aus zwei Batterien. Das Regiment verfügt im Kriegszustand über drei Abteilungen. Ein KS Raketen des KRR bestand also aus 48 Raketen P-21/22. Zwei KS waren Truppenvorrat (TVR) und befanden sich in Zuständigkeit des Kommandeurs des KRR-18. 64 Gefechtsraketen in Schwarzenpost zuzüglich 9 Raketen waren bestimmt für die noch aufzustellende 3. Küstenraketenabteilung (3.KRA). Die restlichen 23 Raketen der 3. KRA waren ausgelagert. Der 3. KS (48 Raketen) befand sich in operativer Zuständigkeit (Operativer Vorrat – OVR), er unterstand dem Befehlshaber der Flotte. Dieser KS lagerte in der Raketen-Torpedotechnischen Basis (RTTB-18) in Hanshagen. Bis 1989 prüften und überwachten diese Raketen Kräfte und Mittel des Küstenraketenregiments und der RTA der 6. Flottille. Nach Indienststellung der RTTB wartete und kontrollierte dann diese die Raketen und das Zubehör. Das galt analog für jede andere Art von Bewaffnung, Raketen und Munition der KS.
- 16 Verbände, Truppenteile, Einheiten – diese Bezeichnung war eine in Vorschriften, Befehlen und anderen militärischen Bestimmungen gebräuchliche Zusammenfassung der wesentlichen Strukturelemente der NVA. Sie entsprachen Division/Flottille; Regiment/ Brigade/selbständiges Bataillon und Abteilung/Kompanie. Ergänzt wurden sie mit dem Begriff Einrichtungen. Damit waren die Lehrinrichtungen und alle nicht zu den oben genannten Kampftruppen gehörende militärische und zivilen Gebilde gemeint.
- 17 Die Raketen der kleinen Raketenschiffe (Pr.1241 – NATO-Bezeichnung TARANTUL-1) waren völlig identisch mit denen der KRT; es gab keine technischen Unterschiede, so daß sie untereinander austauschbar waren und vergleichbare Einschätzungen zu den Gefechtsmöglichkeiten ermittelt werden konnten.
- 18 FEK ist mit dem in der Bundeswehr gebräuchlichen Begriff ELOKA – Elektronische Kampfführung identisch.
- 19 Angehörige der Waffengattung Infanterie (LaSK), die bis Mitte des 20. Jahrhunderts zu Fuß kämpften und seitdem Gefechtshandlungen immer mehr auch von Gefechtsfahrzeugen aus durchführen. Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte, MV 1985, S.303.
- 20 Freunde – Kurzbezeichnung für die »sowjetischen Klassen- und Waffenbrüder«, die sich entweder aus der vorherrschenden Terminologie oder aus der echten Freundschaft zu den sowjetischen Soldaten ergab.
- 21 Verwaltung 2000 – Bezeichnung für den Apparat der Staatssicherheit in der NVA.
- 22 Schriftenreihe »Informationsdienst – Reihe Marinewesen«, Heft 6/90, S.22.

- 23 »Information für die Truppe«, Beiheft 1/90, S.167.
- 24 Streitkräfte können in einer Demokratie existieren, sind aber an sich nicht demokratisch.
- 25 »Holt nieder Flagge«, F. Labjon/ A. Dietrich, Axel-Dietrich-Verlag, S.210.
- 26 MAZ-543 – das Basisfahrzeug für den Komplex »Rubesh«. Es ist die Abkürzung für Minskij Avtozavod (Minsker Autowerke).
- 27 KRAZ – Kurzbezeichnung für ein schweres, geländefähiges Transportfahrzeug (Kraz-255B). Im KRR-18 wurde es für den Transport von zwei Schiff-Schiff-Raketen oder sieben Tonnen flüssigem Raketentreibstoff oder eines Raketencontainers sowie zum herkömmlichen Transport materieller Güter eingesetzt. Krasnojarskij Avtozavod.
- 28 Theodor Hoffmann »Das letzte Kommando«, Mittler & Sohn S.38.
- 29 H. Mehl, K. Schäfer, »Die andere deutsche Marine«, transpress, S.66.
- 30 Theodor Hoffmann »Das letzte Kommando«, Mittler und Söhne, S.231.
- 31 Fernschreiben Marinekommando Rostock (MKR), Nr. 602 vom 2. 10. 1990
- 32 Letzte Ausgabe der NVA-Wochenzeitung »trend«, Nr. 25/90, S.3.
- 33 Kommandeurstagung Marine 1990, Bericht Flottillenadmiral Horten S.16.
- 34 Friedrich-Engels-Preis, eine staatliche Auszeichnung, wurde in 3 Stufen für hervorragende wissenschaftliche Leistungen an Forscher, Neuerer und Rationalisatoren verliehen.
- 35 Jörg Schönbohm, »Zwei Armeen und ein Vaterland«, Siedler Verlag, S.51.
- 36 Die KMK hat den Auftrag, die Gleichwertigkeit von Abschlüssen an zivilen Hochschulen der ehemaligen DDR festzustellen, um pauschale Anerkennungsregelung durch einen KMK-Beschluss zu ermöglichen.
- 37 Jörg Schönbohm, »Zwei Armeen und ein Vaterland«, Siedler Verlag, S.90.
- 38 ebenda S. 81 u. 107.
- 39 VMBI 1991 Nr.18 Personalwesen S.394-396.
- 40 Saliw – der letzte Tarnname für die 4. Flottille. Jeder Kommandeur, Stellvertreter und Fachoffizier besaß einen dreistelligen Zahlencode. Ich war z.B. die Stirnhöhle 750, d.h. jeder Kommandeur, Chef oder Leiter war die 750 und Stirnhöhle war das KRR-18. Jedes Telefongespräch im NVA-internen Stabsnetz S-1 begann mit der Identifikation mittels dieses Codenamens. Dieser wurde periodisch gewechselt.
- 41 Raketschik – russische Bezeichnung für Raketenspezialist. Dieses Wort ist eine der wenigen Bezeichnungen, welche wortwörtlich aus dem Russischen ins Deutsch übernommen wurde. Es wurde aber nur im Kreise der »Eingeweihten« also der in der UdSSR studierten Armeeangehörigen gebraucht. Soldaten, die zwar zum Fachgebiet eine Beziehung hatten, aber nicht Russisch/Kyryllisch in Wort und Schrift beherrschten, benutzten diese Redewendung äußerst selten.
- 42 »Die Bundeswehr« Nr.12/93.
- 43 Die inhaltlichen Angaben zum BFD entstammen dem Merkblatt Laufbahnen: Mannschaften und Unteroffizier, Stand März 1991, Bestell-Nr.1403.
- 44 »Kommentierung der im Einigungsvertrag enthaltenen Regelungen...«, Teil C, herausgegeben durch die Hauptabteilung Recht und Soziales.
- 45 KNBT – Kommandeurs-Nachrichten und Betriebstrupp, also ein mobiles Fernmeldefahrzeug aus DDR-Produktion.
- 46 Belobigungs- und Bestrafungskartei: kurz B/B-Kartei genannt, der Vorgesetzte besaß für jeden Unterstellten eine grüne DIN A-6 Karteikarte, auf der sowohl die Belobigungen, als auch die Disziplinarverfahren registriert wurden, diese wurden bei Versetzungen des betroffenen Soldaten mit den Personalunterlagen mitgereicht. Wenn Strafen verjährt waren, wurden sie ausgeschwärzt.
- 47 Die Zielsuchlenkanlage in der P-21 war ein Radarkopf und trug die Kurzbezeichnung DMSAÄ, in der P-22 befand sich ein Infrarotzielsuchkopf, der »Snegir« hieß. Beide Zielsuchlenkanlagen lieferten bei der Zielsuche und der Zielverfolgung trotz unterschiedlicher

Wirkungsprinzipien im Zusammenwirken mit Autopilot und Funkhöhenmesser die entsprechenden Steuersignale.

48 Gvardejskoje Aviazijonnoje Sojedinenije – Gardeluftwaffenverband. In Damgarten war die 16. Jagdfliegerdivision, die im Bestand der 16. Luftarmee handelte, diese Division hatte drei Regimenter mit je 40 Kampfflugzeugen. Eines dieser Regimenter und der Stab der Division befanden sich in Damgarten.

49 Waffenarsenal, Podzun-Pallas-Verlag, Spezial Band 4, S.45.

50 Was die amerikanische Seite den Deutschen zusichern musste, wurde im Weiteren auch festgehalten. Dazu gehörten zwei nicht unwesentliche Aspekte. Erstens sind Erkenntnisse aus der Nutzung der Flugkörper sowohl von Bord als auch von den mobilen Startrampen den deutschen Stellen auf Anfrage zur Verfügung zu stellen. Zweitens sollten von den 150 an die USA zu übergebenden P-21/22 (Eine Rakete P-21 kostete der DDR 411.145 Mark, eine P-22 wurde zum Preis von 390.588 Mark importiert) mindestens 25 Raketen als Drohnen bereitgestellt werden. Auf diese Drohnen sollte gegebenenfalls die Bundesmarine in US-Schießgebieten feuern können. Natürlich alles zum Nulltarif.

51 Spiegel vom 20. 9. 1993, S.16.

52 Ostseezeitung vom 05.04.1991 S.1.

53 Koop/Breyer, »Die Schiffe, Fahrzeuge und Flugzeuge der deutschen Marinen von 1956 bis heute«, Bernard & Graefe Verlag, S. 501.

Bildquellennachweis:

Sammlung Gösde: Seite 34, 48, 204, 237, 286, 293 und Einbandrückseite

Foto Volster: Seite 9, 110 und Einbandvorderseite

Foto Roesner: Seite 82, 106, 150

Foto 6. Flottille: Seite 284

Foto Vector Group: Seite 289

Register

Ablaß, Werner E. S. 146

Al-Amouri, Abdel Menem
S. 107

Alex, Adolf S. 151

Amende S. 174

Anders, Winfried S. 190

Baarß, Klaus-Jürgen S. 91

Bahr, Egon S. 94, 95, 116, 207

Bammel, Wilfried S. 130

Barten, Peter S. 26, 165

Barth, Irmin S. 130

Bauer, Jens S. 111

Beckendorf, Gunnar S. 252, 253

Behrens S. 130

Berger, Jürgen S. 151

Biehle, Alfred S. 224

Boche, Volker S. 190, 191

Bochmann, Ralf S. 98

Bohnenstengel S. 111

Boje S. 130
Born, Hendrik S. 45, 54, 60, 62–64, 83, 84, 94, 107, 117, 127, 130, 140, 174, 209, 261
Bölling, Klaus S. 131
Brandt, Rainer S. 11
Brattin, Ron S. 270, 292,
294–296, 298–301, 304
Braun, Dieter Franz S. 208
Brennecke, Ralf S. 66, 149, 151, 221, 231, 237, 254
Breitmoser, Jürgen S. 151
Brodersen S. 128, 129
Budenko, Anatolij S. 35, 214
Bürger, Konrad S. 130

Ceausescu, Nicolae S. 41
Ciliax, Otto S. 261, 279, 285, 287

Dauer, Olaf S. 259
de Maizière, Lothar S. 86
Dinse, Gisela S. 151
Dix, Joachim S. 19, 22–24, 28, 35, 37, 53, 54, 59, 62, 63 82, 84, 126, 129, 130, 131, 134–136,
146, 151, 152
Domke, Hans S. 252
Dommigalle, Wolfgang S. 79, 82, 112, 149, 176
Dommigalle, Kerstin S. 256
Dshamow S. 107
Düwel, Erika S. 151, 254

Ecke, Thomas S. 151
Eckert, Uwe S. 151, 237, 238
Ehm, Wilhelm S. 22, 280
Eicke, Eberhard S. 173, 174, 181, 185–189, 199, 221–223, 225, 229, 231, 237, 240, 242, 247,
250, 261, 266–269, 274
Engels, Friedrich S. 141
Engler, Ingrid S. 243, 254
Eppelmann, Rainer S. 86, 87, 100, 101, 118, 123, 126, 155, 163, 168, 169, 176, 207

Fechner, Joachim S. 260
Fischer, Friedbert S. 124
Fiß, Wolfgang S. 104
Flemming, Rüdiger S. 151, 238, 278
Frank S. 270
Frenzel S. 179

Galda, Jürgen S. 20, 37, 72,
143, 163
Geier S. 208
Gorbatschow, Michael S. 41,
43, 59, 127, 144, 250
Griffin, Arthur Craig S. 270

Haze, Bernhard S. 130

Hahn S. 116
Haprich S. 124, 173
Hausschild, Wolfgang S. 151
Heckendorn S. 130
Heil, Gerhard S. 50
Herfter, Andreas S. 66, 92, 151, 176, 206, 238
Herfter, Petra S. 254
Hermann, Reinhardt S. 165, 166
Herms, Detlef S. 66, 112, 115, 151, 206, 238
Heß, Harald S. 300
Himmerkus, Klaus S. 130, 133, 179, 183, 184
Hoffmann, Theodor S. 22, 35, 50, 51, 86, 89, 100, 101, 109, 116, 117, 163, 168
Honecker, Erich S. 41, 43, 168, 183
Höne, Gerd S. 98, 151, 238, 254, 258, 287, 300, 301
Horten, Dirk S. 174, 208, 260, 261, 273, 279, 280–283, 287
Hösel, Frank S. 62, 98, 151,
234, 237, 238, 254, 263, 285, 287, 300, 301,
Huhn, Rolf S. 210, 215
Hundt, Ulrich S. 131
Hüsemann S. 264

Iwanow S. 42

Jablonsky, Walter S. 8, 130
Jäckel S. 259
Jähnig, Ralf S. 66, 111
Jedaschko, Ralf S. 66, 98, 111
Junghahn, Michael S. 98, 118
Just, Michael S. 73, 165, 244

Kaden S. 175
Kahnt, Tim S. 55
Kahnt, Klaus S. 107, 266
Kamper S. 174
Kämpf, Michael S. 260, 276
Kardner, Ralf S. 300
Karnowka, Klaus S. 174
Kähler S. 300
Keil, Frank S. 238, 241, 253
Kessner S. 130
Keßler, Heinz S. 36, 185
Klinsmann S. 130
Knuth, Peter S. 174, 244, 245, 247, 254, 256, 257, 268, 269
Knittel S. 121
Koch S. 260
Kolmogorow S. 174
Kopplin S. 239
Kolodziejczyk S. 42
Köstling S. 259
Krause S. 130
Krause, Tino S. 238

Kräusche, Karl-Heinz S. 57
Krenz, Egon S. 43, 52
Kretzschmann, Frank S. 144
Kuballek S. 260
Kubitzke S. 182, 230
Kullikow S. 208
Kuplin, Thomas S. 62

Langen S. 137
Lauer S. 130, 132
Lebert, Ray S. 151, 238, 278
Lehmann, Detlef S.151
Leupold, Gerd S. 260
Linde, Jörg-Peter S. 173,
204–206,212, 223, 225, 226, 227, 234, 238, 241,242, 247–249, 225,257,268, 269, 274,284–
286
Löffler, Günter S. 140, 165
Lukoschat S. 259
Lutz, Leonhard S. 252

Mann, Hans-Joachim S. 127,
209–211, 215
Manley S. 292, 294
Maydell, Peter-Michael von
S. 147
Marx, Karl S. 141
Meysing, Holger S. 238
Mißberger, Frank S. 73
Millmann S. 147, 206, 207
Modrow, Hans S. 50
Müller, Gerhard S. 175
Münch, Stephan S. 257
Murzynowski, Werner S. 109,
111, 112, 260

Nennmann S. 124
Neumann, Dieter S. 151
Nitsch S. 130
Nitz, Egon S. 260

Orgzewalla, Ingo S. 73
Orlowski, Erhard S. 130
Ottmeyer, Johannes S. 130,
131
Otrakowskij, Anatolij S. 35,
128, 214

Pahlig, Christian S. 62
Peter, Thomas S. 98
Peters, Bernd S. 151
Peters, Manuela S. 256

Petersen S. 260
Porzner S. 289
Prasser, Silvio S. 98

Radtke, Günter S. 174, 230,
231, 247, 250, 258, 266, 267,
268, 270
Reagan, Ronald S. 127
Reiser S. 130
Reiß, Jutta S. 151
Reiß, Steffen S. 210
Ribbrock S. 261
Richter, Klaus S. 85
Riege, Ingo S. 130
Roesner, Bernd S. 140
Rödel, Rolf S. 175, 261
Rohde, Andreas S. 176
Röttsch, Lothar S. 130, 259,
Ruder S. 287

Saaß, S. 130
Sänger, Willi S. 40
Sattler, Peter S. 130, 134, 135
Schabowski, Günter S. 52
Schädlich, Wolfgang S. 146,
151, 152
Schiller, Knut S. 130, 133, 134, 136, 137, 179, 180, 183, 184
Schmidt, Lothar S. 21, 22, 146, 151, 152
Schmidt, Sybille S. 256, 276
Schmidtke, Eckhard S. 176
Schwarz, Peter S. 83, 110, 114, 176
Schwarz S. 260
Scheven, Werner von S. 193,
194, 208, 209, 282
Schnurbein, Immo von S. 283
Schönbohm, Jörg S. 185, 193, 197
Schröder, Hans-Rudolf S. 130, 272, 281, 282
Schulz, S S. 134
Slomka, Frank S. 26
Shukman, David S. 60
Sielaff, Volker S. 238
Siesing, Peter S. 190
Siebert, Reinhold S. 260
Sok Pak Tä S. 107
Stadler, Andreas S. 66, 112, 206, 237, 238, 265
Stavenhagen, Lutz S. 289
Stechbarth, Host S. 41
Steinbach, Andreas S. 176
Steindorff, Klaus S. 214
Stemke S. 259
Stippkugel, Kurt S. 11, 146,

147, 151
Stoltenberg, Gerhard S. 175–
177, 207, 257, 265, 289, 290
Stoph, Willi S. 185
Strauß S. 190
Suhrbier, Fred S. 287, 300
Suckow, Bernd S. 62, 98
Szillat, Uwe S. 176, 254

Tappert, Dieter S. 60
Timm, Ernst S. 35
Tischer S. 179
Thiem, Hans-Joachim S. 130
Thomas, Rita S. 151

Verner, Waldemar S. 11

Walter, Carsten S. 98, 237, 238, 257
Walter, Uwe S. 176, 238, 254, 257
Weizsäcker, Richard von S. 185
Wellershof S. 185
Wiese S. 261
Wilhelm, Gert 107, 190, 191, 260
Winkler, Thorsten S. 221, 238, 241–243, 258
Witt, Cornelia S. 284
Weyer, Peter S. 282, 283

Zilinski, Bernd S. 111
Zülow, Petra S. 56, 173, 185, 243

Abkürzungsverzeichnis

AF Auffüllung
AGB Arbeitsgesetzbuch
AGÜ Abteilungsgefechtsübung
ATA Auftank- und Transportanlagen
AWACS Airborne early Warning and Controlsystem

B/A Bekleidung/ Ausrüstung
B/B Bestrafung/Belobigung
BMVg Bundesministerium der Verteidigung
BWB Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung

DHS Diensthabendes System
DK Dieselkraftstoff
Diko Dieselkompressor
Disz Vorges Disziplinarvorgesetzter

ECM Electronic counter measures
ECR Electronic combat reconnaissance
EG Erhöhte Gefechtsbereitschaft

FEK Funkelektronischer Kampf
FüAkBw Führungsakademie der Bundeswehr

GD Gefechtsdienst
GSSD Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland
GWW Gesellschaftswissenschaftliche Weiterbildung

HSA Hochspannungsanlage
IABG Industrie- und Anlagenbetriebsgesellschaft
ITA Ingenieur-Technischer Außenhandel

KDL Kontroll-und Durchlaßpunkt
KIPS Kontrollno-iseritjelnije pribori i systemi
KNBT Kommandeurs-Nachrichten-und Betriebstrupp
KRA Küstenraketenabteilung
KRAZ Krasnojarskij Awtosawod
KRR Küstenraketenregiment
KRT Küstenraketenruppen
KS Küstenschutzschiff
KVM Kommando der Volksmarine
KVR Küstenverteidigungsregiment

Lug Leiter der Unterstützungstruppe

MAK Militärakademie
MAW Minenabwehr
MAZ Minskij Awtosawod
MSDG Material-, Depot-, und Service-Gesellschaft
MfAV Ministerium für Abrüstung und Verteidigung
MfNV Ministerium für Nationale Verteidigung
MFG Marinefliegergeschwader
MilLdVg Militärische Landesverteidigung
ML Munitionslager
MSR Minen- und Räumschiff
MSichBtl Marinesicherungsбатаillon
MStpkdo Marinestützpunktkommando
MVM Militärverbindungsmission
MZO Mehrzweckobjekt

OvD Offizier vom Dienst
OVR Operativer Vorrat

RD Rückwärtige Dienste
RSB Raketenschnellboot
ROI Regierungsoberinspektor
RT Raketentreibstoff
RTA Raketentechnische Abteilung
RTE Raketentransporteinheit
RTTB Raketen-und Torpedotechnische Basis
RWTD Raketen-und Waffentechnischer Dienst

SaZ Soldat auf Zeit
Sil Sawod imeni Lichatschowa
SMH/SAR Schnelle Medizinische Hilfe/ Search and Rescue
SSG Schiffsschlaggruppe
SSR Selbstfahrende Startrampe
StOV Standortverwaltung
SVG Soldatenversorgungsgesetz
SVÜV Soldatenversorgungsüberleitungsverordnung

TBK Technische Beobachtungskompanie
TÜV Technischer Überwachungsverein
TSK Teilstreitkraft
TVR Truppenvorrat
TVS Truppenverpflegungssatz

UAW U-Boot-Abwehr
UAZ Uljanowskij Awtosawod
UKA Unterkunftsabteilung
UKD Unterkunftsdiens

VBK Verteidigungsbezirkskommando
VBS Verband der Berufssoldaten der DDR
VEB Volkseigener Betrieb
VK Vergaserkraftstoff
VKK Verteidigungskreiskommando
VM Volksmarine
VOF Verbündete Ostseeflotten (im Frieden), Vereinte Ostseeflotten (bei Übungen und im Krieg)

WGT Westgruppe der Truppen
WP Warschauer Pakt

Rückseite Umschlag

Das Küstenraketenregiment 18, ein Elite-Truppenteil der DDR-Volksmarine, existierte keine zehn Jahre. Fregattenkapitän Klaus-Peter Gösde war sein letzter Kommandeur. Er berichtet unzensiert über die Auflösung und kampflose Übergabe des KRR-18 an den einstigen Gegner.

Seine Aufzeichnungen sind exemplarisch: So wie dieser Truppenteil endete die ganze NVA. Es ist der nüchterne Beweis für die Unmöglichkeit, die ostdeutsche Armee in die westdeutsche zu integrieren. Genauso irrwitzig, als wenn die Grenze zwischen beiden deutschen Staaten damals nur eine „innerdeutsche Grenze“ gewesen war. Beide Staaten, beide Armeen waren nun einmal grundverschieden und in gegensätzliche politische Systeme eingebunden.

Fregattenkapitän a.D. bezeugt anschaulich durch eigenes Erleben, dass die Mär von der angeblich erfolgreich vollzogenen Einheit in den Streitkräften genau dieses ist: eine Legende.